

## Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie: Darstellung und Kritik

Oppenheimer, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Oppenheimer, F. (1900). *Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie: Darstellung und Kritik*. Berlin: Vita, Dt. Verlagshaus. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50505-0>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>

1905. 179

Dr. Franz Oppenheimer.



Das Bevölkerungsgesetz  
des T. R. Malthus und der  
neueren Nationalökonomie

Darstellung  
und Kritik.

==== Zweite Auflage ====



VITA

Deutsches Verlagshaus G. m. b. H.

BERLIN.

1905. 179

Das  
**Bevölkerungsgesetz**

des

**T. R. Malthus**

und

der neueren Nationalökonomie.

---

Darstellung und Kritik

von

**Franz Oppenheimer.**

---

Ho 25

**VITA**

Deutsches Verlagshaus

Berlin NW. 23.

1900.

## Inhaltsverzeichnis.

Vorwort . . . . .	Seite III
Inhaltsverzeichnis . . . . .	V

### I. Kapitel:

<b>Darstellung der Malthus'schen Lehre . . . . .</b>	<b>1</b>
--	----------

Das „Prinzip“ ist nur der Spezialfall eines für das gesamte organische Leben gültigen Naturgesetzes der Population (2). Malthus-Godwin (4). Die Malthus'sche Theorie als pessimistische, anti-sozialistische Lehre (5). Gültig nicht nur für die Zukunft, sondern auch für Vergangenheit und Gegenwart (6). Was die „Tendenz“ in Wahrheit bedeutet (9). Die Verquickung mit der Lohnfondstheorie (10). Ableitung der „kapitalistischen“ Wirtschaftsordnung aus dem „Prinzip“ (12). Gewinnt dadurch gute Position gegen den Einwand, dass noch das meiste Land ungenutzt ist (13). Konzessionen an die Theorie: die arithmetisch-geometrische Proportion; die 25jährige Zuwachsperiode (15); zeitweilige Erleichterung (16); volle Besetzung des Landes (17).

Das „Gesetz der Produktion auf Land“ (18).

### II. Kapitel:

<b>Kritik der Malthus'schen Lehre . . . . .</b>	<b>20</b>
---	-----------

Die historischen und statistischen „Beweise“: rein formale Erklärung. Kette der Trugschlüsse (20). Das grundlegende Prinzip. Sein unerkannter quantitativer Inhalt (23). Die Lebensmittelquote (26). Jahres- und Tagesquote. Die Fähigkeit des Ausgleichs zeitlicher und räumlicher Erntedifferenzen wächst mit der Dichtigkeit der Bevölkerung (27). Die „Grösse des Marktes“ (29). Markt und Transportmittel (29). Das „Gesetz der Produktion auf Land“ wird bis zur Vollbesetzung des Gebietes überkompensiert, (32) weil die Tagesquote immer gesicherter wird. Aber auch die Jahresquote wird immer grösser, auch in „vollbesetzten“ Ländern (34). Das Wachstum der „städtischen“ Bevölkerung mit dem „Gesetz der Produktion auf Land“ unvereinbar (35), auch vom Standpunkt der Lohnfondstheorie (36). — Statistische Argumente: Areal, Körner- und Fleischproduktion

der Kulturwelt (43). Produktion Europas pro Kopf an Körnern (43); an Fleisch (44). Frankreich: Ackerproduktion pro Kopf (46). Deutschland desgl. (47).

Wachstum der Ernten pro Fläche: Frankreich (45), Deutschland (50), deutsche Fleischproduktion (53), Preussische Ziffern (54).

Das „Gesetz der sinkenden Erträge“ von Malthus missverstanden (55). Es ist ein blosses Rentabilitätsgesetz der landwirtschaftlichen Privatökonomie (57). S. Senior und der technische Fortschritt (57). Mein „Gesetz der Bodenkapazität“ (58). Die Quaternio terminorum (59). Überkompensation auf den einzelnen Stufen (61). Zusammenfassung (62).

### III. Kapitel:

#### Der heutige Malthusianismus . . . . .

W. Roscher (66) hält sich nur durch ein Missverständnis für Anhänger von Malthus. Das Spiel mit dem Worte „Übervölkerung“ (68). „Absolute“ und „relative“ Übervölkerung (69). Roscher steht grundsätzlich auf dem Standpunkt Godwins (70). R. v. Mohl (71). Nicht Anhänger von Malthus (71). Das Doppelspiel mit dem Wort „Tendenz“ (72). Seine „Übervölkerung“ (73). G. Rümelin (74). Ebenfalls nur vermeintlich Anhänger von Malthus (75). Die Krise von 1874 (76). A. d. Wagner (79) hat ebenfalls Malthus preisgegeben, ohne es zu wissen (81). Ebenso L. Elster (85) und v. Fircks (87). Zusammenfassung (89). Der moderne Malthusianismus bezieht sich im Gegensatz zum eigentlichen nur auf die Zukunft: zwei Abarten dieses „prophetischen Malthusianismus“ (90). Alle drei Theorien laufen fortwährend durcheinander (91). Jul. Wolf (91). Gustav Cohn (92). Ratzel (94).

### IV. Kapitel:

#### Kritik des neueren Malthusianismus . . . . .

##### A. Der prophetische Malthusianismus erster Abart.

Der Exportindustrialismus und seine Quellen (98). Unhistor. Auffassung als eines neuen Quale, statt eines vermehrten Quantum. Europa „Stadt“ eines Weltwirtschaftskreises (100). Die Gefahr einer „relativen Übervölkerung“ wird um so geringer, je mehr der Markt sich dehnt (101). Kapitalbildung (103). Transport (104). Risiko (105). Versicherung (106). Absatz (107). England unter der Voraussetzung einer Dauerblockade (108). Vergleich mit Russland und Italien (110). Englands Hilfsmittel (112). Die Anpassung (113) gelingt dank der Dichtigkeit der Bevölkerung (114). Binnenmarkt und Ausfuhr (115). Das notwendige Gleichgewicht der Bevölkerung in Industrie und Ackerbau (117). Krisen (118). Notleiden einzelner Zweige (119). Zusammenfassung (120). Statistische Argumente: internationaler

## Vorwort.

Die folgenden Blätter enthalten den Versuch einer Widerlegung des sogenannten „Bevölkerungsgesetzes“. Solcher Versuche sind im Laufe des letzten Jahrhunderts eine sehr grosse Reihe gemacht worden, ohne dass sie Erfolg gehabt hätten. Es besteht daher in wissenschaftlichen Kreisen ein berechtigtes Misstrauen gegen derartige Arbeiten. Ich möchte darum ins Vorhinein bemerken, dass meine Auseinandersetzungen das Problem mit einer — so weit ich zu sehen vermag — hier noch nicht angewendeten Methode angreifen. Wenn man bisher versucht hat, das Bevölkerungsgesetz durch Thatsachen zu widerlegen, so habe ich meine Argumente zu dem Beweise zuzuspitzen gesucht, dass das „Gesetz“ sich selbst widerlegt. Meine Schrift will sozusagen als logisches Sektions-Protokoll angesehen werden. Es war mir wichtiger, Trugschlüsse aufzulösen, als statistische Daten zusammenzutragen „Moors Geliebte kann nur durch Moor sterben“: die Ausgeburt einer, wie ich meine, verrenkten Logik kann nur durch gesunde Logik beseitigt werden. — — —

Mein Unterfangen ist ein heikles. Hat doch die Theorie seit ihrem ersten Erscheinen dauernd an Boden gewonnen! Und gilt sie doch namentlich der Deutschen nationalökonomischen Wissenschaft seit Mohl und Roscher als ein *κτῆμα ἐς αἰὲν*. Elster erklärt in seinem Referat<sup>1)</sup>: „dass die meisten Volkswirte in unseren Tagen die Malthus'sche Lehre „als im wesentlichen richtig anerkennen, zwar nicht in ihren einzelnen „Sätzen, wohl aber in ihrem Kern, dass nämlich die Bevölkerung die „Tendenz habe, sich schneller zu vermehren, als die Unterhaltsmittel „anwachsen können.“

Unter solchen Umständen eine Widerlegung der berühmten Lehre zu versuchen, das ist ungefähr so schwer, wie das Wiederaufnahmeverfahren gegen einen unschuldigen Verurteilten durchzusetzen; ja es heisst

<sup>1)</sup> Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1. Aufl. Bd. II, S. 512. 2. Aufl. II, S. 752.

sich sogar in die prekäre Lage dessen zu versetzen, der ein Dogma anzutasten wagt, einen Lehrsatz, der schon gar nicht mehr auf seine Richtigkeit geprüft, sondern ohne weiteres als Grundlage des nationalökonomischen Denkens anerkannt wird. Dennoch muss es gewagt werden, denn das Malthus'sche Dogma verschliesst so viele Pforten der nationalökonomischen und geschichtlichen Forschung, schneidet so viele Fragen an der Wurzel ab, dass seine Richtigkeit immer wieder an den Thatsachen geprüft werden muss, soll unsere Wissenschaft nicht verkümmern.

Ich habe in meinem „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ das Ergebnis meiner Untersuchungen und Gedanken zwar beiläufig und in kürzester Form bereits veröffentlicht, halte es aber dennoch für wünschenswert, die Frage noch einmal aufzunehmen; und zwar erstens, weil derartige Untersuchungen, wenn sie als Teil eines grösseren Werkes erscheinen, zumeist der Mehrzahl derjenigen entgehen, an deren Adresse sie gerade gerichtet sind; und zweitens, weil mir die Frage wert erscheint, auf breiterer dogmenhistorischer und statistischer Unterlage behandelt zu werden, als es die Ökonomik jenes umfassenden Werkes gestattete.

Dt. Wilmersdorf, Kaiserallee 119,  
Mai 1900.

Dr. Franz Oppenheimer.

Handel (122). Englands Ausfuhr (123). Die „Konkurrenten“ Englands beste Kunden (124). Unterschätzung des Binnenmarktes. Das Dogma von der Verelendung der Massen (128). Setzt die Maschine Arbeiter frei? (119). Jul. Wolf und Marx (129). Seite

B. Der prophetische Malthusianismus zweiter Abart . . . . . 132

Statistische Willkür (132). Der Begriff des Wachstums (133). Sinken der Geburtenfrequenz mit dem Wohlstande (136). Wann würde die Erde „vollbesetzt sein? Die Ravenstein- v. Firckssche Schätzung (142). Die falsche Grundlage der Schätzung (147). Mögliche Steigerung der Bodenerträge und der Bevölkerung für die nächste Zukunft (148). Wie viel Menschen kann bei Zugrundelegung der heutigen Meisterträge die Erde ernähren? (151). Der Ertrag der Treibhauskultur (152). Der Eiweissbedarf (153). Tropische Ackerbau-Erträge (154). Eine Viertelbillion! (158). Wohnboden (159). Aussicht auf noch weitere Steigerung (159). Wieviel bleibt für Nicht-Urproduktion? (160). Der Zeitpunkt erst nach mehr als einem Jahrtausend erreichbar (162).

Schlusswort . . . . . 164

Die drei ganz verschiedenen Theorien (164). Der Malthusianismus und die nationalökonomische Wissenschaft (166). Das Problem des Sozialismus (167).

---

## I. Kapitel.

### Darstellung der Malthus'schen Lehre.

Für Malthus ist das Gesetz der menschlichen Population nur ein Spezialfall des allgemeinen Gesetzes der organischen Population überhaupt, das er bezeichnet als „the constant tendency „in all animated life, to increase beyond the nourishment prepared for it.“ Er hat das Gesetz von Dr. Franklin übernommen: „Wäre die Erdoberfläche, sagt er, von anderen Pflanzen „frei, so könnte sie nach und nach mit einer einzigen Gattung „besät und bedeckt sein, z. B. mit Fenchel, und wäre sie von „anderen Bewohnern leer, so könnte sie in wenigen Menschenaltern von einer einzigen Nation wieder angefüllt sein, z. B. mit „Engländern.

„Dies ist unwiderleglich wahr. . . . Wenn die Keime der „Existenz auf dieser Erde sich frei entwickeln könnten, würden „sich im Laufe weniger tausend Jahre Millionen Welten füllen. „Die Not, jenes gebieterische, alles durchdringende Gesetz der Natur, „hält sie innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zurück. Die „Geschlechter der Pflanzen und Tiere schrumpfen unter diesem „grossen, einschränkenden Gesetze zusammen, und der Mensch „kann ihm mit keiner Anstrengung der Vernunft entgehen.

„Bei den Pflanzen und unvernünftigen Tieren ist die Sache „einfach. Sie alle werden durch einen mächtigen Instinkt getrieben, „ihre Gattung zu vermehren, und dieser Instinkt wird durch keine „Fürsorge für ihre Nachkommenschaft zurückgehalten. Wo daher „Freiheit ist, wird die Vermehrungsfähigkeit ausgeübt, und die „übermässigen Wirkungen werden späterhin durch Mangel an Raum „und Nahrung zurückgedrängt.

„Die Wirkungen dieser Hemmung auf den Menschen sind „komplizierter. Zur Vermehrung seiner Gattung durch einen gleich „mächtigen Instinkt angetrieben, hemmt die Vernunft sein Vor-

„gehen und legt ihm die Frage nahe, ob er nicht Geschöpfe zur  
„Welt bringen kann, für die er die Unterhaltsmittel nicht zu  
„beschaffen vernag. Hört er auf diese Zweifel, so erzeugt die  
„Hemmung nur allzuoft Laster. Hört er nicht darauf, so wird  
„das Menschengeschlecht sich beständig über die  
„Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren streben.  
„Aber da kraft des Gesetzes unserer Natur, welche die Nahrung  
„zum Leben des Menschen notwendig macht, die Bevölkerung in  
„Wirklichkeit niemals über das niedrigste Mass von Lebensmitteln,  
„wodurch sie zu erhalten ist, hinauswachsen kann, so muss in der  
„Schwierigkeit, Nahrung zu erlangen, eine starke Hemmung der  
„Volksvermehrung in beständiger Wirksamkeit sein. Diese Schwierig-  
„keit muss irgendwo erscheinen und notwendig in einer oder der  
„anderen der verschiedenen Gestalten des Elends oder der Furcht  
„vor Elend von einem grossen Teil des Menschengeschlechts hart  
„empfunden werden.

„Dass die Bevölkerung diese beständige Tendenz zur Ver-  
„mehrung über die Unterhaltsmittel hinaus hat und dass sie auf  
„ihrem unvermeidlichen Niveau durch diese Ursachen zurück-  
„gehalten wird, wird aus einer Übersicht der verschiedenen Gesell-  
„schaftsstufen, auf denen der Mensch existierte, hinreichend klar  
„hervorgehen.“<sup>1)</sup>

Wir möchten meinen, dass schon in diesen einleitenden Sätzen  
der Inhalt des Malthus'schen Bevölkerungsgesetzes vollkommen  
klar dargestellt ist als ein Naturgesetz, das auf jeder  
Stufe menschlicher Gemeinwirtschaft gewirkt hat  
und wirken wird, wo nicht etwa „die Stimme der  
Vernunft“ ausreichend gehört wurde oder wird.

Trotzdem ist der Gedankeninhalt der Theorie meistens so  
sehr missverstanden worden, dass heute eine Lehrmeinung als  
„Malthusianismus“ bezeichnet wird, die nur Äusserlichkeiten mit  
der ursprünglichen Theorie gemein hat, aber im Kerne ganz  
etwas anderes, ja sogar schnurgerade entgegengesetztes behauptet.  
Dem Beweis dieser Behauptung wird der zweite Teil dieser  
Arbeit gewidmet sein. Hier ist es zunächst unsere Aufgabe, die

---

<sup>1)</sup> T. R. Malthus: „Versuch über das Bevölkerungsgesetz.“ Nach der  
7. Ausgabe des englischen Originals übersetzt von F. Stöpel. Berlin 1879.  
S. 2—4.

eigentliche Malthus'sche Theorie als das darzustellen, was sie ist, als das, was wir soeben umschrieben haben.

Diese Aufgabe ist nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Darstellung des Bevölkerungsgesetzes durch Malthus selbst ist — darüber sind sich auch seine Anhänger von Mohl bis auf von Fircks<sup>1)</sup> einig — in der Form von keiner besonderen Prägnanz und Geschlossenheit. Seine Ausdrücke sind häufig vieldeutig, die Konsequenzen sind oft nicht mit mathematischer Schärfe gezogen, und es fehlt auch nicht an inneren Widersprüchen.<sup>2)</sup> Unter diesen Umständen ist es in der That nicht ganz leicht, den Gedankeninhalt der Theorie so scharf zu präzisieren, wie für eine endgültige Diskussion erforderlich ist. Die Theorie, mit der man kämpft, verwandelt sich wie Proteus in immer neue Gestalten. Schon die Thesen, die er als *thema probandum* am Schlusse des zweiten Kapitels aufstellt, sind von viel geringerer Präzision. Sie lauten<sup>3)</sup>:

- „1) die Volksvermehrung ist notwendig durch die Unterhaltungsmittel begrenzt;
- 2) die Bevölkerung steigt unveränderlich, wo die Unterhaltungsmittel steigen, wenn sie nicht durch einige sehr mächtige und auffallende Hemmnisse daran verhindert wird;
- 3) diese Hemmnisse und die Hemmnisse, die die überlegene Zeugungskraft unterdrücken und ihre Wirkungen auf demselben Niveau mit den Unterhaltungsmitteln halten, sind sämtlich in moralischen Zwang, Laster und Elend auflösbar.“

Hier fehlt z. B. in These 2 das entscheidende Wort „entsprechend“ hinter „unveränderlich“, um, wie es in der Anmerkung heisst, „einige äusserste Fälle“ mit in die These aufzunehmen. Dadurch verliert die These aber alle Bedeutung. So ist es fast überall.

Dennoch ist über den eigentlichen Wesenskern der Malthus'schen Theorie schon dann Klarheit zu gewinnen, wenn man sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, unter denen sie zuerst erschien, und vor allem die Rolle, die sie als Streitschrift zu

---

<sup>1)</sup> „Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik“, Leipzig 1898.

<sup>2)</sup> Vergl. z. B. Sötbeer, „Die Stellung der Sozialisten zur Malthus'schen Bevölkerungslehre“, Berlin 1886, S. 6.

<sup>3)</sup> Malthus a. a. O. S. 20/21.

spielen bestimmt war. Sie war bekanntlich ein Angriff gegen den Sozialismus Godwins.

Die Naturlehre Adam Smith's war bei der britischen Arbeiterschaft und einem grossen Teile der bürgerlichen Ideologen in starken Misskredit gekommen. Es hatte sich herausgestellt, dass die Harmonie aller sozialen und wirtschaftlichen Interessen, die nach der Naturlehre aus dem System der freien Konkurrenz folgen sollte, sich nicht einstellen wollte. Das Elend der britischen Arbeiterschaft schrie zum Himmel, und der Sozialismus erhob natürlich wieder sein Haupt, wie immer, wenn der soziale Gradient rapide wächst, d. h. wenn die Differenz der maximalen und minimalen Einkommen derselben Volkswirtschaft stark zunimmt. Godwin hatte als namhaftester Vertreter der sozialistischen Auffassung im „Enquirer“<sup>1)</sup> sein Gleichheitssystem veröffentlicht, und verfocht darin die beiden Grundprinzipien, die jedes sozialistische System notwendigerweise enthalten muss, erstens: das Elend und die Not der Gegenwart sind lediglich Folgen einer mangelhaften sozialen Organisation, oder, wie sich Malthus ausdrückt, „schlechten Regierung“; zweitens: bei einer vernünftigen sozialen Organisation wird alle Not und alles Elend verschwinden.

Man sieht, dass historische Deutung und Zukunftsprophetie nur logische Wendungen desselben Hauptsatzes sind, der da lautet: alle Klassenverschiedenheit und die daraus folgende Not sind lediglich historische Kategorien. Die Not der Vergangenheit hatte ihre zureichende Ursache; diese Ursache liegt in mangelhaften menschlichen Einrichtungen; sie kann und wird daher beseitigt werden: und darum wird in Zukunft keine Klassenverschiedenheit und keine Not bestehen.

Wer dieser optimistischen soziologischen Theorie eine pessimistische entgegenstellen will, wer also nicht „angebrachter Massen“, also z. B. gegen ein kollektivistisches Ideal, sondern grundsätzlich gegen jedes Gleichheitsideal ankämpft, der muss jenem Satze sein Gegenstück entgegensetzen: Not und Elend sind

<sup>1)</sup> Nach Elster (Hdwb. d. Staatsw. II. Aufl. Bd. II, 741) lauten die Titel der beiden in Frage kommenden Worte Godwins: „An inquiry concerning political justice, and its influence on general virtue and happiness. 2 vols. London 1797.“ — „The Enquirer: reflections on education, manners and literature. London 1797.“

keine historischen, sondern immanente Kategorien. Die Klassenverschiedenheit und das daraus folgende Elend der Vergangenheit und Gegenwart hatte ihre zureichende Ursache: diese Ursache ist aber ein Naturgesetz, kann und wird daher nicht beseitigt werden, und darum wird auch in alle Zukunft Klassenverschiedenheit mit ihren Folgen bestehen.

Ein solches soziologisches Gesetz mit pessimistischem, d. h. antisozialistischem, anti-utopistischem Inhalt hat Malthus zweifellos geglaubt entdeckt zu haben.

Freilich findet es sich in voller Klarheit — so weit hier überall von Klarheit die Rede sein kann — erst in der reifen Theorie, in den späteren erweiterten Auflagen. Im ersten Wurf war die Theorie, wie aus dem Vorwort hervorgeht, augenscheinlich nur eine Darstellung der traurigen Folgen, die aus dem angeblichen Missverhältnis zwischen dem Wachstum der Bevölkerung und dem ihrer Unterhaltsmittel entstehen müssten, wenn je eine Gesellschaft der Gleichheit nach Godwins Ideen ins Leben treten sollte.

Wir erfahren aus der Vorrede des Verfassers zur zweiten Auflage, dass die erste Fassung seines Werkes wesentlich ein Zukunftsbild dem andern entgegengesetzt hatte: nämlich dem Godwin'schen Zukunftsbilde eines Gemeinwesens der sozialen Gerechtigkeit und des blühenden Wohlstandes das traurige Bild einer Gesellschaft, die durch den immer zunehmenden Mangel an Nahrungsmitteln zur bittersten Armut und zur wüthendsten Zwietracht kommen müsse. Dann aber wurde Malthus darauf aufmerksam, dass dasselbe Prinzip, dessen Wirksamkeit für die Zukunft ihm ausser Zweifel erschien, auch in Vergangenheit und Gegenwart seine Geltung gehabt haben und haben müsse. Er schreibt S. VII.: „Im Laufe der Erörterung wurde ich naturgemäss auf „eine Prüfung der Folgen jenes Gesetzes für den bestehenden „Zustand der Gesellschaft geleitet. Dasselbe schien viel von der „Armut und Not, die man unter den niederen Volksklassen jeder „Nation findet, sowie die wiederholten Misserfolge der Bemühungen „der höheren Klassen, sie zu erleichtern, zu erklären. Je mehr „ich die Sache von diesem Gesichtspunkte betrachtete, destomehr „Gewicht schien sie zu erlangen. Und dieser Grund . . . be- „stimmte mich, meine Musse zu einer historischen Erforschung

„der Folgen des Bevölkerungsgesetzes auf die früheren und gegenwärtigen sozialen Verhältnisse zu verwenden“.

Lässt sich schon durch diese Erwägung a priori bestimmen, welchen Inhalt die Malthus'sche Theorie als pessimistische soziologische Lehre haben musste, wenn sie ihren Zwecken der Bekämpfung des Sozialismus genügen sollte, so ergibt auch eine Textkritik a posteriori mit aller Sicherheit das, was wir oben feststellten, nämlich, dass die reife Malthus'sche Theorie nicht etwa nur eine Zukunftsprophezeiung enthält, sondern ein angebliches allgemeines Gesetz der menschlichen Gesellschaft, das auf allen Stufen derselben gewirkt hat, wirkt und wirken wird. Das Malthus'sche Werk selbst lässt an den entscheidenden Stellen nicht den geringsten Zweifel darüber, dass das Gesetz in diesem Umfang gemeint ist. Es beginnt z. B. sofort mit folgenden Sätzen: „In jeder Untersuchung über die Fortschritte der Gesellschaft bieten sich als Methoden der Erörterung folgende zwei dar; erstens: die Ursachen zu erforschen, die bisher den Fortschritt des Menschengeschlechtes zum Glück gehindert haben; und zweitens: die Wahrscheinlichkeit der gänzlichen oder teilweisen Entfernung dieser Ursachen für die Zukunft zu prüfen“.

Denselben Inhalt haben unter anderem auch noch folgende Stellen: „Es giebt wenige Staaten, in denen sich nicht die Bevölkerung über das Mass der Unterhaltsmittel zu vermehren strebte. Diese Tendenz hat beständig die Wirkung, die niederen Gesellschaftsklassen der Not zu unterwerfen und eine grosse und dauernde Verbesserung ihrer Lage zu verhindern“.<sup>1)</sup> „Es giebt wohl keine bekannte Insel, deren Produktion nicht noch erhöht werden könnte. Dasselbe kann von der ganzen Erde gesagt werden; aber beide sind ihrer dermaligen Produktion vollkommen entsprechend bevölkert, und die ganze Erde gleicht in dieser Beziehung einer Insel“.<sup>2)</sup>

Ebenso schliesst z. B. Kapitel 2 mit folgenden Worten:

„Der zweite und dritte Satz (der S. 3 abgedruckten Thesen) werden durch eine Übersicht der direkten Hemmnisse der Volksvermehrung in der Vergangenheit und Gegenwart hinreichend

<sup>1)</sup> S. 16.

<sup>2)</sup> S. 52/53.

„begründet werden. Diese Übersicht ist der Gegenstand der „folgenden Kapitel“.<sup>1)</sup>

Weiter: Kapitel 4 beginnt folgendermassen:

„Eine Geschichte der früheren Wanderungen und Niederlassungen des Menschengeschlechtes und der Motive, die „dazu reizten, würde die beständige Tendenz der menschlichen „Rasse, sich über das Mass der Unterhaltsmittel zu vermehren, „auffällig illustrieren“.<sup>2)</sup> Noch bezeichnender ist eine Polemik gegen Condorcet. Dieser erwägt die Konsequenzen einer immer weiter schreitenden Bevölkerungsvermehrung, nachdem die Menschheit einmal in unabsehbarer Zeit den höchsten Grad von Kultur und Bodenausnützung erreicht habe. Er fragt, ob dann nicht eine retrograde Bewegung, mindestens eine periodische Schwankung in der Güterversorgung eintreten müsse, ob diese nicht eine unaufhörlich bestehende Ursache periodischen Elends sein müsse? Darauf antwortet Malthus mit einer runden Zustimmung im Prinzip. Aber „der einzige Punkt, in welchem „ich von Condorcet abweiche, betrifft die Periode, wann diese „Schwankung eintreten wird. Condorcet meint, sie könne nur in einer „unabsehbar weit entfernten Zeit eintreten. Wenn das Verhältnis „zwischen der natürlichen Zunahme der Bevölkerung und der „Nahrungsmittel auf einem beschränkten Gebiet... irgendwie der „Wahrheit nahe kommt, so scheint im Gegenteil die Periode, wo „die Zahl der Menschen ihre Mittel zu bequemer Subsistenz überschreitet, schon seit langer Zeit eingetreten zu sein, „und diese notwendige Schwankung, diese stets vorhandene „Ursache periodischen Elends hat in den meisten Ländern bestanden, so lange wir die Geschichte des Menschengeschlechtes „zurückverfolgen können, und besteht noch heutigen Tages.“<sup>3)</sup>“

Mit ganz ähnlichen Worten argumentiert Malthus auch gegen das Gleichheitssystem von Wallace. Auch dieser meint, es würde aus Nahrungsmangel nicht eher eine Schwierigkeit zu befürchten sein, als „bis die Erde wie ein Garten kultiviert und jeder ferneren Ertragssteigerung unfähig sei“. Darauf antwortet M., die Schwierigkeit sei keineswegs eine entfernte, sondern eine

<sup>1)</sup> S. 21.

<sup>2)</sup> S. 71.

<sup>3)</sup> S. 412/3.

unmittelbar drohende. In jeder Periode des Fortschritts der Kultur, vom ersten Moment an bis zu der Zeit, wo die ganze Erde einem Garten gleich geworden wäre, müsste sich die Nahrungsmittelnot beständig allen Menschen fühlbar machen, falls sie gleich wären. Die Produktion der Erde würde zwar jedes Jahr steigen, die Bevölkerung aber würde noch schneller steigen, und diese überlegene Zeugungskraft würde notwendig durch die periodische oder beständige Wirksamkeit moralischen Zwanges, herrschenden Lasters oder Elends gehemmt werden.<sup>1)</sup>

Und er fasst in dem Schlusskapitel 13 des zweiten Buches unter dem Titel: „Allgemeine Schlüsse aus der vorstehenden Übersicht der sozialen Verhältnisse“ seine gesamte Theorie folgendermassen zusammen: „Muss es mithin von einem aufmerksamen Betrachter der Menschengeschichte nicht anerkannt werden, dass in jeder Zeit und in jedem Zustande, indem sich der Mensch befand und in dem er sich jetzt befindet, die Bevölkerungszunahme notwendig begrenzt ist durch die Unterhaltungsmittel? Dass die Bevölkerung unveränderlich wächst, sobald die Subsistenzmittel zunehmen, wenn sie nicht durch mächtige und offenbare Hemmnisse am Wachstum verhindert ist? Dass diese Hemmnisse und die Hemmnisse, welche die Bevölkerung auf dem Niveau der Lebensmittel erhalten, moralischer Zwang, Laster und Elend sind?“<sup>2)</sup>

Diese angeführten Sätze — die Belege liessen sich beliebig häufen — lassen, wie gesagt, unserer Meinung nach keinen Zweifel darüber, dass Malthus sein Bevölkerungsgesetz nicht als ein solches aufgefasst haben wollte, welches in irgend einer nahen oder fernen Zukunft in Wirksamkeit treten würde, sondern als ein solches, welches das soziale Zusammenleben der Menschheit auf jeder ihrer Stufen beherrscht hat und beherrschen wird; dass es sich nicht um eine historische Kategorie, sondern ein immanentes soziales Gesetz handelt, oder noch besser, um jedes Missverständnis auszuschliessen, um ein Naturgesetz; denn es wird ja ausdrücklich auf gewisse,

---

<sup>1)</sup> S. 408 f.

<sup>2)</sup> S. 405.

als unveränderlich unterstellte Naturinstinkte des Menschen, auf seinen Geschlechtstrieb begründet.<sup>1)</sup>

Malthus hat also sehr wohl begriffen, dass eine sozialistische Auffassung nur durch eine Theorie besiegt werden kann, die nicht nur die sozialistischen Hoffnungen für die Zukunft, sondern auch die sozialistische Erklärung der Vergangenheit und Gegenwart zerstört.

Dementsprechend muss nun auch die Malthus'sche Formel gedeutet werden, die wir oben bereits angeführt haben: „Die beständige Tendenz in allem animalischen Leben sich über die dafür vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren“. — —

Wir haben oben behauptet, dass heute etwas als Malthus'sche Theorie gilt, was ihr nur äusserlich ähnlich, im Kerne aber ihr entgegengesetzt ist. Wenn diese Verwirrung einreissen konnte, so trägt nichts daran die Schuld als das Wort „Tendenz“, das fast regelmässig missverstanden worden ist. Man ist geneigt mit dem Worte die Vorstellung von etwas zukünftigem zu verbinden, fasst „Tendenz“ auf als die Wahrscheinlichkeit, dass irgendetwas eintritt. Ja es scheint sogar, als wenn Malthus selbst hie und da diesen dem Worte anhaftenden Gedankenassoziationen zum Opfer gefallen ist.

Um solchen Irrtümern vorzubeugen, muss hier mit aller erdenklichen Energie festgestellt werden, dass das Wort in diesem Zusammenhang und nach dem, was wir eben aus dem Werke Malthus' zitiert haben, eine ganz andere Bedeutung hat. Es ist ein mathematischer Ausdruck von solcher Schärfe, dass wir in Verlegenheit geraten würden, wenn man uns zumutete, das vorliegende Grössenverhältnis genauer und klarer auszudrücken.

Der Gedanke ist nämlich folgender: Es wachsen zwei Grössen, nämlich einerseits die Bevölkerung eines gewissen Landstriches, andererseits die daselbst erzeugten Unterhaltsmittel. Aber sie haben verschiedene natürliche Zuwachsraten. Die Bevölkerung würde, wenn kein Hemmnis bestände, in viel weniger Jahren die doppelte Zahl von Köpfen erreichen, als die landwirtschaftliche Produktion die doppelte Masse von Nahrungsmitteln. Nun ist aber die faktische Vermehrung der Bevölkerung eng gebunden an

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. S. 431.

die faktische Verfügung über die Nahrungsmittel; die Volkszahl kann natürlich nicht stärker wachsen als die Nahrungsmittel. Es werden also in jedem Zeitpunkt mehr Menschen ins Leben treten, als jeweilig ernährt werden können, wenn nicht etwa die „moralische Hemmung“ in ausreichendem Masse entgegenwirkt, und diese Überschüssigen müssen auf irgendeine Weise durch Not und ihre Folgen beseitigt werden, damit die übrigen am Leben bleiben können.

Hier bezeichnet also „Tendenz“ — wir wiederholen es — nicht etwas Zukünftiges, sondern nur das Bestreben einer wachsenden Grösse, eine andere wachsende Grösse zu überholen, an deren Wachstum sie doch mit unzerreissbaren Fesseln geschmiedet ist. Es ist ein exakt mathematischer Ausdruck für das deutlichere bildliche Gleichnis, dass die Bevölkerung „gegen ihren Nahrungsspielraum presst.“ Und diese Tendenz soll nicht etwa nur in der Zukunft erscheinen, es besteht nicht nur eine „Tendenz“ zum Eintreten dieser „Tendenz“, sondern sie hat gewirkt, wirkt und wird immer wirken, solange Menschen gesellschaftlich zusammenleben. Der letzte Zweifel, wie der berühmte Satz gemeint sei, muss übrigens schwinden, wenn man sich erinnert, dass das Gesetz der menschlichen Bevölkerung ausdrücklich durchaus nichts anderes darstellen soll, als einen Spezialfall des allgemeinen Gesetzes, wonach „alles organische Leben die Tendenz hat, sich über seine Unterhaltsmittel zu vermehren.“ Dass dieser für alles nur occupatorisch, nicht produktiv sich nährende Leben unbestreitbare Satz keine blosse Zukunftswahrscheinlichkeit, sondern grausamste Gegenwartsthatsache ist (Kampf ums Dasein!) wird ja nirgend bezweifelt.

Diese an sich sehr einfache Theorie wird nun bedeutend kompliziert durch eine Einschränkung oder Erweiterung, die sie durch die Verquickung mit der Lohnfondstheorie erhält.

Unter unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln kann — das ist klar — dem „Arbeiter“, d. h. dem kapitallosen Mann, die Thatsache nichts nützen, dass bei gleicher Teilung der vorhandenen Subsistenzmittel für ihn und seine Familie genügend vorhanden wäre. Für ihn stellt sich die Frage so, ob er mit der in seinem Lohne erhaltenen Anweisung auf den Gütervorrat des Marktes so viel kaufen kann, wie er gebraucht. Gerade hier setzt be-

kanntlich der Sozialismus ein, indem er behauptet, dieses System der Entlohnung könne und müsse durch ein besseres ersetzt werden.

Hier entsteht also eine Schwierigkeit der Beweisführung, die nicht gering ist. Die Sozialisten, die Malthus bekämpfen will, stellen seinen Beweisen die Behauptung gegenüber, dass es allein das System des privaten Kapitalbesitzes und das aus ihm entspringende Lohnsystem sei, welches Not und Elend erklären könne. Malthus kann dieser Behauptung keinen bündigen Beweis aus den Thatsachen, aus der Induktion also, gegenüberstellen: denn sein ganzes Material, soweit es zuverlässig ist, stammt aus Ländern kapitalistischer Wirtschaft; [und er fasst sogar vorkapitalistische Wirtschaftsformen (z. B. Sibirien <sup>1)</sup> unter diesem Gesichtswinkel auf.] So bleibt ihm nichts anderes übrig, als den deduktiven Beweis anzutreten, dass das private Eigentum an den Produktionsmitteln eine Folge aus dem Bevölkerungsgesetze sei, oder mindestens, dass jedes System gleicher Verteilung auf das schnellste wieder zum privatkapitalistischen „entarten“ müsse, und zwar unter dem Drucke der überschüssenden Bevölkerungsvermehrung.

Er führt <sup>2)</sup> gegen Godwin aus, dass in einem Systeme der Gleichheit die Bevölkerung sich excessiv vermehren würde, „schneller, als ein jedes bisher bekannte Volk <sup>3)</sup>“, dass dann der Mangel an Subsistenzmitteln notwendig zur Aufteilung des Bodens in Privateigentum führen müsse, dass dann die Angehörigen kinderreicher Familien keinen Platz mehr haben würden an der Tafel des Lebens, und sich wieder als Arbeiter vermieten müssten, deren Lohn hoch sein würde, wenn der zu ihrem Unterhalte bestimmte Fonds im Verhältnis zu ihrer Anzahl gross — und deren Lohn umgekehrt klein sein würde, wenn der Fonds relativ schwach wäre. „Und so ist es offenbar, dass eine nach der denkbar „schönsten Weise eingerichtete Gesellschaft, deren leitendes Prinzip „das Wohlwollen statt der Selbstsucht ist, . . . nach den unvermeidlichen Gesetzen der Natur und nicht nach einem Fehler der „menschlichen Institutionen binnen sehr kurzer Zeit zu einer nach „einem ähnlichen Plan errichteten Gesellschaft entarten würde, wie

<sup>1)</sup> S. 130.

<sup>2)</sup> S. 422 ff.

<sup>3)</sup> S. 428.

„die ist, die gegenwärtig in allen bekannten Staaten obwaltet, zu  
„einer Gesellschaft, die in eine Klasse von Eigentümern und in  
„eine Klasse von Arbeitern zerfällt und deren Haupttriebfeder die  
„Selbstsucht ist<sup>1)</sup>.“ Das würde „keine dreissig Jahre dauern.“<sup>2)</sup>

So mussten „in diesem angenommenen Falle einige der  
„Hauptgesetze, welche dormalen die zivilisierte Gesellschaft be-  
„herrschen, allmählich durch die gebieterischste Notwendigkeit  
„diktiert werden<sup>3)</sup>.“ „Die Wahrheit ist, dass die menschlichen  
„Einrichtungen zwar die offenbaren und sich aufrängenden Ursachen  
„vieler Übelstände der Gesellschaft zu sein scheinen, und oft wirklich  
„sind, dass sie aber in der That im Vergleich zu jenen tiefer-  
„liegenden Ursachen des Übels, welche aus den Gesetzen der  
„Natur und den Leidenschaften der Menschen entspringen, nur  
„leicht und oberflächlich sind.“<sup>4)</sup>

In dieser Weise scheint — scheint, denn, wie gesagt, von  
einer straff vorschreitenden Entwicklung der Gedanken ist in dem  
Buche nirgends die Rede — in dieser Weise also scheint Malthus  
das herrschende und von ihm gegen die sozialistischen Angriffe  
zu verteidigende privatkapitalistische System aus seinem Be-  
völkerungsprinzip abgeleitet zu haben. Er gewinnt dadurch noch  
eine weitere starke Position gegen den nächsten Einwand seiner  
Gegner.

Dieser Einwand geht dahin, dass von einem Pressen der Be-  
völkerung gegen den Nahrungsspielraum und den Hemmungen  
des Wachstums nicht eher die Rede sein könne, als bis das be-  
treffende Land, ja, die ganze Erde, in einen „Garten“ von so  
hoher Kultur verwandelt sein werde, dass eine weitere Ertrags-  
steigerung undenkbar sei. Wie aus der oben mitgeteilten Polemik  
hervorgeht, hatten ja schon Wallace und Godwin sich selbst  
den Einwand zunehmender Schwierigkeit der schliesslichen Ver-  
sorgung gemacht und sich damit getröstet, dass diese Schwierigkeit  
erst in unabsehbarer Zeit eintreten könne.

Demgegenüber kann Malthus, wenn man ihm erst einmal  
seine Praemissen zugegeben und das privatkapitalistische Pro-  
duktionssystem als naturgesetzliche Folge des „Prinzips“

<sup>1)</sup> S. 438/9.

<sup>2)</sup> S. 439.

<sup>3)</sup> S. 432.

<sup>4)</sup> S. 424.

anerkannt hat, darauf hinweisen, dass bei einer solchen Gestaltung der Eigentumsverhältnisse nicht das Produktionsinteresse, sondern das Rentabilitätsinteresse über die Anbau-grenze entscheidet.

„Die Grenze für die Bevölkerungszunahme eines Volkes, „welches alle seine Nahrung auf seinem Gebiet erzeugt, ist da, wo „das Land so vollständig angebaut und mit Arbeitskräften versehen „ist, dass die Beschäftigung eines anderen Arbeiters darauf im „Durchschnitt keine hinreichende weitere Menge von Nahrung er- „zeugt, um eine Familie von solcher Grösse zu ernähren, dass die „Volksvermehrung dabei nicht ausgeschlossen ist.

„Dies ist offenbar die äusserste praktische Grenze für die Zu- „nahme der Bevölkerung, die bis jetzt kein Volk jemals erreicht „hat, noch jemals erreichen wird, da hier kein Spielraum für an- „deren Lebensbedarf als Nahrung, noch für den Kapitalgewinn an- „genommen worden ist, der beiderseits nicht unbedeutend sein „kann. Dennoch bleibt selbst diese Grenze weit hinter der Pro- „duktionsfähigkeit der Erde zurück, die eintreten könnte, wenn alle „nicht mit Produktion anderer Bedarfsartikel Beschäftigten mit „Nahrungsmittelproduktion beschäftigt wären, d. h. wenn Soldaten, „Matrosen, Dienstboten und alle die Verfertiger von Luxusgegen- „ständen sich dem Landbau widmen müssten. Sie würden aller- „dings nicht den Unterhalt für eine Familie und schliesslich nicht „einmal für sich selbst produzieren, aber doch noch immer, bis die „Erde schlechterdings nichts mehr hergäbe, etwas zum allgemeinen „Vorrat hinzufügen und durch die Steigerung der Subsistenzmittel „die Möglichkeit gewähren, eine zunehmende Bevölkerung zu er- „nähren. Die gesamte Bevölkerung eines Landes könnte auf diese „Weise während ihrer ganzen Lebenszeit zur Produktion des not- „wendigsten Lebensbedarfs verwendet werden, und für andere „Geschäfte irgend welcher Art bliebe keine Musse.

„Allein dieser Zustand der Dinge könnte nur durch die er- „zwungene Richtung des Nationalfleisses auf einen einzigen Erwerbs- „zweig bewirkt werden. Beim Bestehen des Privateigentums, das, „wie man billig annehmen kann, stets in der Gesellschaft herrschen „wird, kann er niemals eintreten. Wenn das Einzelinteresse „eines Grundbesitzers . . . ins Spiel kommt, so kann kein Arbeiter „jemals im Ackerbau beschäftigt werden, der nicht mehr als den „Betrag seines Lohnes hervorbringt, und wenn dieser Lohn nicht

„hinreicht, um ein Weib zu erhalten und zwei Kinder bis zum Heiratsalter zu ernähren, so muss offenbar die Bevölkerung wie die Produktion zum Stillstand kommen. Mithin muss an der äussersten praktischen Grenze der Volksvermehrung der Zustand des Landes ein solcher sein, um die letzten Arbeiter in den Stand zu setzen, den Unterhalt von etwa vier Personen hervorzubringen.“<sup>1)</sup>

Auf diese Weise also kommt, um es zu wiederholen, Malthus zu einer Position, die ihm gestattet, dem wuchtigsten Schlage der Gegner — scheinbar — auszuweichen. Wird er darauf aufmerksam gemacht, dass von einem Mangel an Subsistenzmitteln doch offenbar keine Rede sein könne, wo so viel Land noch frei, und so viel mehr noch äusserst extensiv genützt sei, wo also eine fast unendliche Steigerung der Nahrungsmittel möglich sei, so erwidert er, diese Erweiterung der Produktion sei nicht rentabel und daher unmöglich, denn die Rentabilität (Mehrwert) bilde das Movens der privatkapitalistischen Wirtschaft, und diese sei wieder eine notwendige, unvermeidbare Folge aus der übermässigen Bevölkerungszunahme.<sup>2)</sup>

Hiermit glauben wir den leitenden Gedankengang der Malthus'schen Theorie wiedergegeben zu haben. Wenigstens scheint die spätere Wissenschaft ihn vorwiegend derart verstanden zu haben. Eine vollkommene Sicherheit über diesen Punkt wird kaum zu erzielen sein, da, wie gesagt, die Darstellung der Entschiedenheit und Straffheit entbehrt, und es auch an Stellen nicht mangelt, die Widersprüche zu enthalten scheinen. Wenn darin ein Vorwurf liegt, so soll er nicht allzuschwer sein. Denn man gewinnt das Verständnis der Lehre nur dann, wenn man erkennt, dass es sich durchaus nicht um die geschlossene Beweisführung eines thema probandum handelt, sondern durchaus nur um Ableitungen aus einem a priori für richtig angenommenen Dogma und um Illustrationen zu diesem Dogma.

---

<sup>1)</sup> S. 537/8.

<sup>2)</sup> Soetbeer (S. 6) weist mit vollem Recht mit grosser Bestimmtheit auf diesen häufig vernachlässigten Bestandteil der Malthus'schen Lehre hin. Leider ist seine eigene Darstellung wenig klar. Er scheint hier die „Tendenz“ auch als Drohung, als Zukunftsding aufzufassen. Ganz deutlich ist seine Meinung nicht, augenscheinlich eine Folge des Zwanges zu knappster Darstellung.

Bevor wir dieses angebliche Dogma, — wir brauchen das Wort hier ohne jeden Beiklang, rein im Sinne der Mathematik, als einen keines Beweises bedürftigen, weil ohne weiteres einleuchtenden Grundsatz — bevor wir also dieses Dogma auf seine Wahrheit prüfen, wollen wir noch einige Feststellungen resp. Zugeständnisse machen, um das Feld der Untersuchung möglichst einzuzengen.

Erstens wollen wir keinerlei Gewicht auf die bekannte Darstellung legen, dass die Bevölkerung im geometrischen, die Subsistenzmittel aber nur im arithmetischen Verhältnis zu wachsen tendieren. Malthus selber hat darauf anscheinend keinen besonderen Wert gelegt. Es war bei ihm mehr ein Zahlenbeispiel zur besseren Illustration seines Hauptsatzes, als eine festgewordene quantitative Schätzung. Wir wollen auch nicht urgieren, dass er an mehreren Stellen dieses Verhältnis als das günstigste annimmt<sup>1)</sup>, das auf die Dauer Platz greifen könne.

Ebensowenig legen wir Gewicht auf seine fünfundzwanzigjährige Zuwachsperiode. Es steht heute fest, dass seine aus den amerikanischen Zuwachsverhältnissen abgeleitete Schätzung viel zu hoch war. Dort vermehrte sich eine Bevölkerung, die dank starker Zuwanderung aus Europa in einem ganz unverhältnismässigen Grade aus jungen, zeugungskräftigen Altersklassen zusammengesetzt war.<sup>2)</sup> Und ferner hatte Malthus auch die Zahl der unter normalen Verhältnissen der Altersschichtung vorhandenen gebärfähigen Frauen bedeutend überschätzt. Nach Rümelin<sup>3)</sup> würde bei drei Geburten pro gebärfähige Frau die Bevölkerung stabil bleiben, bei fünf Geburten sich in 69,6 Jahren und bei sieben Geburten in 35 Jahren verdoppeln. Nach Wagner<sup>4)</sup> würde der denkbar höchste jährliche Zuwachs 2,8% kaum übersteigen können. Aber das alles zugegeben, wird damit die Wirkung des „Prinzips“ nur gemildert, aber nicht aufgehoben, wenn es überhaupt wirksam ist, und wir werden uns deshalb jedes Einwandes aus diesem Punkte enthalten.

Ferner wollen wir feststellen, dass der Grundsatz nicht so starr ist, um nicht zeitweilige Erleichterungen zuzulassen. Offen-

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O., z. B. S. 8/9.

<sup>2)</sup> Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875. S. 323.

<sup>3)</sup> „ „ „ „ „ „ S. 319.

<sup>4)</sup> Grundlegung II 493.

bar kann eine plötzliche starke Vermehrung der Subsistenzmittel ebenso wie eine plötzliche starke Verminderung der zu ernährenden Volkszahl es bewirken, dass der Spielraum zeitweilig sehr gross wird.

Malthus nimmt von dieser Einschränkung mehrfach Notiz, freilich auch wieder ohne scharfe Fassung der Quantitätsverhältnisse. Ganz im allgemeinen sagt er in der oben bereits angezogenen Anmerkung zu seiner These 2): „ich glaube, dass es „einige Fälle giebt, wo die Bevölkerung nicht auf dem Niveau der „Unterhaltsmittel bleibt. Dies sind jedoch nur äusserste Fälle.“<sup>1)</sup> Dann z. B., wenn er von der ausserordentlichen Entvölkerung unter den nordamerikanischen Indianern spricht, die der Theorie zu widersprechen scheine. „Allein man wird finden, dass die „Ursachen dieser geschwinden Verminderung alle in die be- „haupteten drei grossen Hemmnisse der Volksvermehrung „aufgelöst werden können, und es wurde nicht behauptet, „dass diese Hemmungen, aus besonderen Ursachen „mit besonderer Kraft wirkend, in einigen Fällen „nicht mächtiger sind, als selbst das Prinzip der „Volksvermehrung.“<sup>2)</sup>

Ebenso sprechen umgekehrt einige Stellen dafür, dass er es für möglich hält, dass der Spielraum durch plötzliche Vermehrung der Subsistenzmittel zeitweilig weit werden könne, sei es durch Verbesserungen der Agrikultur, sei es durch Erschliessung neuer Absatzwege für ein handeltreibendes Volk.

Es ist aber klar, dass Malthus eine derartige relative Erweiterung des Spielraumes immer nur für zeitweilig möglich hält. Denn sofort wird die Bevölkerung stärker wachsen, als zuvor, weil weniger durch die positiven Hemmungen ausgerottet werden, und bald wird der Spielraum wieder gepresst voll sein. Nur, wenn das „moral restraint“ in ausreichendem Masse wirkt, kann nach seiner Ansicht der Spielraum dauernd schneller wachsen, als die Bevölkerung: „Ich kann mir leicht „vorstellen, dass Grossbritannien, bei geeigneter Richtung des „nationalen Fleisses, nach Verlauf einiger Jahrhunderte zwei- oder „dreimal so viele Bewohner haben könnte, die gleichwohl aus-

---

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O. S. 21.

<sup>2)</sup> S. 50.

„nahmslos besser genährt und gekleidet sein könnten, als jetzt“ — wenn sie nicht „gegen die Stimme der Vernunft „ihren Leidenschaften gehorchen“.<sup>1)</sup>

Aber, — und damit schliesst sich der Ring — bis jetzt ist die „moralische Hemmung“ nur ganz ausnahmsweise genügend in Wirksamkeit gewesen.<sup>2)</sup> Fast überall haben die positive Hemmung der Not und das negative Hemmnis des die Zeugungskraft herabsetzenden Lasters die nötige Reduktion der überschwellenden Volksmenge vollziehen müssen.<sup>3)</sup>

Eine letzte Konzession wollen wir — weniger Malthus selbst, der sie ablehnen müsste —, als seinen neueren Anhängern machen, nämlich die, dass das Bevölkerungsgesetz erst in seine eigentliche Wirksamkeit treten soll, wenn das betreffende Land „voll besetzt“ ist, d. h. wenn alles Land in Privateigentum — im weitesten Sinne — genommen und, entsprechend den gegebenen Rentabilitäts-Verhältnissen, auch genutzt wird. Dass der Ausdruck ein wenig bestimmter ist, ist nicht unsere Schuld: er wird viel bei der Diskussion der Frage gebraucht,<sup>4)</sup> und wir müssen ihn dadurch zu bestimmen versuchen, dass wir mindestens die westeuropäischen Kulturländer schon als zu Malthus' Zeit, um so mehr heute, als „vollbesetzt“ betrachten.

„Wir kommen demnach zu folgender Fassung der Malthus-schen Theorie:

Die Bevölkerung jedes vollbesetzten Landes presste bisher und presst heute noch, von zeitweiligen Erleichterungen abgesehen, auf die Dauer hart gegen ihren Nahrungsspielraum, wo nicht etwa moralische Selbstbeschränkung die Zuwachsrate in genügendem Masse verminderte oder vermindert. War oder ist das nicht der Fall, so vernichteten oder vernichten Not und Laster die überschliessende Volksmenge. Und für alle Zukunft ist gleichfalls das Verschwinden von Not

<sup>1)</sup> Malthus S. 651/2.

<sup>2)</sup> Vgl. Malthus 199 ff. für Norwegen.

<sup>3)</sup> Vgl. Malthus S. 195.

<sup>4)</sup> Vgl. z. B. Rümelin. Reden und Aufs. 1881 S. 571. v. Fireks l. c. S. 313. Mohl, Die Geschichte und Literatur der Staatswissensch. Bd. III. Tübingen 1858. S. 504.

und Laster nur von einer ausreichenden Wirkung der moralischen Hemmung zu erwarten.

Um diese Auffassung an einem Bilde zu verdeutlichen, so gleicht ein Volk einer lebendigen Hecke, neben der eine automatisch arbeitende Riesenschere auf- und niedergeht. Diese Maschinerie steht nicht fest, sondern rückt immer weiter ab, aber nicht in dem Masse, wie die Hecke nach jener Richtung hinwächst. So kann sich die Hecke zwar allmählich ausbreiten, aber dennoch werden in jedem Augenblicke Blätter und Zweige abgeschnitten werden: die positive Hemmung! Nur, wenn die Wachstumskraft der Pflanzen entsprechend nachlässt, wird diese Zerstörungsarbeit aufhören können. Bis jetzt aber hat diese Schicksalsschere gewirkt und wirkt fort. — —

Das sind die Folgerungen aus dem, wie gesagt, dogmatischen Satze, dass „alle Wesen und auch die Menschen die Tendenz haben, sich über das Mass der für sie vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren“. Um die Theorie in ihren wesentlichen Teilen dargestellt zu haben, bleibt uns nur noch übrig, zu untersuchen, wie Malthus dazu gekommen ist, jenen Satz als keines Beweises bedürftigen, ohne weiteres plausiblen Grundsatz zu betrachten.

Diese Sicherheit giebt ihm das „Gesetz der sinkenden Erträge“, auch genannt „das Gesetz der Produktion auf Land“. Er kommt wiederholt darauf zurück: „Das Verhältnis, in welchem „die Bodenerzeugnisse zunehmen, ist nicht so leicht zu bestimmen. „Davon aber können wir vollkommen überzeugt sein, dass das Verhältnis ihrer Zunahme auf einem beschränkten Gebiete von ganz „anderer Art sein muss, als das Verhältnis der Bevölkerungszunahme. Tausend Millionen sind just ebenso leicht alle fünf- „undzwanzig Jahre zu verdoppeln, wie tausend; aber die Nahrung „für die grössere Zahl ist keineswegs ebenso leicht zu gewinnen. „Der Mensch ist notwendig im Raume beschränkt. Wenn Acker „zu Acker gefügt wird, bis alles fruchtbare Land angebaut ist, „muss die jährliche Zunahme der Nahrungsmittel von der Melioration „des bereits angebauten Landes abhängen. Dies ist ein Kapital, das nach der Natur allen Grund und Bodens „sich nach und nach vermindern muss, statt sich „zu vermehren“. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O. S. 6.

„Die Kultur unfruchtbarer Gegenden würde Zeit und Arbeit erfordern, und wer nur im Entferntesten mit landwirtschaftlichen Gegenständen vertraut ist, dem muss es klar sein, dass im Verhältnis, wie die Kultur sich ausdehnt, die Zunahme der früheren Durchschnittsproduktion allmählich und regelmässig abnehmen muss.“<sup>1)</sup>

„Es scheint der Aufmerksamkeit entgangen zu sein, dass je produktiver und bevölkerter ein Land in seinem dermaligen Zustande ist, seine Fähigkeit, die Produktion ferner zu steigern, vermutlich desto geringer sein wird.“<sup>2)</sup>

Aus diesem Grunde allein erscheint Malthus „das entwickelte Hauptprinzip so unwiderleglich, dass, wenn ich mich lediglich auf allgemeine Ansichten beschränkt hätte, ich mich in eine unbezwingbare Festung hätte einschliessen können.“<sup>3)</sup> Nur aus diesem Grunde kann er erklären, dass das „Bevölkerungsprinzip nicht allein durch die Erfahrungen aller Zeiten und Völker allgemein und gleichförmig bestätigt, sondern auch in der Theorie so sonnenklar ist, dass darauf keine leidlich plausible Erklärung gegeben werden kann und folglich kein schicklicher Vorwand zu einem Versuch vorzubringen ist.“<sup>4)</sup> Und es ist in der That nicht in Abrede zu stellen, dass die Folgerung aus dem „Gesetz der sinkenden Erträge“ überzeugend aussieht, wenn man dies Gesetz als Praemisse des Schlusses als richtig anerkennt.<sup>5)</sup>

Dann nämlich ergibt sich folgende einfache Rechnung.  $x$  Menschen erzeugen auf einem bestimmten Bodenareal  $x \cdot y$  Nahrungsmittel, wobei  $y$  die für einen Menschen notwendige Nahrung bezeichnen soll.  $2x$  Menschen erzeugen aber nach dem Gesetz der sinkenden Erträge weniger als  $2x \cdot y$  Nahrungsmittel: folglich ist ein Teil überschüssig und muss durch „positive Hemmung“ ausgemerzt werden. Denn, wenn Alle am Leben blieben, käme auf jeden weniger als  $y$  Nahrung, und Alle müssten chronisch verhungern, wenn nicht so viele ausgerottet würden, dass für jeden gerade wieder  $y$  Nahrung übrig bleibt.

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O. S. 8.

<sup>2)</sup> Malthus a. a. O. S. 192.

<sup>3)</sup> Malthus a. a. O. IX, X.

<sup>4)</sup> Malthus a. a. O. S. 445.

<sup>5)</sup> Wir bemerken vorläufig, dass wir das Gesetz durchaus anerkennen.

## II. Kapitel.

### Kritik der Malthus'schen Lehre.

Wir haben schon oben ausgeführt, dass von einer eigentlichen Beweisführung für den grundlegenden Satz bei Malthus keine Rede ist, sondern dass die unendlichen historischen, kulturhistorischen und statistischen Erörterungen, die den Hauptteil des ersten und zweiten Buches einnehmen, (406 Seiten von 842 der uns vorliegenden Übersetzung,) viel mehr Ableitungen aus dem Prinzip sind, als Beweise für das Prinzip. Trotzdem treten sie mit dem Anspruch auf, Beweise zu sein, und darum ist es erforderlich, sie mit einigen Worten zu besprechen.

Es ist hier dem Autor zu gute zu halten, dass er seinen grundlegenden Satz für a priori wahr hielt und daher mit gutem Glauben und bestem Gewissen eine „Beweisführung“ unternahm und durchführte, die bei genauer Betrachtung nichts ist als eine Kette aneinandergereihter Trugschlüsse, eine *petitio principii* nach der andern. Es ist nämlich klar, dass die Theorie in seiner Fassung eine Antwort auf jede Frage präformiert bereit hat. Sie muss immer stimmen — wenn man nicht tiefer sieht, sondern sich mit der oberflächlichen rein formalen Erklärung begnügt:

Wächst ein Volk stark, ohne dass viel Elend und Laster sichtbar wird, so wächst der Spielraum zufällig in dieser Periode unter günstigen Verhältnissen schneller als die Bevölkerung; wächst es stark, und treten viel Not und Elend auf, so ist das Prinzip erst recht glänzend gerechtfertigt; wächst es nicht, während viel Not besteht, so ist es stabil oder geht zurück, weil die „Checks“ besonders hoch sind; wächst es aber wenig, und steigt augenscheinlich der Wohlstand, so hat die negative Hemmung der moralischen Beschränkung ihr Wunder gewirkt.<sup>1)</sup> Es ist thatsächlich kein Fall möglich, für den die Theorie nicht ein formales

---

<sup>1)</sup> Vgl. dazu z. B. die sehr charakteristische Stelle S. 782.

Schemā parat hätte; und es giebt auch thatsächlich keinen ihm vorliegenden realen Fall, auf den Malthus nicht naiv und gutgläubig eins seiner bequemen Schemata anwendete. Überall genügt ihm die rein formale Scheinerklärung: eine bestimmte Combination der angeblich gegeneinander spielenden Kräfte könnte das vorliegende Resultat als ihr Ergebnis hervorbringen; — folglich ist diese Combination vorhanden gewesen! Dass dasselbe Resultat auch aus einer ganz anderen Combination hätte hervorgehen können, dass z. B. das Resultat: „30“ nicht nur aus der Combination  $5 \times 6$ , sondern auch aus der Kombination  $3 \times 10$ ,  $2 \times 15$ ,  $1 \times 30$ ,  $\frac{1}{2} \times 60$ ,  $19 + 11$  u. s. w. entstehen kann, kommt ihm gar nicht in den Sinn.

Unter solchen Umständen kann es ihm auch nicht einfallen, die verschiedenen erhaltenen Thatsachen zu gruppieren und zu untersuchen, ob sich nicht etwa gemeinsame Kennzeichen der einzelnen Gruppen finden, die auf eine andere Erklärung hinweisen. Eine derartige, induktive Untersuchung wird durch das Dogma glatt abgeschnitten, das schon seinem Schöpfer so verhängnisvoll wurde, wie vielen seiner Nachfolger. Malthus konnte daher nicht zu der Erkenntnis kommen, die schon aus seinem eigenen, richtig geordneten Material hätte springen müssen, von welchem ungeheuren Einfluss gewisse äussere Verhältnisse, z. B. die Verteilung des Grundbesitzes, auf die Wachstumsrate und auf die Zerstörungsrate einer Bevölkerung sind.<sup>1)</sup>

Um die geschilderte sonderbare Beweisführung eines Satzes unter stetiger Deduktion aus demselben Satze wenigstens mit einigen Beispielen zu illustrieren, führen wir auswahlsweise seine Worte bezüglich Norwegens an: „Es ist nicht zu bezweifeln, dass „die allgemeine Herrschaft des vorbauenden Hemmnisses der „Volksvermehrung, dank der geschilderten Gesellschaftsverfassung, „in Verbindung mit den in der Aushebung für die Armee liegenden „Hindernissen früher Verheiratung mächtig dazu beigetragen haben, „die niedere Volksklasse Norwegens in eine bessere Lage zu versetzen, als nach der Natur des Klimas und Bodens erwartet „werden könnte.“<sup>2)</sup> Das kann ja ganz richtig sein, und wir wollen diese Möglichkeit hier noch garnicht bestreiten: aber ein

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. S. 114, 129, 131, 172, 221, 238.

<sup>2)</sup> S. 202.

Beweis für seinen Grundsatz ist es nicht im mindesten, so lange nicht die umgekehrte Kausalverknüpfung ausgeschlossen wird, dass der Wohlstand der niederen Volksklassen eine geringere Ehe- und Geburtenfrequenz bewirkt! Dass eine solche ausschliessende Beweisführung überhaupt nötig ist, kommt Malthus nie in den Sinn, weil ihm seine *Petitio principii* eben als ein bündiger Schluss erscheint.

Und dabei hätte ihm auch zu diesem Punkte schon sein Material derartige Betrachtungen nahe legen müssen, so z. B., wenn er sich (S. 197) über die geringe Geburtenfrequenz Norwegens oder (S. 256, 259) über diejenige der Schweiz im allgemeinen und des Waadtlandes im besonderen verwundert. Die Frage, ob nicht zwischen der sozialen Lage und der Prokreation ein eigener Zusammenhang bestehe, wird gar nicht aufgeworfen, sondern die Thatsache mit demselben allgemeinen Satz erklärt, den sie beweisen soll: *petitio principii*!

Ein weiteres Beispiel dieser Schlussmethode betrifft Schweden. Es hat eine enorm viel grössere Sterblichkeit als Norwegen — 1 : 34<sup>3</sup>/<sub>4</sub> gegen 1 : 48. Die Erklärung macht Schwierigkeiten, denn Schweden ist viel fruchtbarer und augenscheinlich auch gesünder als Norwegen. „Es ist daher schwer, die grosse Sterblichkeit in „Schweden vollständig zu erklären, ohne dass man annimmt, die „Volksgewohnheiten . . . drängten darauf hin, die Bevölkerung zu „hart gegen die Grenzen der Nahrungsmittel zu drängen und folglich Krankheiten zu erzeugen, welche die notwendige Folge der „Armut und der schlechten Ernährung sind.“<sup>1)</sup>

Wir könnten die Beispiele häufen, denn es ist überall dieselbe Methode der Beweisführung, ob Malthus von den Stämmen spricht, die wir heute als Primitive und Naturvölker bezeichnen, ob er die Kulturvölker des Altertums oder die der Gegenwart untersucht. Aber wir wollen auf diesen Punkt durchaus keinen Wert legen. Dadurch wird allenfalls die geistige Bedeutung und der wissenschaftliche Rang des Autors berührt, aber nicht im mindesten seine Lehre. Diese kann richtig sein, wenn auch die sämtlichen *a posteriori* induzierten „Beweise“ Malthus' als logische Schnitzer und thatsächliche Irrtümer nachgewiesen werden

---

<sup>1)</sup> S. 211/12.

könnten. In der That legen auch seine wärmsten Verteidiger keinen Wert auf diese Beweisführung. — Und noch aus einem zweiten Grunde verzichten wir auf die genaue Klarstellung dieses Punktes: er ist nicht vollkommen zu erledigen, ehe nicht das Grundprinzip als solches, der Satz a priori, widerlegt ist; ist dieser aber widerlegt, so fallen seine Anwendungen eo ipso.

Wir werden also jetzt den Versuch machen, die Malthus'sche Lehre nicht von ihren Consequenzen aus, sondern von der Front aus, von ihrem grundlegenden Prinzip aus, anzugreifen.

\* \* \*

Es ist bis jetzt, soweit wir die kritische und apologetische Litteratur übersehen, vernachlässigt oder wenigstens nicht genügend beachtet worden, dass das grundlegende Prinzip der Malthus'schen Lehre eine quantitative Behauptung enthält, die seine Kontrolle an den Thatsachen sehr vereinfacht. Er selber hat nichts davon bemerkt; wenigstens hat er nirgend auch nur die kleinste Andeutung davon gemacht und ebensowenig irgendwo es unternommen, die quantitative Nachprüfung seines Hauptsatzes an den Thatsachen vorzunehmen; eine Selbstkontrolle, die sich jedem wissenschaftlichen Kopfe ohne weiteres hätte aufdrängen müssen, der sich über diesen Punkt klar gewesen wäre.

Es ist nämlich unbestreitbar, dass das „Pressen gegen den Spielraum“ gar nichts anderes bedeuten kann, als die Behauptung, dass mindestens die niederen Klassen<sup>1)</sup> der Bevölkerung auf die Dauer (also von zeitweiligen Schwankungen abgesehen) immer auf das Minimum an den Subsistenzmitteln beschränkt bleiben müssen. Einen anderen Sinn kann es nicht haben, wenn gesagt wird: „So kann die Vermehrung des „Menschengeschlechtes nur durch die beständige Wirksamkeit des „als Hemmung auf die überlegene Kraft wirkenden harten „Gesetzes der Not auf dem Niveau der Unterhalts- „mittel erhalten werden.“<sup>2)</sup> Oder: „Das schliessliche „Hemmnis der Volksvermehrung scheint somit ein Mangel an „Nahrungsmitteln zu sein, der unvermeidlich aus den ver- „schiedenen Zunahmeverhältnissen entspringt.“<sup>3)</sup> Oder: „Es ist

---

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O. S. 21, Anm.

<sup>2)</sup> S. 10.

<sup>3)</sup> S. 11.

„genau festgestellt, dass die Bevölkerung sich stets auf dem „Niveau der Nahrungsmittel halten müsse!“<sup>1)</sup> Wenn dieser Satz überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es doch kein anderer sein, als dass stets auf die Dauer, so lange nicht moralische Hemmung ihre Wunder wirkt, auf den Kopf der Bevölkerung stets dieselbe Menge von Subsistenzmitteln fallen muss. Und das gleiche ergibt sich auch aus dem „Prinzip“ selbst, oder vielmehr, es ist nur eine andere Fassung desselben. Denn das Princip sagt ja nichts anderes, als dass jedes Minus an Nahrung so lange die „positiven Hemmnisse“ ins Werk setzt, bis das Niveau wieder hergestellt ist, und dass jedes Plus an Nahrung die „Tendenz“ so lange ungehindert sich durchsetzen lässt, bis das Gleiche der Fall ist. Das ganze Gesetz ist also weiter nichts als die Behauptung, dass pro Kopf der Bevölkerung auf die Dauer stets dieselbe Menge an Subsistenzmitteln entfallen muss. Sollte sie etwa nur die Behauptung einschliessen, dass die Bevölkerung verzehrt, was sie an Nahrungsmitteln herstellt, viel bei reichlicher, wenig bei schmaler Versorgung? Dann wäre das ganze Gesetz nichts als ein läppischer Gemeinplatz, und es würde irgend eine Folgerung auf die Möglichkeiten der Volksvermehrung und auf die sociale Lage der Masse augenscheinlich nicht zulassen.

Diese Feststellung ist so wichtig, dass wir sie noch von einer anderen Seite her sichern wollen, sozusagen mit einem „indirekten Beweis“: würde die Vergleichung zweier zeitlich auseinanderliegender Epochen ergeben, dass in der späteren Epoche pro Kopf der Bevölkerung dauernd weniger an Subsistenzmitteln entfällt, als in der früheren, so wäre damit das Gesetz als für die Vergangenheit unwirksam nachgewiesen: denn dann ist unerklärlich, warum damals nicht mehr Menschen existiert haben, die den Spielraum pressend füllten. (Wir reden hier verabredeter Massen nur von „vollbesetzten“ Ländern und Perioden von genügender Länge, um Durchschnittswerte zu ergeben.) Wenn sich aber ergibt, dass in der späteren Periode mehr Subsistenzmittel pro Kopf entfallen, so ist damit bewiesen, dass das „Prinzip“ für die Gegenwart keine Geltung hat: denn dann ist nicht zu erklären, warum jetzt nicht mehr Menschen existieren; dann ist der Nahrungsspielraum eben nicht randvoll

---

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O. S. IX. S. 21. u. s. w.

ausgefüllt, und dann sind vor allen Dingen Not und moralisches Elend, wenn sie noch existieren, aus anderen Ursachen zu erklären; denn der Kampf um die reichlicher gewordene Nahrung kann dann diese Erklärung nicht mehr liefern.

Nach alledem scheint es uns, dass kein berechtigter Widerspruch erhoben werden kann, wenn wir das Bevölkerungsgesetz in dieser neuen, quantitativ festbestimmten, Fassung aussprechen, dass in einem voll besetzten Lande mindestens in Ansehung der niederen Klassen<sup>1)</sup> auf die Dauer immer dasselbe Quantum an Nahrungsmitteln auf den Kopf entfallen muss, solange moral restraint nicht ausreichend gegenwirkt.

Wir dürfen dann fortan statt von dem weiteren Begriffe der „Subsistenzmittel“ von dem engeren der Nahrungsmittel<sup>2)</sup> sprechen; denn darüber herrscht ja nirgend eine Meinungsverschiedenheit, dass alle Lebensbedürfnisse mit Ausnahme der Nahrungsmittel um so leichter, d. h. mit um so geringerem Aufwand an Arbeitszeit und Arbeitslast hergestellt werden können, je dichter die Bevölkerung, je grösser infolgedessen der Markt und je intensiver daher die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung ist. Aus der Versorgung einer wachsenden Volksmasse mit den Lebensbedürfnissen ausser Nahrung kann also niemals eine Schwierigkeit entstehen, so lange der Prozentsatz der mit ihrer Herstellung beschäftigten Volksgenossen nicht etwa sehr stark dadurch sinkt, dass die steigende Knappheit der Nahrungsversorgung sie massenhaft zur Agrikultur herüberzwingt. Aber sogar bei einem nur kleinen Absinken ihrer Prozentzahl würde das an Kopffzahl gewachsene Volk noch immer in alter Ausdehnung mit seinen übrigen Lebensbedürfnissen versorgt werden können, weil die Produktivität jedes einzelnen Gewerbetreibenden mit der Arbeitsteilung wächst, d. h. jeder einzelne bei dichter Bevölkerung mehr Volksgenossen versorgen kann, als bei dünner Bevölkerung.

---

<sup>1)</sup> Anm.: „Es muss bemerkt werden, dass unter einer Zunahme der Unterhaltsmittel hier eine solche verstanden wird, welche die Massen des Volkes befähigt, über mehr Nahrung zu gebieten. Sicherlich kann eine Zunahme stattfinden, welche im damaligen Zustande eines Volkes nicht unter die niederen Klassen verteilt werden würde.“ (Malthus S. 21 Anm.)

<sup>2)</sup> Anm.: „Das schliessliche Hemmnis der Volksvermehrung scheint somit ein Mangel an Nahrungsmitteln zu sein.“ (Malthus a. a. O. S. 11.)

Wir werden uns also überall da auf das einfache Verhältnis der Kopffzahl zur Nahrungsmittelmenge beschränken dürfen, wo es nicht etwa festgestellt wird, dass die prozentuale Anzahl der Ackerbauer stark anwächst, während diejenige der Gewerbtreibenden stark abfällt. Nur hier könnte von einer zunehmenden Schwierigkeit der Versorgung mit den übrigen Lebensbedürfnissen ausser Nahrung allenfalls die Rede sein. Ein solcher Fall ist uns aber aus der Geschichte keines einzigen wachsenden Volkes, von denen hier ja allein die Rede ist, bekannt, kann also füglich vernachlässigt werden, und wir sind berechtigt, nur von der pro Kopf entfallenden Quote an Nahrungsmitteln zu sprechen.

Wir sehen uns also jetzt auf die einfache Fragestellung beschränkt: ist thatsächlich die pro Kopf entfallende Lebensmittelquote durchschnittlich gleich geblieben, seit die Länder „voll besetzt“ sind? — Lautet die Antwort bejahend, so ist Malthus gerechtfertigt; ist die Quote gesunken, so ist die Theorie zwar für die Vergangenheit als falsch nachgewiesen, und es ist dann die Not der Vergangenheit noch einer anderen Erklärung bedürftig, aber dennoch kann die Theorie für Gegenwart und Zukunft vielleicht noch Geltung beanspruchen; es wäre dann nur nötig, den Anfangspunkt der „Vollbesetzung“ genauer zu bestimmen. In dieser Beschränkung hätten wir zwar nicht den vollen Malthus, aber doch noch immer einen vielleicht theoretisch wertvollen Satz. — Ist die Quote aber gestiegen, so ist die Theorie als falsch nachgewiesen und verliert in jedem Falle den Anspruch auf den Titel eines „Naturgesetzes“.

Um dem Kerne der Frage noch näher zu kommen, müssen wir jetzt schärfer den Begriff der „durchschnittlichen Lebensmittelquote“ ins Auge fassen. Es walten hier offenbar im Vergleich zu anderen Bedürfnissen Besonderheiten ob, die aus der menschlichen Natur entspringen. Denn der Mensch braucht nicht nur „im Durchschnitt“ täglich so und so viel Mehl und Fleisch, sondern Jeder braucht wirklich täglich mindestens so und so viel, d. h. es nützt den Einwohnern eines Bezirkes zunächst gar nichts, wenn sie selber eine Missernte, die Bauern eines Nachbarbezirkes aber so viel Überschüsse erzielt haben, dass „im Durchschnitt“ auf jeden Kopf beider Bezirke eine genügende Menge Nahrung ent-

fällt: diese Nahrung muss ihnen auch zur rechten Zeit und in ausreichender Menge zugänglich gemacht werden, sonst verhungern sie, während drüben der Segen verfault. — Und es nützt einem Jägerstamme ebensowenig, wenn er auf einem Jagdzuge auf einmal so viel Wild erbeutet, dass es 365 mal soviel Menschen, als der Stamm umfasst, einen Tag ernähren könnte: er wird doch mit Weib und Kind verhungern, wenn dieser glückliche Beutetag der einzige im Jahre ist — sofern er nicht etwa gelernt hat, das Fleisch zu konservieren.

Malthus ist sich über diese Dinge durchaus im Klaren. Er sagt bei Besprechung der Tartaren, man finde dort in den Sommermonaten ausgedehnte Steppen unbeweidet, sodass viel Gras verderbe. Aber man dürfe daraus nicht schliessen, „dass „das Land eine viel grössere Menge von Einwohnern erhalten „könnte, selbst wenn sie Nomaden blieben . . . . Die Menge von „Nahrung, die in den günstigen Jahreszeiten vorhanden ist, kann „von der dürrtigen Zahl, die während der schlechten Jahreszeit sich „zu erhalten vermag, nicht gänzlich verzehrt werden. Wenn „menschliche Arbeit und Fürsorge in der besten Weise geleitet „sind, so wird die Bevölkerung, die der Boden ernähren kann, „durch den Durchschnittsertrag des Jahres bestimmt; aber unter „Tieren und unzivilisierten Völkern wird sie weit unter diesem „Durchschnitt sein. Die Tartaren werden es äusserst schwer finden, „eine solche Menge Heu zu sammeln und mit sich zu führen, wie „zur Ernährung ihres Viehes im Winter nötig ist.“<sup>1)</sup>

Nun wird Niemand bestreiten wollen, dass die Fähigkeit, gewonnene Nahrungsstoffe in eine Dauerform zu bringen, d. h. zeitlichen Überfluss zeitlich zu verteilen — und die Fähigkeit, an einem Orte gewonnene Nahrungsstoffe an andere Orte zu befördern, d. h. räumlichen Überfluss räumlich zu verteilen, dass beide Fähigkeiten wachsen mit der Grösse des Marktes. Und die Grösse des Marktes ist unter den Verhältnissen ungestörter Wirtschaft eine einfache „Funktion“ der Dichtigkeit der Bevölkerung.

Unter ungestörten Verhältnissen! Wo eine Wirtschaft durch Machtpositionen politischen Ursprungs gestört ist, da freilich kann die Bevölkerung sehr dicht und dennoch der Markt

---

<sup>1)</sup> S. 107.

sehr klein sein. So z. B. wenn kleine Bezirke mit hohen Zollschranken gegen einander abgesperrt sind,<sup>1)</sup> wie das z. B. noch jetzt in China in ausgedehntem Masse der Fall ist (Li-kin-Zölle). Oder ebenso da, wo die Kaufkraft der Masse durch Freiheitsbeschränkung oder exzessive Besteuerung sehr tief gehalten wird,<sup>2)</sup> oder da, wo die Gewerbe z. B. durch eine egoistische Kolonialpolitik niedergehalten werden, Verhältnisse, wie sie in vielen britischen Kolonien bestanden, zum Abfall der „Vereinigten Staaten“ führten, und wie sie noch heute in Indien bestehen. Denn den Umfang des Marktes bestimmt nichts als die Summe von Kaufkraft, die auf ihm zusammenströmt. Diese aber kann künstlich, durch äussere politische Potenzen, lokal (extensiv) oder materiell (intensiv) beschränkt sein.

Umgekehrt kann eine für unsere Begriffe dünn gesäete Bevölkerung, die ohne unproduktive Vergeudung öffentlicher Mittel und in einer Verfassung lebt, welche die volle Entfaltung aller produktiven Kräfte gestattet, in einer (wieder für unsere Begriffe) erstaunlichen Sicherung ihrer Tagesquote durch Einrichtungen des zeitlichen und örtlichen Ausgleichs leben, wie z. B. die australischen Kolonien. Jedoch darf man hierbei nicht vergessen, dass diese glücklichen Länder ihre „Kapitalsbewaffnung“ nur zum geringsten Teile ihrer eigenen überschüssigen Produktionskraft, zum grössten Teile aber derjenigen dichtbesiedelter Länder verdanken, die ihnen Kredit gewährten.

So erklären sich die scheinbar unserer Auffassung widerstreitenden Thatsachen, die z. B. Julius Wolf sehr geschickt gegen Henry George verwertet,<sup>3)</sup> indem er auf den Wohlstand des dünn besiedelten Australiens gegenüber den dicht bevölkerten Gebieten Indiens und Chinas hinweist. Das scheint allerdings für Malthus zu sprechen: aber ein Blick auf den Reichtum des dicht bevölkerten England und Deutschland einerseits und auf die bittere Armut der dünn gesäeten russischen Bevölkerung anderer-

---

<sup>1)</sup> Vgl. dazu A. Smith, Volkswohlstand. Übers. v. Loewenthal. Berlin 79. Bd. II S. 176, 194.

<sup>2)</sup> Smith. l. c. Bd. II S. 176.

<sup>3)</sup> J. Wolf. Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1893. S. 367 und 373.

seits lehrt, dass die vorausgesetzte, durch kein selbständiges Mittelglied beeinflusste Verknüpfung zwischen dichter Bevölkerung und Elend nicht bestehen kann.

Jedoch ist hier noch nicht der Ort, auf diese Dinge näher einzugehen. Wir mussten vorangreifen, weil wir im folgenden zumeist von Störungen durch äussere, rein politische Machtpositionen absehen werden. Wir werden uns an die Verhältnisse einer von solchen Störungen freien Volkswirtschaft halten und demgemäss immer so schliessen, als bringe eine jede Verdichtung der Bevölkerung auch eine Vergrösserung des Marktes mit sich, die wieder ihre bekannten Folgen grösserer Arbeitsteilung und steigender Produktivität mit sich führt. Wir bitten unsere Kritiker, sich dieser einschränkenden Bemerkung an geeigneter Stelle erinnern zu wollen.

Und noch eine Vorwegnahme eines möglichen Einwandes! Nichts ist klarer, als dass die Grösse des Marktes zunimmt mit der Leistungsfähigkeit der Transportmittel, z. B. mit dem Ersatz der Frachtwagen durch Eisenbahnen. Es scheint also, als ob unsere Auffassung, als sei die Grösse des Marktes eine einfache „Funktion“ der Dichtigkeit, nicht in vollem Umfange richtig sein könne. Denn sie ist also auch eine „Funktion“ der Transportierkraft des Volkes. Aber diese letztere ist wieder eine Funktion der Dichtigkeit! Ein dünn gesäetes Volk kann solche gewaltige Maschinerien nicht herstellen, erstens, weil seine produktive Kraft nicht ausreicht, und zweitens, weil sie nicht rentieren würden. Der wahrscheinliche Einwand aus der ungeheuren Expansion des nordamerikanischen und russischen Eisenbahnnetzes schlägt nicht durch. Denn diese Bauten wurden errichtet wesentlich mit westeuropäischem Kapital, d. h. mit den Überschüssen dicht sitzender Nationen, und sie hätten nicht rentiert, wenn sie nicht den europäischen Centren Nahrungsmittel hätten zuführen müssen! Sie entsprangen dem Produktionsüberschuss und dem Bedürfnis eines sehr dichten Marktes; sie sind Anlagen, die ein im Durchschnitt dicht besiedelter Weltwirtschaftskreis an seiner Peripherie ausführte, weil er sie brauchte. So beweisen selbst diese scheinbar unsere Auffassung widerlegenden Anlagen, dass die Transportmittel, die die Märkte er-

strecken, nur der Dichtigkeit der Bevölkerung ihre Entstehung verdanken.<sup>1)</sup>

Wir werden also im Folgenden nicht mehr missverstanden werden können, wenn wir Verdichtung der Bevölkerung und Wachstum des Marktes der Kürze halber überall gleich setzen.

Und wir werden jetzt ruhig sagen dürfen, dass die Fähigkeit, räumlichen und zeitlichen Überschuss an Nahrungsmitteln derart zu verteilen, dass die Zustellung der Tagesquote an Jedermann gesichert ist; dass beide Fähigkeiten wachsen mit der Dichtigkeit der Bevölkerung. Das ergibt eine Betrachtung von beiden möglichen Standpunkten, dem (volkswirtschaftlichen) der Produktivität ebenso wie dem (für Malthus massgebenden privatwirtschaftlichen) der Rentabilität. Denn je dichter ein Volk sitzt und je produktiver seine Arbeit ist, um so mehr Zeit und Kraft bleibt ihm übrig für die Errichtung und den Betrieb von Speichern, Mühlen, Bisquit- und Brotfabriken, Eishäusern, Wurst- und Konservenfabriken zur zeitlichen Verteilung — und für die Errichtung und den Betrieb von Landstrassen, Kanälen, Eisenbahnen, Häfen und Dampfschiffen zur räumlichen Verteilung. — Und alle diese Anlagen sind auf der andern Seite nur da rentabel, wo ein starker Markt ihre Produkte abnimmt.

Wir haben also zweierlei wohl zu unterscheiden: erstens: diejenige Quote, die sich ergibt, wenn man den Durchschnittsjahresertrag der Nahrungsmittelerzeugung durch die Kopffzahl der zu Versorgenden dividiert. Dieser Betrag muss vor allem einmal zur vollen Ernährung ausreichen. Dann aber kommt auch die Durchschnitts-Tagesquote in Betracht, die regelmässige und sichere Versorgung der Versorgungsbedürftigen mit ihrer Nahrung. Hängt jene von dem Stande der Agrikultur, der Fruchtbarkeit des Bodens u. s. w. ab, und unterliegt sie durchaus dem „Gesetz der sinkenden Erträge“, so hängt die letztere durchaus von der Fähigkeit der örtlichen und zeitlichen Verteilung der Erträge ab, und unterliegt durchaus einem „Gesetz der steigenden Erträge bei steigender Arbeitsteilung.“ Hieraus ergibt sich, dass die Malthus'sche Theorie, die er ausdrücklich auch auf die Primitiven und Naturvölker angewendet wissen will, hier mindestens

---

<sup>1)</sup> Vgl. darüber mein „Grossgrundeigentum und soziale Frage“, Berlin 1898. S. 172 ff.

nicht völlig richtig ist. Denn, wenn z. B. die afrikanischen Ackerbaustämme häufig trotz der grössten Ernten am Ende des Jahres an Hungersnot leiden, weil sie nicht imstande sind, mit ihren Mitteln das Korn lange genug aufzubewahren und es darum massenhaft in Bier verwandeln müssen,<sup>1)</sup> so leiden sie nicht an der zu starken Bevölkerung, der der Jahresdurchschnitt nicht entspricht, sondern umgekehrt an der zu dünnen Bevölkerung, die nicht imstande ist, den Tagesdurchschnitt zu sichern; sie pressen nicht gegen den Spielraum, weil sie sich übermässig vermehren, sondern der Spielraum presst übermässig gegen sie, weil er sich periodisch zwischen Saat und Ernte zusammenzieht. Es ist nicht das „Gesetz der Produktion auf Land“, unter dessen Folgen sie leiden, sondern das umgekehrte Gesetz der Produktion in den Zweigen der Stoffveredelung.

Für manchen, der im Augenblick nicht tiefer sieht, mag sich das wie sophistische Haarspalterei ausnehmen. Denn es scheint zunächst sehr gleichgültig, ob die wachsende Bevölkerung gegen den gleichen Spielraum — oder der einschrumpfende Spielraum gegen die gleich gebliebene Bevölkerung presst. Das mechanische Resultat ist ja auch in beiden Fällen dasselbe: Lebensvernichtung durch Not und Krankheiten! Aber der Unterschied ist doch ein fundamentaler. Denn im ersten Falle muss man eine Verlangsamung der Bevölkerungsvermehrung anstreben, um den Jahresdurchschnitt pro Kopf zu vermehren, aber im zweiten Falle muss man eine Beschleunigung der Bevölkerungsvermehrung wünschen, damit eine Dichtigkeit erreicht wird, die es erst gestattet, jene Einrichtungen zu treffen, die die regelmässige Zustellung der Tagesquote an jeden Versorgungsbedürftigen allein sichern können.

Wir haben oben auf jeden Einwand verzichtet, der aus dem Gang der Kultur von den primitivsten Stufen der Wirtschaft bis zu dem Augenblicke abgeleitet werden könnte, wo die Länder „vollbesetzt“ waren. Wir wollen darum hier nur feststellen, dass bis zu dieser Periode dem „Gesetz der sinkenden Erträge“ entgegengewirkt worden ist durch die Fähigkeit einer wachsenden Bevölkerung, die Erträge eines immer grösseren Kreises räumlich und zeitlich so zu verteilen, dass die Tagesquote immer gesicherter

---

<sup>1)</sup> Ratzel, Völkerkunde. Leipzig und Wien. 1894/95. II. S. 69.

wurde. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, dass die Wirtschaftsstufe des Ackerbaues eine weit grössere Menschenmenge auf demselben Areal zu ernähren imstande ist, als die der Hirten, und diese wieder eine weit grössere als die der Jäger und Fischer — so ist eine der Ursachen davon, dass Jeder aus dieser vermehrten Menschenmenge einer viel grösseren Sicherheit genoss, täglich mit der notwendigen Durchschnittsquote versorgt zu werden, als auf der tieferen Stufe. Und darauf kommt es ja allein an!

Nun unterliegt es ebensowenig einem Zweifel, dass die durchschnittliche Ernährung der Bauern *ceteris paribus* auch unvergleichlich besser ist, als die der Hirten und Jäger. Ob das noch andere Gründe hat, als die bessere Fähigkeit der „Ausgleichung“, wollen wir hier nicht untersuchen. Jedenfalls steht fest, dass bis zu dem Augenblicke, wo die Länder „vollbesetzt“ waren, die Nachteile einer dichteren Bevölkerung regelmässig überkompensiert wurden durch die Vorteile einer dichteren Bevölkerung. Wie war es nun nach diesem Zeitpunkt? Schlug jetzt das Verhältnis um?

Nein im Gegenteil! Bis auf den heutigen Tag hat dieselbe Überkompensation ganz ausnahmslos stattgefunden und wird weiter stattfinden, so lange, wie wir die nächsten Jahrhunderte zu übersehen vermögen!

Wir werden für diese Behauptung, vorerst soweit sie Vergangenheit und Gegenwart anlangt, eine Anzahl von Beweisen beibringen.

Zunächst: es ist kein Zweifel, dass Malthus schon zu seiner Zeit z. B. Deutschland und das europäische Russland als „vollbesetzt“ angesehen hat. Und es macht keinerlei Schwierigkeiten, zu beweisen, dass beide Länder noch lange nach seinem Tode zeitweilig an Nahrungsmangel gelitten haben, nicht weil die Bevölkerung so dicht gesät war, dass die übermässig in Anspruch genommene Erde ihr die Nahrung, die Jahresquote, verweigerte, sondern, weil sie noch so dünn gesät war, dass sie die Einrichtungen zur genügenden räumlichen und zeitlichen Verteilung der Gesamternte und Sicherung der Tagesquote noch nicht hatte schaffen können. So hatten wir noch 1771/72 in Deutschland eine Hungersnot, die in Kursachsen 150 000, in Böhmen 180 000 Opfer forderte: das ist heute unmöglich, denn wir haben

heute in Landstrassen, Eisenbahnen, Kanälen, Häfen und Frachtschiffen Einrichtungen geschaffen, die es ermöglichen, Ungleichheiten der Ernten entfernter Bezirke auszugleichen; und diese Einrichtungen konnten wir nur schaffen, weil das Volk heut so viel dichter sitzt, dass alle diese Einrichtungen volkswirtschaftlich praktikabel und privatwirtschaftlich rentabel geworden sind. Hier haben also bis auf den heutigen Tag die Vorteile dichter Bevölkerung ihre Nachteile überkompensiert.

Das Gegenstück dazu ist Russland. Es hat heute in seinen europäischen Besitzungen nur etwa den fünften Teil der Dichtigkeit Deutschlands, hat ungeheuer viel besten Bodens in vorerst sehr extensivem Betriebe und noch sehr viel ewige Brache. Trotzdem hat es in jedem Jahrzehnt in einer oder mehreren seiner Provinzen vernichtende Hungersnöte zu ertragen. An der Jahresdurchschnittsquote liegt das nicht, denn es exportiert auch in Missjahren ungeheure Mengen Getreide. Es liegt also an dem Mangel an denjenigen Einrichtungen, die es ermöglichen, die Ungleichheiten der verschiedenen Bezirke genügend auszugleichen, an dem Mangel guter Strassen, Kanäle, Eisenbahnen, Häfen und Frachtschiffe. Die kann das Volk erst schaffen, wenn es viel dichter sitzt als heute. Es leidet also Hunger nicht aus Übervölkerung, sondern aus Untervölkerung.

Wir sehen hier davon ab, dass Russland schon bei der heutigen Dichtigkeit sich viel mehr dieser Einrichtungen hätte schaffen können, wenn es besser regiert wäre, d. h. wenn die überschüssige Kraft der Volkswirtschaft nicht auf unproduktive Zwecke verschwendet würde, und wenn die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte nicht durch Volksfeindlichkeit, Bildungsfeindlichkeit und bürokratische Bevormundung gehemmt würde. Wir dürfen hier ohne Denkfehler davon absehen, weil wir ja nicht eine bestimmte Dichtigkeit der Bevölkerung mit ihrer Versorgungskraft in quantitative Beziehung setzen wollen. Es ist zwar ganz sicher, dass ein freies und gebildetes Volk, dessen Mittel nicht für unproduktive Zwecke verschwendet werden, schon bei viel geringerer Dichtigkeit sich alle jene Einrichtungen schaffen kann, (United States!) als ein despotisch regiertes: aber ebenso sicher ist, dass auch für das letztere, wenn die Bevölkerung dicht genug geworden ist, einmal der Zeitpunkt kommt, um sich die Tagesquote zu sichern. Und nur darauf kommt es hier ja an.

Uns erscheint schon dieser Beweis gegen Malthus stark genug, um wenigstens zum Nachdenken über das Prinzip aufzufordern. Es ist wenigstens eine starke Zumutung, an ein „Gesetz“ zu glauben, das bisher noch nie in Kraft getreten ist.

Aber wir wollen einen viel grösseren Wert statt auf die Thatsache, dass die Tagesquote immer besser gesichert wird, auf die viel entscheidendere Thatsache legen, dass auch die Jahresdurchschnittsquote immer grösser wird, je dichter ein Volk sitzt.

Es ist, um ganz exakt zu denken, nach dem oben Gesagten klar, dass, je besser die Ausgleichmittel werden, um so kleiner die Jahresdurchschnittsquote werden darf, ohne dass die Tagesquote sich zu vermindern brauchte. Denn um so geringer ist Verlust und notgedrungene Verwendung für andere Nicht-Ernährungszwecke. Es würde demnach nichts auffallendes haben, wenn eine Vergleichung ergäbe, dass die Jahresdurchschnittsquote einer späteren Periode um ein geringes gefallen sei: und um so stärker wird es gegen das Malthus'sche Prinzip sprechen, wenn wir nachweisen werden, dass diese Quote sehr bedeutend gestiegen ist.

Wir haben heute, um diese Thatsache festzustellen, das Mittel der direkten statistischen Vergleichung, das Malthus seiner Zeit noch nicht besass, da die Statistik noch in den Kinderschuhen steckte. Aber nichts desto weniger hätte er schon damals mit seinen geringen statistischen Hilfsmitteln mindestens feststellen können, dass das Gesetz der Produktion auf Land hier unmöglich in seinem Sinne gewirkt haben konnte.

Unzweifelhaft wusste nämlich Malthus, dass die Zahl der Ackerbauer prozentualiter ab-, und die der Gewerbe- und Handeltreibenden (sagen wir kurz der „Städter“) prozentualiter zunimmt, wo immer ein Kulturvolk wächst. Und eine einfache Überlegung hätte ihn belehren müssen, dass das nur möglich ist, wenn das Gesetz der sinkenden Erträge nicht in Kraft ist. (Von Korn-einfuhren sehen wir hier zunächst ab; zu Malthus' Zeit war von regelmässigen bedeutenden Korneinfuhren in den meisten Ländern noch gar keine Rede. Wir untersuchen hier lediglich die Zeit vom Augenblicke der „vollen“ Besetzung bis zu dem Zeitpunkt, wo Kornimporte nötig werden, z. B. Deutschland bis ca. 1875).

Stellen wir uns nämlich vor, ein Volk habe zur Zeit, als es eben die „vollkommene“ Besetzung seines nationalen Areals

vollendete, 20% Gewerbetreibende und 80% Bauern gehabt bei einer Gesamtzahl von fünf Millionen Köpfen. Es sei in einer gewissen Reihe von Jahren auf zehn Millionen Köpfe gewachsen. Welchen Prozentsatz von Gewerbetreibenden dürfen wir jetzt erwarten, einen höheren oder einen geringeren?

Wenn das Bevölkerungsprinzip richtig ist, offenbar einen geringeren. Denn im ersten Stadium haben immer vier Bauern je einen Städter mit ihren Überschüssen ernähren können. Jetzt ist nach dem Gesetz der sinkenden Erträge zwar der Gesamternteertrag gewachsen, aber nicht in dem Masse, wie die darauf verwendete Arbeitszeit. Wo früher ein Bauer lebte, leben jetzt zwei. Der Rohertrag eines jeden ist grösser als die Hälfte des einstigen, aber beide zusammen nicht entfernt doppelt so gross. Nachdem beide Bauern ihren eigenen Bedarf zurückbehalten haben, bleibt beträchtlich weniger übrig als zuvor; es können also davon nur weniger Städter pro Kopf des Bauern existieren.

Verdeutlichen wir uns den Sachverhalt an einem willkürlich gewählten Zahlenbeispiel. Wir setzen den Ertrag des Bauern der ersten Periode = 1, dann wäre  $\frac{4}{5}$  der Familienbedarf und je vier Bauern könnten mit je  $\frac{1}{5}$  Überschuss zusammen eine Städterfamilie ernähren.

Nehmen wir den Ertrag im zweiten Stadium auf  $\frac{18}{10}$ , also immerhin fast doppelt an, so kommt auf jede der zwei Bauernfamilien, die ihn jetzt erwirtschaften,  $\frac{9}{10}$ .  $\frac{8}{10}$  war angenommener Weise der eigene Bedarf, es bleibt ihr also nur noch  $\frac{1}{10}$  abzugeben statt vorher  $\frac{2}{10}$ , und es können in diesem Stadium also immer nur acht Bauern je einen Städter ernähren, der Prozentsatz der Städter muss von 20% auf 10% gesunken sein.

Wir zitieren als Autorität für diese Auffassung — Malthus „selbst: „Es muss immer richtig bleiben, dass die überschüssige „Produktion der Landleute (in weitestem Sinne genommen) die „Zunahme derjenigen Klassen misst und begrenzt, die nicht im „Landbau beschäftigt sind. In der ganzen Welt muss die Zahl der „Fabrikanten, Kaufleute, Eigentümer und der in den verschiedenen „Staatsstellungen beschäftigten Personen genau dieser überschüssigen Produktion entsprechen und kann nach der Natur der „Dinge nicht darüber hinausgehen.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Malthus a. a. O., S. 516.

Es ist merkwürdig, dass Malthus, der dieses straffe Verhältnis der Abhängigkeit der Industrie etc. von der Landwirtschaft so genau kannte,<sup>1)</sup> nicht darauf gekommen ist, daran sein Prinzip zu prüfen.

Um jedem Einwande zuvorzukommen, so ergibt auch eine Betrachtung vom Standpunkte der Lohnfondstheorie, resp. der privatwirtschaftlichen Rentabilität kein anderes Resultat. Denn die unumgängliche Menge von Lebensmitteln ist für den Menschen das Bedürfnis allererster Ordnung, hat den grössten „Grenznutzen“, noch vor jedem anderen Subsistenzmittel. Wenn die Nahrung knapp zu werden anfängt, muss nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage ihr Preis steigen; in dem Masse wird es für das Kapital rentabler, sich dem Ackerbau zuzuwenden. Gleichzeitig wird die Kaufkraft der Masse für Gewerbeserzeugnisse immer geringer, weil ein steigender Prozentsatz ihres Einkommens auf Nahrung verwendet werden muss; d. h. in Rentabilitätsrechnung übertragen, die Nachfrage nach solchen Waren sinkt, und damit ihr Preis. Also wird auch von dieser Seite her das Kapital von gewerblichen Investitionen abgeschreckt und in agrarische hineingezogen. Es muss also die prozentuale Anzahl der „Städter“, sinken, der Bauern steigen. Ja, dieser Vorgang kann gar nicht eher sein Ende finden, — wenn das Gesetz der sinkenden Erträge fortwirkt —, als bis alle verfügbare Arbeit des ganzen Volkes auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln verwendet wird mit Ausnahme derjenigen, die auf die ganz und gar unentbehrliche Fürsorge für Behausung und Bedeckung verwandt werden muss.

Dieses Resultat ist nicht ohne Interesse. Wir hatten im ersten Kapitel rein referierend gezeigt, in welcher Weise Malthus unter Heranziehung der Lohnfondstheorie dem ersten Einwand seiner Gegner auszuweichen verstand, der dahin ging, dass offenbar nicht eher von einem Pressen gegen den Spielraum und positiver Hemmung aus diesem Grunde die Rede sein könne, als bis das ganze Land, ja, die ganze Erde, „wie ein Garten“ bebaut wäre. Jetzt zeigt sich, dass es sich auch hier um eine —

---

<sup>1)</sup> Anm.: Diese Abhängigkeit der „Städterzahl“ von den Überschüssen der Landwirtschaft ist ein alter Hauptsatz der physiokratischen Wirtschaftslehre (vgl. A. Smith l. c. II S. 182). Er ist von da in die „Naturlehre“ übernommen worden (vgl. Smith I 394. II 196.)

gutgläubige — Erschleichung handelte. Denn es war nicht in Betracht gezogen worden, dass gerade vom Standpunkte der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise aus, unter dem Einflusse dauernd steigender Preise und dauernd steigender Rentabilität des Ackerbaues, gerade jener Zustand der ganz einseitigen Agrikultur sich herausbilden müsste, den Malthus nur durch einen souveränen Staatswillen für erzwingbar hielt.

Uns erscheint schon dieser Einwand von durchschlagender Beweiskraft. Bestände wirklich etwas ähnliches, wie das „Gesetz der sinkenden Erträge“ in der Bedeutung, wie sie Malthus fasste, so würde die erste Folge eines Bevölkerungswachstums nicht die positive Hemmung sein, sondern eine Verschiebung des Schwergewichtes der Berufe nach der Seite der Urproduktion hin. Und das würde nicht nur geschehen in einem Systeme des Staatskommunismus unter dem Zwange der Regierung, sondern ebenso in einem privatkapitalistischen System, wie Malthus es für unentbehrlich hielt, unter dem Zwange der Preisgestaltung. Erst wenn das Extrem des reinen Agrikulturstaates erreicht wäre, erst dann könnten die Hemmungen anfangen, ihr schreckliches Werk zu vollziehen. Der Einwand seiner sozialistischen Gegner erweist sich also als vollkommen stichhaltig, trotz aller Kunst der dialektischen Verschleierung.

Da nun Malthus, wie wir schon oben sagten, zweifellos wusste, dass überall in wachsenden Kulturvölkern die Verhältniszahl der Bauern ab-, und diejenige der Städter zunimmt: so konnte er schon daraus, und ohne jede direkte statistische Grundlage, ableiten, dass das „Gesetz der sinkenden Erträge“ hier unmöglich in Wirksamkeit sein könne. Denn wovon sollten diese (prozentualiter) wachsenden Scharen von „Fabrikanten, Kaufleuten, Eigentümern und in den verschiedensten Staatsstellungen beschäftigten Personen“ leben, wenn nicht von entsprechend gewachsenen Überschüssen der Landwirte?! Hätte nicht jeder einzelne der in der späteren Periode vorhandenen Landwirte, obgleich deren jetzt mehr auf demselben Areal ihr Gewerbe trieben, mehr an Überschüssen übrig behalten, als zuvor: wie hätte sonst pro Kopf eines Landmannes mehr an durch ihn versorgten Städtern kommen können?!

Greifen wir auf unser obiges Beispiel zurück! Wir hatten vier Millionen Landwirte angenommen mit einem Reinertrage = 1,

und einem Selbstverbrauch = 0,8, also einem Überschuss von 0,2. Folglich konnten 20% = 1 Million „Städter“ existieren. Nehmen wir an, das Volk wachse, und die Ackerbauproduktion wachse proportional, sodass das Gesetz der sinkenden Erträge gerade kompensiert sei: dann haben wir, wenn die Gesamtzahl sich verdoppelt hat, 8 Millionen Bauern auf zwei Millionen Städter, also ganz das gleiche Verhältnis. Ein prozentuales Wachstum der städtischen Elemente ist offenbar nur möglich, wenn der Überschuss pro Kopf der landbauenden Bevölkerung von Epoche zu Epoche grösser wird, trotzdem sie sich selbst an Kopffzahl vermehrt, wenn also das „Gesetz der sinkenden Erträge“ nicht bloß kompensiert, sondern sogar überkompensiert wird.

Wenn z. B. in unserem zweiten Stadium die acht Millionen Bauern je 1,6% Reinertrag haben, so bleibt ihnen nach Befriedigung des eigenen Bedarfs von 0,8 je ebenfalls 0,8 freier Überschuss. Dann ernährt je ein Bauer je einen Städter, und dann ist die Verhältniszahl der letzteren auf 50% gewachsen, und das Gesamtvolk hat sich an Zahl vervierfacht.

Aber ist nicht noch ein Einwand möglich? Kann die Gesamtmenge des auf dem Lande selbst nicht verbrauchten und darum für die städtische Bevölkerung verfügbaren Überschusses nicht etwa noch aus einem anderen Grunde wachsen? Wird der Überschuss nicht auch dann grösser werden, wenn z. B. die Zahl der landbauenden Familien sich vermindert? Da uns daran liegt, die Theorie auch aus ihrem letzten Schlupfwinkel zu treiben, so wollen wir auch auf diesen möglichen Einwand eingehen.

Allerdings ist es denkbar, dass die vom Lande nicht verbrauchten und für die Städter verfügbaren Überschüsse bis zu einem gewissen Grade wachsen, wenn die Landbevölkerung sich vermindert. Denn zwar wird nach dem Gesetz der Produktion auf Land unter diesen Umständen der Gesamtertrag an Nahrungsmitteln geringer sein, aber es wird vielleicht so viel weniger verzehrt werden, dass dennoch mehr für die Städter übrig bleibt. Dann könnte also der Prozentsatz der ersteren allerdings ebenfalls wachsen, ohne dass eine Kompensation des „Gesetzes der sinkenden Erträge“ stattfände.

Diese Sätze sind die logische Folgerung aus einer Voraus-

setzung, die lautete: „wenn die Landbevölkerung sich vermindert“. Untersuchen wir diese Voraussetzung auf ihre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit.

In einem Lande, das gänzlich in den Händen selbstwirtschaftender Bauern, also mittlerer und kleinerer Besitzer ist, ist offenbar eine Verminderung der Landbevölkerung eine äusserst unwahrscheinliche, wenn nicht unmögliche Voraussetzung. Denn es wird vermutlich jeder erledigte Hof durch einen Erben besetzt werden; und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die geringen Verluste durch Kommassation mehrere Höfe im Falle des Aussterbens oder der Überschuldung mehr als ausgeglichen werden durch Realteilungen anderer Höfe unter mehrere Erben. Denn es ist nicht zu übersehen, dass wir ja immer von wachsenden Völkern sprechen, bei denen auch die Städte wachsen, und bei denen um die Städte herum sich die Thünen'schen Zonen der intensiveren Wirtschaft, oder, was fast dasselbe sagt, der dichteren Besiedelung, ausdehnen. — Es ist auch nicht abzusehen, aus welchem Grunde etwa die Bauern massenhaft zu Grunde gehen sollten, ohne dass sich Nachfolger fänden: denn der Geldpreis der Nahrungsmittel muss nach dem Thünen'schen Gesetze in dem Masse steigen, als entferntere Güter und schlechtere Bodenklassen in den Anbau einbezogen werden müssen — und noch stärker wird ihr Realpreis steigen, da die Industriewaren, die sie kaufen, immer mehr an relativem Tauschwert verlieren, je grösser die Produktivität der städtischen Arbeit mit dem wachsenden Markte wird. Dass unter solchen Umständen eine Verminderung der Bauernstellen sehr unwahrscheinlich, ja unmöglich ist, leuchtet ein. Viel mehr ist eine starke Vermehrung zu erwarten.

Nehmen wir aber — obwohl diese Deduktion nach dem Gesagten schon sehr zweifelhaft erscheint, — mit Malthus an, dass sich aus wirtschaftlichen Gründen in dem beobachteten Lande eine Grundbesitzverteilung entwickelt haben müsse, wie sie das England seiner Zeit aufzeigte: mächtigen Latifundienbesitz bestellt von Arbeitern und Pächtern. Hier kann offenbar das Motiv der höheren Rentabilität die Grundherren dazu bringen, die Bevölkerung des platten Landes zu vermindern, um das „produit net“ zu vermehren.

Da bekanntlich landwirtschaftliche Maschinen nur in sehr

2) geringem Masse dahin wirken, Arbeiter überflüssig zu machen, <sup>1)</sup> so ist eine Verdrängung landwirtschaftlicher Produzenten in grossem Massstabe nur möglich durch Übergang zu Weidewirtschaft und gar zu Forst- und Jagdwirtschaft. Dieser Übergang ist bekanntlich in Grossbritannien in grossem Umfange bewerkstelligt worden, und wir haben die wirtschaftlichen Motive dafür zu untersuchen.

Offenbar wurde die Produktion von Wolle, Fleisch und Milch, resp. von Holz und Wild rentabler als der Ackerbau, weil ihre Preise anzogen, während die Kornpreise im Verhältnis dazu tief standen. Wie war das möglich? Das Korn (resp. die Kartoffel, die vermehrte Arbeit fordert) blieben nach wie vor das Hauptnahrungsmittel der Masse des Volkes; Fleisch und Wild blieben nach wie vor die Nahrungsmittel einer kleinen Minderheit; und Holz und Wolle blieben nach wie vor Befriedigungsmittel sekundärer Bedürfnisse, an deren Sättigung erst gedacht wird, wenn der Nahrungstrieb befriedigt ist! Wie konnte unter diesen Umständen der Preis des primären Bedürfnisses der grossen Masse im Verhältnis zu solchen der kleinen Minderheit und zu sekundären Bedürfnissen fallen, noch dazu angesichts des Umstandes, dass die Ackerbauproduktion sich absolut verminderte, während die Zahl der zu versorgenden Städter durch den eigenen Nachwuchs und die ausgetriebenen Bauern enorm anschwellte?!

Des Rätsels Lösung heisst: Kornimport und Warenexport! Die britischen „Städter“ tauschten in steigender Progression fremde Ackerbauprodukte für ihre Gewerbeserzeugnisse. Die aus diesem Handel und Gewerbe entstehenden Profite schufen eine reiche Klasse, die für Holz, Fleisch und Jagdgründe höchste Preise anzulegen bereit und befähigt war; und der Bedarf an Wolle für die Textilfabriken steigerte deren Preis, während der Kornpreis auf niederer Stufe stehen blieb. So konnte die Kopffzahl der britischen Ackerbauer sogar absolut sinken, während dennoch diejenige der Städter absolut und relativ enorm stieg.

Ist diese Erfahrung nicht augenscheinlich eine praktische Widerlegung unserer obigen Berechnung und des Malthus'schen Satzes von der Abhängigkeit der Industrie von den Überschüssen der Landwirtschaft?

---

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. Sering, die Agrarfrage und der Sozialismus. Schmollers Jahrbuch 1899. S. 312.

Nicht im mindesten! Denn von dem Augenblicke an, wo Britannien regelmässig der Korneinfuhren bedurfte, hatte es das Stadium der Nationalwirtschaft überwunden und war in das Stadium der Internationalwirtschaft, sagen wir der Weltwirtschaft eingetreten. Es war in die Stelle einer Stadt innerhalb eines viel weiter gedehnten Wirtschaftskreises eingetreten, und fortan hatte es die Theorie nur mit diesem grösseren Kreise zu thun. Und hier, das lehrt ein flüchtiger Blick, walten nun ganz dieselben allgemeinen Gesetze, wie vorher in der isolierten Nationalwirtschaft.

Stellen wir uns, um diesen Satz zu verstehen, Thünens 'isolierten Staat' oder noch besser ein Stadium vor, in dem die ganze Erde einen einzigen, „voll besetzten“ Wirtschaftskreis darstellt. Da ist Export und Import augenscheinlich nicht möglich. Wäre auch alles Land im Eigentum einer Klasse von Latifundienbesitzern, so könnten doch niemals Preisverhältnisse eintreten, die diese Klasse veranlassen könnten, Landarbeiter und Pächter in die Städte zu drängen, um extensivere Landwirtschaft zu treiben; denn dann würde auf der einen Seite der Kornpreis unter der doppelten Wirkung geringeren Angebotes und enorm steigender Nachfrage einen sehr hohen Stand erreichen [wäre doch selbst bei gleich bleibendem Bevölkerungsstande sofort die gleiche Anzahl von Personen mit einem geringeren Gesamternteertrag zu ernähren]; und auf der anderen Seite würde der Preis der Gewerbeserzeugnisse unter der doppelten Wirkung stärkeren Angebotes und verminderter Nachfrage einen sehr tiefen Stand erreichen; es würde die Nachfrage nach Wolle und Holz sich vermindern, weil ein immer grösserer Teil der Kaufkraft auf die seltener gewordenen Nahrungsmittel verwendet wird, und weil das Kapital sich aus der Industrie fortzieht, und es würde die Nachfrage nach Fleisch und Wild sich vermindern, weil die industriellen Oberklassen Not leiden: und so würde der eigene Vorteil die Besitzer treiben, immer intensiver Korn zu bauen und zu dem Zwecke immer mehr Landarbeiter anzusetzen.

Kurz und gut, in einer an Zahl wachsenden Wirtschaftsgesellschaft kann sich die Zahl der Landwirte nicht vermindern, weil dann der Markt der industriellen Waren zusammenschrumpfen würde, weil es also für den Bevölkerungszuwachs dann unmöglich wäre, als Städter zu existieren, und zwar abgesehen von dem

Mangel an Nahrung vor allem aus Mangel an Absatz für städtische Erzeugnisse.

Demnach ist selbst in denjenigen Ländern, in denen die Zahl der Ackerbauer absolut abgenommen hat, das prozentuale Wachstum der Gewerbetreibenden, das ja Thatsache ist, mit der Malthus'schen Theorie unvereinbar. Diese Thatsache ist durchaus nicht anders erklärlich, als daraus, dass entweder die Landleute des Weltwirtschaftskreises durchschnittlich mehr oder besseren Boden bebauen — und dann kann von einem Pressen gegen den Spielraum offenbar keine Rede sein — oder dass sie von verkleinerten Gütern so viel mehr an Roherträgen erwirtschaften, dass ihnen nach Abzug ihres Eigenbedarfs immer noch mehr übrig bleibt, als in früheren Perioden — und dann ist offenbar das „Gesetz der sinkenden Erträge“ ausser Kraft gesetzt! Natürlich kann dasselbe Resultat auch zustande kommen, wenn sich beide Möglichkeiten kombinieren.

\* \* \*

Das hätte schon Malthus aus den ihm vorliegenden Daten erschliessen können. Wir verfügen aber jetzt über ein direktes, statistisches Beobachtungsmaterial, das jene Schlüsse nicht nur bestätigt, sondern noch als zu bescheiden darthut.

Jene Schlüsse berechtigten uns nämlich lediglich zu der Feststellung, dass das Ur-Produkt pro Fläche und pro Arbeitskraft viel stärker gestiegen ist, als nach dem „Gesetz der sinkenden Erträge“ hätte vorausgesetzt werden dürfen. Wir konnten aber über die absolute Höhe der täglichen Durchschnittsquote pro Kopf der Gesamtbevölkerung daraus nichts erschliessen. Sie brauchte nicht gewachsen zu sein. Die direkte statistische Beobachtung zeigt uns nun aber, dass diese Quote ganz beträchtlich gewachsen ist.

Das bedeutet also, dass das Gesetz der sinkenden Erträge nicht nur soweit überkompensiert worden ist, um eine stark vermehrte Prozentzahl von „Städtern“ zu erhalten, sondern noch darüber hinaus so weit, um Bauern und Städtern eine bessere und reichlichere Nahrung zu gewähren.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wir entnehmen die folgenden Daten zum grössten Teile aus Malthus's Dictionary of statistics (London 1899). Soweit es sich hier um die ganz grossen Zahlenmassen handelt, wollen wir feststellen, dass wir sie ledig-

Das Areal des Ackerbaues wuchs von 1840 bis 1888 in den Kulturstaaten (Europa, Vereinigte Staaten, Kolonien u. s. w.), von 492 Millionen acres auf 807 Millionen acres d. h. um 65%, während die Körnerernte von 4,119 Millionen Bushels auf 9,122 Millionen Bushels, also um 120%, die Bevölkerung aber nur um ca. 70% wuchs. Gleichzeitig wuchs in diesen Ländern die Zahl der Ackerbauer von 55 auf 80 Millionen (rot), also um nicht ganz 50%.<sup>1)</sup> Diese stark vermehrte Ackerbaubevölkerung produzierte also pro Kopf je 114 Bushels Körner im Jahre 1887 gegen je 73 Bushels im Jahre 1840. Obgleich die Zahl gestiegen, produzierten 1887 zwei Mann soviel wie 1840 drei Mann.<sup>2)</sup>

Gleichzeitig wuchs die Produktion von Fleisch um 57%<sup>3)</sup> (von 9,120,000 auf 14,303,000 Tonnen).

Es kam pro Kopf der Einwohner (nicht der Bauern), also pro Kopf der Konsumenten. *Europas* in der Periode 1831—40: 14 Bushels Korn, 1887 aber 16 Bushels! Hier ist Grossbritannien miteingerechnet, das 1887 nur noch 8 Bushels pro Kopf produzierte und das eigentlich nicht mit eingezählt werden dürfte, da es heute schon viel mehr den Charakter einer amerikanischen „Stadt“ trägt, als einer europäischen Volkswirtschaft, wenn denn „Stadt“ und „Stadtgebiet“, wie national-ökonomisch anders nicht zu definieren, diejenige arbeitsteilige Wirtschaftsgemeinschaft darstellen, in der die Stadt die Warenversorgung, das Stadtgebiet aber die Nahrungsmittelversorgung übernimmt.<sup>4)</sup> Trotzdem ist in Gesamteuropa die Körnerproduktion pro Kopf um 14% gestiegen. Gleichzeitig aber wuchs die Produktion der Vereinigten Staaten von 36 auf 42 Bushels, diejenige Kanadas von 14 auf 30 Bushels, Chiles von 5 auf 8, Argentinien von 2 auf 13, Australiens von 3 auf 15 Bushels pro Kopf, sodass die Überschüsse der erstgenannten Länder in bedeutendem Masse für Europas Nahrungs-

---

lich als Schätzungen eines berufenen Schätzers auffassen. Wenn hier auch noch so grobe Detailfehler die Genauigkeit beeinträchtigen sollten, so ist doch die in den Zahlenmassen enthaltene Tendenz so deutlich, dass jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Im Übrigen ergeben die sicheren, amtlichen Daten für kleinere Gebiete genau dasselbe Resultat.

<sup>1)</sup> Mulhall S. 6.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 6.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 7.

<sup>4)</sup> Vgl. A. Smith l. c. I 165, II 191.

bedarf verfügbar und auch thatsächlich in Anspruch genommen wurden.<sup>1)</sup>

Soweit von der Produktion der Brotfrüchte! Betrachten wir jetzt die Fleischproduktion.

In den 60 Jahren von 1830—1889 nahm die Bevölkerung der Kulturwelt um 70 % zu (Europa, Vereinigte Staaten, britische Kolonien und La Plata Staaten): aber in derselben Zeit wuchsen die Herden ungleich stärker, mit Ausnahme der Schweine. Mulhall berechnet die Zunahme der Pferde auf 104 %, des Rindviehs auf 127 %, der Schafe auf 139 %, der Schweine nur auf 55 %.<sup>2)</sup> Das geringe Zurückbleiben der Schweinezucht ist augenscheinlich auf die Bevorzugung der besseren Fleischsorten durch die wohlhabender gewordene Menschheit zu beziehen.

Betrachten wir Europa allein, so ist, auf 1000 Einwohner berechnet, die relative Anzahl der Pferde genau, und der Rinder fast genau die gleiche geblieben, während die Relativzahl der Schweine und namentlich der Schafe stark zurückging.<sup>3)</sup> Es fanden sich von 1830 bis 1887 regelmässig 11 Pferde auf 1000 Köpfe der Bevölkerung, während die Zahl der Rinder von 31 auf 32 stieg, um dann auf 30 zu sinken und sich daselbst zu halten. Dagegen ging die Zahl der Schweine von 20 auf 15 zurück, und diejenige der Schafe von 77 auf 58. Von der Bedeutung, die der Rückgang der Schweinezucht hat, haben wir bereits gesprochen. Die Schafe kommen hier, wo es sich um die Schätzung des Nahrungsspielraums handelt, wenig in Betracht, weil sie in früheren Zeiten überwiegend nicht des Fleisches, sondern der Wolle wegen gezüchtet wurden.

Selbst, wenn man aber alles Vieh, das 1830 in Europa gezüchtet wurde, als Schlachtvieh betrachten will, ist aus der pro Kopf etwas gesunkenen Gesamtzahl durchaus nicht der Schluss zu ziehen, dass nun auch die Fleischmenge pro Kopf gesunken sei. Im Gegenteil ist sie beträchtlich gestiegen. Denn heute ist das Durchschnittsgewicht beträchtlich höher als früher. Nach dem alten G. v. Gülich<sup>4)</sup> berechnete man das Durchschnittsgewicht des in England geschlachteten Viehs:

<sup>1)</sup> Mulhall S. 7.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 108.

<sup>3)</sup> „ „ „ 110.

<sup>4)</sup> Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe, und des Ackerbaus. (Jena 1842) Bd. III S. 86. Er citiert nach Revue britannique. Sept. 1839. S. 244).

	i. J. 1710		i. J. 1804
für einen Ochsen:	370 Pfd,		800 Pfd.
„ „ Kalb:	50 „		140 „
„ „ Hammel:	28 „		112 „
„ „ Lamm:	18 „		35 „

Roscher trägt zu diesem Punkte folgende Daten zusammen:<sup>1)</sup>

„In England war das mittlere Gewicht eines Schlachtochsen „um 1547 unter 400 Pfund, (Rogers), unter Jakob I. 600 „Pfund, 1795 : 800 Pfd. Die Schöpse hatten sich gleichzeitig „von 44—46 auf 80—85 Pfund erhoben (Eden). Das Gewicht „des blossen Fleisches war:

	Ochsen	Schlachtkälber	Schafe	} Pfund (mit den Knochen)“
1710:	370	50	28	
1845:	800	140	80	

Derselbe Prozess, der nicht nur das Lebendgewicht vermehrte, sondern natürlich noch viel stärker das Schlachtgewicht (dies beträgt bei mittelmässig ernährten Stücken 47<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, bei halbfetten Ochsen 55<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, bei fetten 60<sup>0</sup>/<sub>0</sub> und mehr vom Lebendgewicht <sup>2)</sup> — dieser Prozess hat sich seitdem immer weiter durchgesetzt. Mulhall <sup>3)</sup> rechnet bereits 600 Pfund durchschnittliches Schlachtgewicht auf das Rind, was also etwa 1000 Pfund Lebendgewicht entsprechen würde; er nimmt an, dass tausend Rinder (es ist nicht klar ob Kälber eingerechnet, aber das ist wahrscheinlich nicht der Fall) 54 Tonnen Fleisch ergeben, während Major Craigie sogar 67 Tonnen berechnet.

An anderer Stelle nennt Mulhall als Durchschnittsgewicht eines ausgewachsenen Rindes in England 1120, eines Schafes 152 Pfund. <sup>4)</sup>

In Frankreich wogen durchschnittlich Pfund:

	1847	1885
Ochsen	700	1030
Kühe	500	740
Schafe	50	80
Ziegen	50	70
Schweine	200	224 <sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Roscher. National-Ökonomik des Ackerbaues. 11. Aufl. Stuttgart 1885. S. 518.

<sup>2)</sup> Brockhaus Konv.-Lexikon 14. Aufl. Bd. 14, S. 470.

<sup>3)</sup> S. 15.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 287.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 289.

In Deutschland rechneten die älteren Gewährsmänner, wie Meyer, Thaer, v. Flotow, eine Kuh durchschnittlich zu 4 Ztr. Koppe schon zu 500—550 Pfund, Pabst zu 600—800 Pfund, während v. Kirchbach-Birnbaums Handbuch II 360 allgemein 1000 Pfund als Norm angiebt.<sup>1)</sup>

Betrachten wir einige Länder im einzelnen, wobei wir von Grossbritannien seiner eigentümlichen „städtischen“ Stellung halber natürlich absehen.

Wir wählen zuerst Frankreich aus. Nach einer Statistik, die Carey<sup>2)</sup> aus Moreau de Jonnés' Statistique de l'agriculture de France anführt, wuchs die Produktion von 1760—1830 folgendermassen:

Es entfielen pro Kopf der französischen Bevölkerung an Litern:

	1760	1840
Weizen	150	208
Geringeres Getreide	300	393
Kartoffeln und Gemüse	—	291
	<hr/> 450	<hr/> 832

Diese starke Steigerung hat angehalten. Frankreich produzierte 1887: 19 Bushels Körnerfrüchte pro Kopf<sup>3)</sup> = 691 Liter, und 1892 genau 700 Liter,<sup>4)</sup> eine Steigerung von über 15% gegen 1840.

Hand in Hand mit der Vermehrung der Brotnahrung ging eine Verbesserung derselben nach der Qualität. Weizen tritt immer mehr als Volksnahrungsmittel in den Vordergrund. Die Produktion dieses edelsten Getreides pro Kopf der Bevölkerung betrug nach Moreau de Jonnés:<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Roscher a. a. O. S. 96. Anm. 9.

<sup>2)</sup> Grundlagen der Volkswirtschaft. Deutsch von Karl Adler. (München 1863.) S. 102.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 7.

<sup>4)</sup> Statistique agricole de la France publiée par le ministère de l'agriculture, Paris 1897, S. 64.

<sup>5)</sup> Statistique des céréales de la France. Le blé. Extr. du Journal des Économistes. Paris 1843. S. 18.

1760:	1,60	hl
1764:	1,64	„
1791:	1,90	„
1818:	1,71	„
1839:	2,05	„

Nach Mulhall (S. 288) betrug die Produktion von Weizen und Fleisch pro Einwohner in Pfunden:

	Weizen	Fleisch
1840:	326	45
1860:	314	60
1880:	440	73
1889:	417	70

Nach Moreau de Jonnés lebten im 18. Jahrhundert nur 33 % der französischen Bevölkerung von Weizenbrot, 1839 waren es bereits 60 %<sup>1)</sup>. Seitdem ist dieser Ersatz des minderwertigen Brotes durch feines Weizenbrot immer weiter fortgeschritten, allerdings unter starker Zuhilfenahme fremden Weizens. Nach Mulhall<sup>2)</sup> lebten 1888 bereits 86 % von Weizenbrot, nur noch 14 % von Roggen- und anderem Brot.

In derselben Zeit vervielfachte sich der Ertrag an Kartoffeln. 1815/1820 belief sich die Ernte auf weniger als 2 Millionen Tonnen durchschnittlich, 1883/86 auf mehr als 10 Millionen Tonnen. Und von 1840—1887 stieg auch die Rübenzucker-Produktion von 35 000 Tonnen auf mehr als 400 000 Tonnen.

Ganz entsprechend wuchs die inländische Fleischproduktion. Hatte sie nach M. Lavergne 1790: 39 Pfund pro Einwohner betragen, so stieg sie auf 67 Pfund in 1880/88<sup>3)</sup>, ungerechnet Pferdefleisch, von dem Paris allein jährlich 2000 Tonnen konsumiert.<sup>3)</sup>

---

Betrachten wir jetzt einige deutsche Daten!

Die Körnerproduktion stieg von schätzungsweise 10 Bushels per Kopf der Bevölkerung in 1831/40 auf 13 in 1851/60 und 15 in 1887.<sup>4)</sup> (12,3 in 1886.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Cit. nach Mulhall S. 19.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 288.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 20.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 7.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 22.

Die Fleischproduktion stieg von 60 Pfd. per Einwohner in 1828 auf 67 Pfd. in 1867, und fiel dann wieder etwas auf 64 Pfd. in 1885.<sup>1)</sup>

Nach einer anderen Angabe<sup>2)</sup> entfielen per Kopf der Einwohner an Pfunden inländischer Produktion:

	Korn	Fleisch
1816:	440	54
1837:	560	60
1852:	750	60
1875:	740	67
1888:	745	64

Die Gesamtproduktion von Nahrungsmitteln im Inlande wuchs aber auch in den letzten Jahren noch stärker, als die bekanntlich rapide wachsende Bevölkerung. Mulhall stellt folgende Schätzung an:

Es wurden produziert durchschnittlich in tausend Tonnen:

	1880/82	1883/96
Körnerfrüchte	14 800	17 100
Kartoffeln	21 100	31 000
Fleisch	1 360	1 520

Bringt er diese Zahlen auf einen Generalnenner nach dem Nährwerte (3 Tonnen Kartoffel = 1 Tonne Korn =  $\frac{1}{8}$  Tonnen Fleisch) so ergibt sich, dass die Nahrungsmittelproduktion um 21 % wuchs, von 32 700 000 auf 39 600 000 Tonnen (Kornäquivalent), während die Bevölkerung nur um etwa 15 % wuchs.<sup>3)</sup> 1880/82 war das Kornäquivalent 14 Ctw. auf den Kopf der deutschen Bevölkerung, 1893/96 aber 15 Ctw., eine Steigerung von ca. 7 % in einem halben Menschenalter in einem sehr „vollbesetzten“ Lande, das steigende Importe von Korn und Fleisch an sich zieht!

\* \* \*

Hätten wir nur die Ziffern für die Gesamtproduktion der zivilisierten Welt angeführt, so wäre daraus zwar ein Argument gegen das „Bevölkerungsgesetz“, nicht aber gegen die von Malthus angenommene Geltung des „Gesetzes der sinken-

<sup>1)</sup> Mulhall S. 23.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 290.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 722.

den Erträge“ herzuleiten gewesen. Denn man hätte annehmen können, dass die Mehrproduktion pro Kopf der Kulturwelt dadurch zustande gekommen sei, dass neues Land, vielleicht auch besseres Land, massenhaft unter den Pflug genommen wurde. Die Zahlen für die beiden alten Kulturländer Deutschland und Frankreich, beide zu Malthus' Zeit „vollbesetzt“, sperren diese Ausflucht. Sie zeigen eine kolossale Steigerung der Binnenlandsproduktion pro Kopf der mittlerweile sehr stark gestiegenen Einwohnerschaft, und das ist schlechterdings nicht anders zu verstehen, als wenn man zugiebt, dass jenes Gesetz nicht in Kraft gewesen ist. In der That beweist die spezielle Statistik, dass das Ackerland (und überhaupt das Nutzland) einen immer grösseren Anteil des nationalen Territoriums einnahm auf Kosten der Wälder, ewigen Weiden und Unländereien; zweifellos wurde also „der Anbau auf immer geringere Bodenklassen gedrängt“: und dennoch nahm — nicht etwa nur der Gesamtertrag —, sondern der Ertrag pro durchschnittliche Ackereinheit und sogar pro Kopf der konsumierenden Bevölkerung in einem schwindelerregenden Masse zu.

In Frankreich wuchs die mit Körnern bestellte Fläche von 1801/20 bis 1883/86 von 30 Millionen acres auf 37 Millionen acres, also um ca. 24 %. Die Ernten aber wuchsen in derselben Zeit von 390 Millionen Bushels auf 740 Millionen Bushels, also um fast 90 %!

Speziell das Weizenareal wuchs von 1700—1889, zuerst mit starken Schwankungen, von der Revolution an in ganz gleichmässiger Steigerung von 12,4 auf 17,6 Millionen acres, also um ca. 42 %: aber die Weizenernten von 83 auf 309 Millionen Bushels, d. h. um 272 %. Und von 1818 an, (wo die Zahlen erst sicher werden, und das Areal auch nur erst 12,8 Millionen acres umfasste) betrug die Steigerung immer noch (309 gegen 142 Mill. bushels) fast 118 %.<sup>1)</sup>

Diese Gesamtziffer kann natürlich nur das Ergebnis einer ganz ungeheuren Steigerung der Erträge pro Flächeneinheit sein, trotz der geringeren durchschnittlichen Bodenklasse:

In der That steigerte sich der Durchschnittsertrag des Hektars Weizenlandes von etwas über 6 hl im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auf 8,00 hl in 1818 und 13,01 hl in 1833.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Mulhall S. 19.

<sup>2)</sup> Moreau de Jonnés a. a. O. S. 18.

Oppenheimer, Bevölkerungsgesetz.

Die offizielle Statistik giebt folgende vergleichende Ziffern<sup>1)</sup>:  
Durchschnittliche Weizenproduktion pro Hektar in hl:

1816/20	: 10,22
1821/30	: 11,90
1831/40	: 12,77
1841/50	: 13,68
1851/60	: 13,99
1861/70	: 14,28
1871/80	: 14,60
1881/90	: 14,65
1891/95	: 15,83

Interessant ist es, hierbei den allmählichen Fortschritt der Agrikultur, die Verbreitung der höheren Technik über das ganze Land an den Ziffern zu verfolgen, die die Spannung zwischen den Maxima und Minima jeder Epoche anzeigen. Die Ziffern sind 1,93; 2,26; 3,58; 6,09; 6,49; 5,76; 5,98; 3,79; 4,11. Wir haben also zuerst eine Periode sehr gleichmässigen Tiefstandes der Kultur, dann ein rapides Voraneilen der besser bewirtschafteten Güter, die aber allmählich wieder eingeholt werden.

Mulhall<sup>2)</sup> giebt für die Hauptgetreidearten folgende vergleichende Daten:

	Bushels pro Acre:			
	Weizen	Hafer	Gerste	Roggen
1815	9,5	16,0	13,2	8,4
1835	14,7	19,1	15,4	13,7
1855	12,5	26,2	20,7	11,0
1875	16,0	24,0	19,1	15,6
1880	16,0	26,4	20,7	15,1
1884	17,8	26,2	20,1	16,7

Ganz ähnliche Zahlen erhalten wir für Deutschland. Nach Roscher<sup>3)</sup> nahmen Gasser (1729) und Bergius (1773) auf gutem Boden das 5—6<sup>te</sup> Korn als Ertrag der Weizensaat an. Nicolas (1802) auf besten Böden das 7½fache der Aussaat, während v. Viebahn (1862) das 9fache als Durchschnitt betrachtet.

<sup>1)</sup> Statist agricole S. 108.

<sup>2)</sup> S. 19.

<sup>3)</sup> Nat. Ökonomie des Ackerbaues. Stuttgart 1885. S. 105.

Einige genau untersuchte Güter in Westpreussen ergaben preussische Scheffel:

	Raps	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Erbsen
1772/73	—	319	4131	3679	2721	262
1860/65	1803	7437	8160	4586	3881	3417

Einige weitere auffällige Beispiele entnehmen wir Carl Jentsch<sup>1)</sup>: „Die Flur Else im Koburgischen lieferte 1784 nur 135 Fuder Heu und 20 Fuder Klee, jetzt (wahrscheinlich um 1850) lieferte sie 450 Fuder Heu, 600 Fuder Klee und 360 Fuder Rüben. Vor 1789 ernährte sie 170 Rinder und 146 Schafe, jetzt 372 Rinder und 213 Schafe; 1781 erntete man 1812 Simri Getreide, jetzt erntet man 5175 Simri und 5270 Sack Kartoffeln. Der Sachse (der zitierte Schriftsteller) will es nicht glauben, dass rationelle Landwirte das sechste Korn ernteten, er ernte immer noch das vierte. Mir teilte ein Ackerpächter mit, dass er 1866 das achte, 1898 das zehnte Korn geerntet habe.“

„1845 konnte mitgeteilt werden, einige Güter hätten im neunjährigen Durchschnitt auf den Morgen 10,2 Ctr. Weizen und 8,5 Ctr. Roggen erzielt, gerade das doppelte des Ernte-Ertrages der reinen Dreifelderwirtschaft.“<sup>2)</sup>

Nach Hanssen<sup>3)</sup> wurde auf den schleswig-holsteinischen leibeigenen Hufen selbst in guten Jahren und auf gutem Boden selten mehr als das 3.—5. Korn geerntet.

Nach Mulhall<sup>4)</sup> wuchs das Ackerland von 23 Mill. Acres in 1816 auf 44 Mill. Acres in 1887. Die Kornerträge wuchsen in derselben Zeit von 296 auf 640 Mill. Bushels, also stärker als das Areal.

Das landwirtschaftlich genützte Areal überhaupt stieg von 37 Millionen Acres in 1820 auf 59 Millionen Acres in 1888.<sup>5)</sup> Trotzdem also auch hier „der Anbau auf geringere Böden gedrängt wurde“, wuchsen auch hier die Ernteerträge per Flächeneinheit so stark, dass die pro Kopf verfügbare Quote immer grösser wurde, wie wir oben feststellen konnten, trotz des enormen Wachstums der Bevölkerung.

<sup>1)</sup> Jentsch, Die Agrarkrisis. Leipzig 1899. S. 22.

<sup>2)</sup> Jentsch a. a. O. S. 53.

<sup>3)</sup> Aufh. d. Leibeigenschaft. St. Petersburg. 1861. S. 24.

<sup>4)</sup> S. 21.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 7.

In den 16 Jahren von 1880/82 bis 1894/96 wuchs das mit Körnerfrüchten bestellte Areal von 33 940 000 Acres auf 37 950 000 Acres, und die durchschnittlichen Körnererträge von 14,8 auf 18,6 Mill. Tonnen. Die Gesamtkulturfläche wuchs von 57,5 Mill. Acres auf 65,15 Mill. Acres, die Gesamternten von jährlich 69,8 auf 96,6 Millionen Tonnen. An der Steigerung sind ausser Getreide namentlich Kartoffeln (und Zuckerrüben) beteiligt, deren Flächen mässig, deren Erträge pro Fläche aber enorm zunahmen. Der Durchschnittsertrag an Kartoffeln per Acre stieg von 3,2 auf 4,1 Tonnen, also um 28 % in 15 Jahren.

Im ganzen wuchs das Nutzland um 12 %, das Gewicht der geernteten Früchte per Acre um 30 % (31 Ctw. gegen 24 in 1880/82),<sup>1)</sup> während die Bevölkerung um ca. 15 % zunahm.

Nach K. v. Rümker<sup>2)</sup> stiegen im Durchschnitt von ganz Deutschland die Ernteerträge pro ha:

	Im Durchschnitt v. 1880/87		v. 1888/97	Zunahme
	kg		kg	kg pro ha
bei Roggen	986	auf	1088	102
„ Weizen	1325	„	1433	108
„ Gerste	1301	„	1350	49
„ Hafer	1128	„	1195	67

Die Anbaufläche war dabei gestiegen:

bei Roggen	um	67 000	ha
„ Weizen	„	226 000	„
„ Gerste	„	4 000	„
„ Hafer	„	153 000	„

Es betrug die Ernte pro Kopf der Bevölkerung:

1880/7	von Roggen	124,43	von Weizen	53,61
1888/9	„	124,86	„	54,85

Zieht man Weizen und Spelz zusammen, so lauten die Zahlen für die erste Periode 63,53, für die zweite nur 62,48 kg pro Kopf. Dafür stieg aber der Einfuhrüberschuss von 22,71 auf 30,58 kg, und der scheinbare Gesamtverbrauch von 210,67 auf 217,92 kg pro Kopf der Bevölkerung.

<sup>1)</sup> Mulhall S. 618.

<sup>2)</sup> „Kann Deutschland seinen Getreidebedarf noch selbst decken?“ Mitt. des landw. Instituts der Universität Breslau. Heft II. 1899. (S. 151 ff.) S. 191.

Eine sehr eingehende Untersuchung über die Steigerung der deutschen **Fleischproduktion** hat Huckert (Neisse) angestellt.<sup>1)</sup> Er polemisiert gegen v. d. Goltz, der<sup>2)</sup> die Zunahme der Kopffzahl des deutschen Viehbestandes (auf Rinder reduziert) in den 20 Jahren von 1873—1892 auf 9,35%, die Steigerung der Fleischproduktion aber auf ca. 20% berechnet hatte, sodass letztere mit dem Wachstum der Bevölkerung ungefähr gleichen Schritt gehalten hätte. Diese Berechnung wird nach Huckert durch zwei Fehler gefälscht. Erstens ist der Reduktionsmassstab (1 Stück Rindvieh = 10 Schafe = 4 Schweine = 12 Ziegen), den v. d. Goltz angewendet hat, hier nicht angebracht, weil er nicht die Relation des Fleischgewichtes, sondern diejenige des Futterbedarfes angiebt. Und ferner hat v. d. Goltz nicht in Rechnung gezogen, dass das Durchschnittsalter des geschlachteten Viehs in diesen zwanzig Jahren sehr bedeutend gesunken ist, sodass die bei der letzten Viehzählung vorhandene Menge von Häuption eine viel grössere Menge von Fleisch zu Nahrungszwecken repräsentierte, als die bei der ersten Zählung vorhandene. Huckert rechnet, dass von 1872/3—1892/3 beim Rindvieh eine Beschleunigung des Umsatzes von wenigstens 25%, bei den Schafen von wenigstens 50%, bei den Schweinen von wenigstens 15% angenommen werden muss.<sup>3)</sup> Er setzt auf Grund einer Berechnung, die nach den Berichten der Schlachthöfe von 11 resp. 13 grossen deutschen Städten angestellt ist, 1 Rind = 3<sup>1</sup>/<sub>5</sub> Schweine = 7 Kälber = 12 Schafe = 14 Ziegen.

Danach erhält er folgende Tabelle:

Es wurden geschlachtet in Deutschland (auf Rinder reduziert):

	1873	1892
Rindvieh (incl. Kälber)	2 407 524	3 338 369
für die Schafe	370 362	382 641
„ „ Schweine	1 935 893	3 767 750
„ „ Ziegen	23 673	31 405
	<u>4 737 452</u>	<u>7 520 165</u>

„Der Zuwachs beträgt also von 1872/3—1892/3: 58,8%, während Prof. v. d. Goltz nur 9,35% berechnete.“<sup>4)</sup>

1) Zeitschrift für Sozialwissenschaft. III. Jahrg. Heft 2. S. 109 ff.

2) Die agrarischen Aufgaben der Gegenwart. Jena 1894. S. 72.

3) Huckert, l. c. S. 111/12.

4) Huckert, l. c. S. 114.

Da nun jedes einzelne Haupt 1892/3 um ca. 10 % mehr Fleisch darstellte, als 1872/3, so „bedeutet das eine Gewichtszunahme des Fleisches um 74,7 %, während Prof. v. d. Goltz 20 % berechnete.“ Da sich die Bevölkerung des deutschen Reiches in derselben Zeit um 21,95 % vermehrt hat, „so heisst das, dass sich der Fleischkonsum durch das eigene und das am Zählungstage vorhandene eingeführte fremde Vieh in ungefähr 20 Jahren pro Kopf um rund 43 % vermehrt hat.“<sup>1)</sup>

Für Preussen allein ziehen wir folgende Daten aus dem „Statistischen Handbuch für den preussischen Staat“ (Bd. I S. 199, II S. 209, III S. 240).

Es wurden geerntet im Durchschnitt des ganzen Staates auf das Hektar in Kilogrammen:

Jahre	Winterweizen	Winterroggen	Sommergerste	Hafer	Kartoffeln
1879/85	1220	872	1148	994	7109
1881/90	1273	909	1145	1035	7611
1886/95	1388	982	1214	1102	8267
1896	1625	1176	1334	1182	9683

Dabei war aber natürlich auch hier der Anbau auf geringere Bodenklassen gedrängt, denn das genützte Ackerland wuchs von  
 17 318 496 ha in 1883 auf  
 17 349 358 „ „ 1893, also um  
30 862 ha

Es wurden geerntet jährlich durchschnittlich pro Kopf der Bevölkerung in Kilogrammen:

Jahre	Weizen und Spelz	Roggen	Gerste	Buchweizen	Erbsen u. Ackerbohnen	Kartoffeln	Möhren, Weiss- u. Kohlrüb.
1879/85	47	138	37	4,3	14	479	61
1881/90	49	140	37	3,9	13	507	59
1886/95	52	144	37	3,2	13	538	70
1896	57	167	37	2,7	11	573	96

Für die Fleischproduktion Preussens geben wir nur kurz folgende Daten, die nach der oben für Deutschland angegebenen Methode beurteilt werden wollen:

Es stieg das Lebendgewicht der Rinder vom 10. Januar 1883 bis 1. Dezember 1892 von

<sup>1)</sup> Huckert, l. c. S. 115.

2 913 862,5 Tonnen<sup>1)</sup> auf

3 456 505,6 „<sup>2)</sup>

das der Schweine über ein Jahr von

156 050,4<sup>1)</sup> Tonnen auf

220 237,4<sup>2)</sup> „

Während also die Kopfzahl der preussischen Bevölkerung um ca. 10 % zunahm, nahm das Gesamtlebendgewicht der Rinder um fast 20 %, das der Schweine um 41 % zu.

\* \* \*

Wie stimmen nun alle diese Daten der Ertragsteigerung pro Kopf und Fläche bei rapid wachsenden Völkern zu dem „Gesetz der sinkenden Erträge“, das wir ja ausdrücklich als richtig anerkannt haben?

Das Gesetz besteht auch, daran ist kaum ein Zweifel möglich, und wir wollen jedenfalls auf jeden Einwand dagegen verzichten und die Fassung, die Adolf Wagner ihm giebt, rückhaltlos acceptieren:

„Das Grund- und Bodengesetz, das Gesetz der Produktion „auf Land, wie die britische Ökonomik (Senior) es aufgestellt „hat und nennt, d. h., dass der Boden, insbesondere der agrarische, „die Tendenz hat, von einer freilich nicht festen, sondern etwas „elastischen Grenze an eine grössere Menge (und bessere Art und „Güte) der Bodenprodukte nur unter im allgemeinen progressiv un- „günstigeren Bedingungen herzugeben, — dieses Gesetz ist eben „keine Chimäre, kein blosses Gedankenprodukt der „abstrakten „deduktiven Nationalökonomie“, sondern beruht auf wichtigen „festen Erfahrungsthatsachen.“<sup>3)</sup>

Aber dieses Gesetz hat nicht entfernt die Bedeutung, die Malthus ihm beigelegt wissen wollte.

Das hätte, wenn sie überhaupt in Malthus' Sinne und Methode gelegen hätte, ihn schon eine einfache mathematische Betrachtung lehren können.

Wir haben oben seine Theorie auf eine Formel zu bringen versucht:  $x$  Menschen erzeugen auf einer bestimmten Bodenfläche  $x \cdot y$  Nahrungsmittel, wobei  $y$  die für einen Menschen not-

<sup>1)</sup> Statist. Handb. f. d. preuss. Staat. Bd. I S. 217.

<sup>2)</sup> Statist. Handb. f. d. preuss. Staat. Bd. III S. 252/3.

<sup>3)</sup> Wagner, Grundlegung S. 654.

wendige Nahrung bezeichnen soll.  $2x$  Menschen erzeugen aber nach dem Gesetz der sinkenden Erträge weniger als  $2xy$  Nahrungsmittel: folglich ist ein Teil überschüssig und muss durch positive Hemmung ausgemerzt werden.

Das klingt ausserordentlich plausibel, muss aber dennoch unrichtig sein. Denn das „Gesetz der sinkenden Erträge“ gilt nicht nur für eine Verdoppelung, sondern für jede Vermehrung der auf einer bestimmten Fläche produzierenden und konsumierenden Menschen. Es ist also die folgende Formel mit ebenso viel Recht daraus abzuleiten:

$x+1$  Menschen erzeugen weniger als  $(x+1)y$  Lebensmittel.

Folglich ist auch der eine Mensch schon „überschüssig“; d. h., es kann sich die Bevölkerung überhaupt nicht vermehren. Die obige Rechnung macht den logischen Fehler, zu schliessen, als bleibe die Produktionskraft verdoppelt, während das Konsumbedürfnis durch den Ausjätungsprozess sinke. Das ist aber falsch, denn mit dem konsumierenden Munde verschwinden ja auch die produzierenden Arme.

Es ergibt sich also aus der Voraussetzung ein unsinniger Schluss, denn thatsächlich wachsen ja die Völker: folglich war die Voraussetzung falsch, das „Gesetz der sinkenden Erträge“ hat nicht die Bedeutung, die ihm Malthus beigelegt wissen wollte!

Welche Bedeutung hat es denn dann?

Da wir es anerkannt haben, so bleibt uns keine andere Deutung der ihm scheinbar widersprechenden Thatsachen übrig, als dass es durch irgendwelche anderen wirtschaftlichen Bedingungen überkompensiert wurde und wird.

Und diese Bedingung ist nichts anderes, als der technische Fortschritt!

Der alte S. Senior fasste sein Gesetz der Produktion auf Land, seinen vierten Elementarsatz, so, dass dem technischen Fortschritt sein volles Recht gewahrt blieb. Er formuliert ihn folgendermassen: „that, agricultural skill remaining the same, additional labour employed on the land within a given district produces in general a less proportional return, or in other words, that though, with every increase of the labour bestowed, the aggregate return is increased, the increase of the return is

not in proportion of the increase of the labour.“ Die Einschränkung: agricultural skill remaining the same, unter der Voraussetzung, dass die landwirtschaftliche Technik die gleiche bleibt, weist dem Gesetz seinen Rang an als einem blossen Rentabilitätsgesetze der landwirtschaftlichen Privatökonomie. Der Grundbesitzer soll wissen, dass, wenn er vier Mann auf dem Hektar beschäftigt statt vorher einen, sein Ertrag sich nicht etwa vervierfachen wird. Aber es ist damit durchaus nicht der Ertragssteigerung praejudiziert, die eine gänzlich veränderte Technik hervorbringen kann.

Das weiss Malthus selbst sehr genau: „Ein verbessertes Kultursystem kann beim Gebrauch besserer Geräte eine lange Zeit die Tendenz einer ausgedehnten Kultur und einer grossen Kapitalzunahme, geringere Verhältniserträge zu liefern, mehr als aufwiegen.“<sup>1)</sup>

Aber diese Erkenntnis bleibt ohne Konsequenzen für sein Denken. Sie taucht auf und verschwindet wieder. Die Frage, ob nicht vielleicht mit dem Wachstum der Bevölkerung die Ausbildung eines „verbesserten Kultursystems“ und die Schöpfung „besserer Geräte“ irgendwie zusammenhängen könnte, wird nicht gestellt. Das Dogma schneidet sie kurz ab.

Ad. Wagner ist nur scheinbar anderer Meinung, wenn er an der angegebenen Stelle fortfährt: „Es (das Gesetz der Produktion „auf Land) lässt sich nicht mit dem Hinweis auf immerwährenden „technischen Fortschritt, der eben gerade hier seine, wenn auch „nicht durchaus unverrückbare, doch praktisch sehr wirksame „Grenze hat, widerlegen. Besten Falls wird, mit J. St. Mill zu „reden, durch den technischen Fortschritt die Wirksamkeit „des Gesetzes im konkreten Falle etwas hinausgeschoben, das „Gesetz aber nicht aufgehoben.“

Diese Sätze enthalten, wie gesagt, nur scheinbar eine der unseren entgegengesetzte Behauptung. Wir haben nichts anderes behauptet, als dass der technische Fortschritt in der Vergangenheit und bis auf den heutigen Tag jenes Gesetz überkompensiert hat. Ad. Wagner will hier nur sagen, dass er das nicht in alle Zukunft wird erreichen können. Das haben wir bis jetzt nicht bestritten und wollen es auch gar nicht bestreiten.

<sup>1)</sup> S. 540.

Ob in irgend einer Zukunft einmal das Gesetz der Produktion auf Land in dem Malthus'schen Sinne in Wirksamkeit treten wird, dass es entweder die überquellende Bevölkerung durch positive Hemmung auf die mögliche Zahl reduziert, oder dadurch, dass es sie zu moralischer Selbstbeschränkung zwingt, das zu entscheiden, brauchten wir prophetische Gaben, deren wir uns nicht rühmen können.

Aber das ist nach den angeführten statistischen Zahlen über jeden möglichen Zweifel erhaben, dass dieses Gesetz bisher im Laufe der menschlichen Geschichte niemals in Wirksamkeit getreten ist und ebensowenig in der Gegenwart irgendwo wirkt; und wir werden weiter unten nachweisen, dass es auch für eine Zukunft, die der nüchtern wägende wissenschaftliche Geist übersehen kann, unmöglich in Wirksamkeit treten kann.

Ich habe in meinem „Grossgrundeigentum und soziale Frage“<sup>1)</sup> (S. 202) die Verhältnisse ausführlich folgendermassen dargestellt: „Der Malthus'sche Trugschluss löst sich dahin auf, dass das „Gesetz der sinkenden Erträge überkompensiert wird durch das „Gesetz der Bodenkapazität.“

„Das Gesetz der sinkenden Erträge beruht nämlich auf einem „Vergleiche, der angestellt wird zwischen dem Ertrage desselben „Ackers, einmal bei intensiverem, einmal bei extensiverem Anbau „in derselben Gesellschaft von gegebener Volksdichtigkeit, „Arbeitsteilung und Kapitalbewaffnung. Es beruht auf der Voraus- „setzung, dass der mechanische Nutzeffekt der Arbeitseinheit (d. h. „der Leistung einer durchschnittlichen Kraft in der Zeiteinheit) „und der Kapitaleinheit beide Male gleich gross ist.

„Das „Gesetz der Bodenkapazität“ beruht aber auf einem „Vergleiche, der angestellt ist zwischen dem Rohertrage desselben „Ackers in zwei sehr verschiedenen Gesellschaften von sehr „verschiedener Volksdichtigkeit, Arbeitsteilung und Kapitalsbe- „waffnung. Es beruht auf der Voraussetzung, dass der mechanische „Nutzeffekt der Arbeits- und Kapitaleinheit in jedem der Fälle „sehr verschieden gross ist.

„Das Gesetz der sinkenden Erträge vergleicht die Leistung „und den Nutzeffekt zweier gleich ernährter, gleich interessierter

<sup>1)</sup> Berlin 1898.

„und mit denselben Werkzeugen (Kapital) bewaffneter Arbeitskräfte: das Gesetz der Bodenkapazität aber vergleicht die Er-  
„giebigkeit der Arbeit eines Wilden, der mit dem Grabstocke ein  
„paar Furchen in den Sand zieht, mit derjenigen des Urhufners,  
„der seinen Holzpflug führt, mit derjenigen ferner des Bauern, dem  
„kräftige Stiere den Stahlpflug durch die geklärte Ackerkrume  
„ziehen, und zuletzt mit derjenigen des Maschinisten auf dem  
„Dampfpfluge von vielen Pferdekräften. Sie vergleicht den Nutz-  
„effekt der Arbeit des Urhufners, der zwanzig verschiedene Be-  
„schäftigungen hatte, mit derjenigen des heutigen Landwirtes, der  
„nur eine Beschäftigung hat; und schliesslich den Mann, der  
„seinen Boden mit seinem Korn auf Nimmerwiedersehen exportieren  
„muss, mit dem andern, der im Dünger die eigene Bodenkraft  
„zurückerhält und darüber hinaus die Kraft fremder ferner Äcker;  
„sie vergleicht den Mann, der eines Jahres Arbeit für den Pflug  
„zahlen musste, mit dem Mann, der eines Monats Arbeit dafür  
„opfert.

„Je mehr nämlich ein Volk an Zahl zunimmt, um so grösser  
„wird die Arbeitsteilung, um so vollkommener die Werkzeuge, mit  
„welchen der Landwirt produziert, um so freier von Nebenberufen  
„seine Zeit für den Hauptberuf: und darum wächst der Rothertrag  
„seines Ackerstückes. Und gleichzeitig wird die Nachfrage nach land-  
„wirtschaftlichen Produkten seitens der industriellen Bevölkerung,  
„und das Angebot von Gewerbeserzeugnissen immer grösser: und  
„darum wächst in gleichem Masse, von zwei Seiten her, die Kauf-  
„kraft der Landwirtschaft, also ihr Reinertrag.“

„So habe ich mein „Gesetz der Bodenkapazität“ begründet,  
„welches lautet: „Innerhalb gewisser sehr weiter  
„Grenzen wächst die Bodenfläche eines Landes pro-  
„portional seiner Bevölkerung. Damit soll gesagt sein:  
„Entsprechend dem Wachstum eines Volkes wächst auch die Zahl  
„der selbständigen Landwirte, welche sein Boden ernähren kann.“<sup>1)</sup>

„Der Trugschluss Malthus' beruht also darauf, dass er zwei  
„ganz verschiedene Grössen als gleich angenommen hat: die typische  
„Quaterno terminorum! nämlich die Arbeitseinheit (durchschnitt-  
„liche Leistung einer durchschnittlichen Arbeitskraft in der Zeit-  
„einheit) in der unentwickelten Gesellschaft — und diejenige einer

<sup>1)</sup> Meine Siedlungs-Genossenschaft. Leipzig 1896. S. 259.

„entwickelteren Gesellschaft. So lange man annahm, die in der  
„Arbeitseinheit steckende Arbeit, oder besser, der durch die Arbeits-  
„einheit erzeugte Nutzeffekt sei hier wie dort der gleiche, folgte  
„der Malthusianismus mit Notwendigkeit aus dieser Voraussetzung:  
„eine verdoppelte Bevölkerung würde doppelt so viel Arbeit auf  
„den gesamten Boden verwenden und damit nur weniger als  
„doppelt so viel Ernten erwirtschaften.

„Aber die Voraussetzung ist falsch: die Arbeits-  
„einheit in der dichteren Gesellschaft ergibt eine sehr viel grössere  
„durchschnittliche Leistung“ als in der dünner gesäten. Mit  
„dieser Feststellung ist jene einfache Relation zweier wachsender  
„Zahlen, des Menschenwachstums und des notwendig geringeren  
„Erntenwachstums, auf welche der Malthusianismus sein System  
„baute, hinfällig. Die Frage lässt sich jetzt nicht mehr durch eine  
„einfache abstrakte Kalkulation lösen, sondern es sind offenbar  
„drei Fälle theoretisch nötig, wenn man ein späteres mit einem  
„früheren Stadium vergleicht.

„1. Die auf den gesamten Boden gewandte Arbeit ist trotz  
„der höheren Leistung der „durchschnittlichen Einheit“ nicht aus-  
„reichend, um die verteilbare Quote auf der alten Höhe zu halten.

„2. Sie ist ausreichend, um die Quote gerade auf der alten  
„Höhe zu halten.

„3. Sie ist ausreichend, um die Quote zu erhöhen.

„Ist der erste Fall Wirklichkeit, so bleibt der Malthusianismus  
„bestehen, nur quantitativ gemildert. Im zweiten Fall ist das Ge-  
„setz der sinkenden Erträge kompensiert, im dritten überkopen-  
„siert. Welcher Fall nun Wirklichkeit ist, lässt sich nicht mehr mit  
„unbestimmten, sondern nur noch mit bestimmten Zahlen ent-  
„scheiden, d. h. nur mit der Statistik. Und die Statistik zeigt,  
„dass der dritte Fall der Wirklichkeit entspricht:

„Das Gesetz der sinkenden Erträge wird that-  
„sächlich überkompensiert. Die Quote sinkt nicht,  
„sondern wächst.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Anm.: Malthus spricht an einer oben zitierten Stelle von der Mög-  
lichkeit, dass die Gesamtsumme der Unterhaltungsmittel eines Volkes derart  
wachsen könne, dass bei gleicher Verteilung auf den Kopf mehr entfiel, als  
zuvor. Das würde aber das Pressen gegen den Spielraum nicht erleichtern  
und keine Bevölkerungsvermehrung herbeiführen, wenn die Vermehrung nur  
den oberen Klassen zugute käme. Es könnte also vielleicht jemand auf den

„Auf den einzelnen Stufen verläuft die Überkompensation folgendermassen:

„Zuerst geht der Anbau von immer leichterem zu immer schwererem Boden (Careys Gesetz): also steigt die Quote.<sup>1)</sup>

„Wenn das Land in seinen fruchtbarsten Teilen einigermassen besiedelt ist, ist die Leistung einer Arbeitseinheit und die Kapitalkraft des dichter sitzenden Volkes bereits so gewachsen, dass nunmehr noch auf sehr lange hinaus der Anbau ungünstigerer Böden grössere Roh- und Reinerträge gewährt, als vorher der Anbau günstigerer Böden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass unter ungestörten Verhältnissen selbst heute noch sehr viel Raum für neue Urbarmachungen in allen alten Ländern wäre. Eine Gesellschaft, die für ihre wirtschaftlichen Zwecke die Arme frei hätte, könnte z. B. in Deutschland noch Tausende von Quadrat-

Gedanken kommen, dass die trotz der Quotensteigerung nach wie vor vorhandene Not der unteren Klassen derart zu erklären sei. Sie hätten eben an dem Segen nicht participiert. Dieser Gedanke muss aber, kaum aufgetaucht, auch schon wieder versinken, denn die Vorstellung ist geradezu grotesk, als hätten die oberen Klassen, diese schmalen, kopfarmen Schichten, alle jene Mehrerträge an Korn und Fleisch allein verzehren können. Es muss also wohl oder übel nach einem anderen Erklärungsgrund für die nach wie vor vorhandene Not gesucht werden, und er dürfte kaum anderswo zu finden sein, als in „menschlichen Einrichtungen“, wenn er eben nicht in der Kargheit der Natur zu finden ist.

<sup>1)</sup> Robert v. Mohl (Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften. 3. Band. Erlangen 1858. S. 509/10.) behauptet merkwürdigerweise von Carey, er lasse den Anbau von den besten zu den schlechteren Grundstücken gehen, während C. doch gerade dieser von Ricardo vertretenen Auffassung aufs schärfste entgegengetreten ist. Wenn der Anbau auf dem besten Boden beginnen und auf dem schlechteren enden soll, wie Mohl ihn sagen lässt, dann freilich ist nicht recht zu verstehen, weswegen die Völker in ihrer Kindheit kärglich und auf vorgeschrittneren Stufen besser leben sollen. Aber Carey behauptet das genaue Gegenteil. Überall, sagt er, wo die Ausstattung mit Werkzeugen gering, und vor allen Dingen überall, wo die Kraft der Kooperation infolge dünner Bevölkerung klein ist, da sind die Ansiedler gezwungen, den leichtesten Boden für ihre Niederlassungen zu wählen; erst mit fortschreitender Bevölkerungsdichtigkeit erlangen sie die Macht, die Urwälder zu roden und den schweren fetten Boden der Niederungen unter den Pflug zu zwingen. Und darum, sagt er, wachsen die Erträge pro Ackerbauer mit steigender Volksdichtigkeit, bis das Land voll besetzt ist. Wenn Mohl die von ihm in dieser sonderbaren Weise auf den Kopf gestellte Theorie als ein „gar unklares Erzeugnis“ bezeichnet, so liegt in diesem Falle die Unklarheit nicht an dem Kritisierten.“

„kilometern Unland in fruchtbarste Äcker verwandeln durch Wasserwerke und Wasserverbauungen, <sup>1)</sup> die durchaus nicht grossartiger zu sein brauchten als diejenigen, mit denen uns Ägypten, Assyrien und der Inkastaat beschämen. <sup>2)</sup> Diese Entwicklung würde uns auf lange Zeit von den Ernten des Auslandes unabhängig machen können, ohne dass die Ernährungsquote pro Kopf einer noch so stark wachsenden Bevölkerung zu sinken brauchte. Diese Werke würden eben den Nutzeffekt der Arbeitseinheit viel stärker vermehren, als die Verkleinerung der pro Kopf entfallenden Nutzflächen ihn nach dem Gesetz der sinkenden Erträge vermindert.“ <sup>3)</sup>

Wollte man sich Seniors Terminologie bedienen, so müsste man das Verhältnis derartig ausdrücken, dass bisher die Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik jederzeit gross genug gewesen sind, um das Gesetz der Produktion auf Land überzukompensieren. Und man thut vielleicht noch besser, wenn man, das Wort „Kapital“ in seiner eigentlichen Bedeutung als produziertes Produktionsmittel fassend, das Verhältnis derartig darstellt, dass bisher die Kapitalsausstattung der landwirtschaftlichen Arbeit jederzeit in einem genügend hohen Grade verbessert worden ist, um jenes Gesetz überzukompensieren. Wir haben oben festgestellt, dass bis zu dem Augenblicke, wo die Länder vollbesetzt

---

<sup>1)</sup> Anm.: Über die Ertragssteigerung des Ackers durch Wasserwerke s. Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik. Leipzig 1892, I. Bd. S. 338 ff., 342 ff. Ferner H. v. Samson-Himmelstjerna: Über Wasserwirtschaft [Sammlung gemeinv. wissensch. Vorträge hrsg. v. Virchow und Holtzendorff, Neue Folge, 14. Serie, Heft 323] Hamburg 1899, einen wahren Panegyricus der Wasserwirtschaft, der mit etwas zu einseitiger Energie auf sie als die grosse soziale Panacee hinweist. Er giebt u. a. an, dass „im russischen Gouvernement Cherson, das von äusserst strengen Wintern heimgesucht wird (laut der russischen „Landw. Zeitung“ 1880 No. 8), von etwa 150 Morgen ausgesogenen ungedüngten Wiesenlandes gleich im ersten Bewässerungsjahre 1878 fünfunddreissigfältige Weizenernte erzielt wurde; und auch im zweiten Jahre waren — ohne Dünger — die Erfolge überraschende: der Hanf erreichte eine Höhe von 2,85 m und chinesische Rübe (rjedka) ganz kolossale Dimensionen. Nach der Voss. Ztg. (Nr. 455 1896) hat sich der Ertrag der durch den Goulburn bewässerten Ländereien in Victoria (Australien) verzehnfacht. Die Daten liessen sich beliebig häufen.

<sup>2)</sup> Vgl. Laveleye, Das Ureigentum, deutsch v. C. Bücher. Leipzig 1879. S. 309.

<sup>3)</sup> Mein Grossgrundeigentum und soziale Frage. S. 204/5.

waren, die Nachteile einer dichteren Bevölkerung regelmässig überkompensiert wurden durch die Vorteile einer dichteren Bevölkerung. Und wir hatten den Nachweis zugesagt, dass bis auf den heutigen Tag dieselbe Überkompensation ganz ausnahmslos stattgefunden hat. Diesen Nachweis glauben wir jetzt in einer durchaus nicht mehr anzuzweifelnden Form mit den verschiedensten Methoden erbracht zu haben.

\* \* \*

Nun erhebt sich an dieser Stelle der Einwand, dass das doch nicht auf die Dauer so fortgehen könne. Schliesslich habe doch einmal trotz aller Vermehrung der Kapitalsausstattung und Verbesserung der Technik die Steigerung der Ernteerträge pro Flächeneinheit und pro Kopf der Einwohner eine naturgesteckte Grenze, und dann sei die Übervölkerung eben doch da.

Dieser Einwand bedarf der Erledigung, aber nicht an dieser Stelle. Hier handelt es sich uns lediglich um die Kritik der eigentlichen Malthus'schen Theorie. Diese bezog sich allerdings ausser auf Vergangenheit auch auf die Zukunft. Aber sie leitete, wie wohl nach dem Gesagten ausser Zweifel stehen wird, ihre Zukunftsprophezeiung ab aus einem angenommenen allgemeinen Naturgesetze der menschlichen Gemeinschaft.

Dieses allgemeine Gesetz, die Übertragung des für das okkupierende wilde Leben gültigen Populationsgesetzes auf das produzierende Kulturleben, haben wir als auf einem logischen Schnitzer beruhend nachgewiesen, auf einer groben Täuschung über den Geltungsbereich des „Gesetzes der Produktion auf Land.“ Mit der Zerfaserung dieses Trugschlusses ist nun auch die besondere Malthus'sche Zukunftsprophezeiung entwurzelt.

Diejenigen Zukunftsbesorgnisse aber, die der oben skizzierte Einwand ausspricht, sind Schlüsse aus ganz anderen Vordersätzen, als jene, auf denen Malthus fusste. Sie müssen in den folgenden beiden Kapiteln behandelt werden, wo wir die sich für malthusianisch haltenden Bevölkerungstheorien untersuchen werden, die jetzt an unseren Universitäten herrschen, die Theorien, die ich als den „prophetischen Malthusianismus“ erster und zweiter Abart bezeichnet habe.

---

Wenn wir diese Darstellung und Kritik der eigentlichen Malthus'schen Lehre zusammenfassen sollen, so macht es uns Mühe, uns der Ausdrücke der stärksten Verurteilung zu enthalten. Nur die Pietät gegen so viele verstorbene und lebende Meister unserer Wissenschaft, die sich — freilich infolge von Missverständnissen — zu Malthus' Anhängern rechnen, vermag dem Ausdruck unseres intensiven Widerwillens Zügel anzulegen. Es ist fast eine physische Qual, sich durch sein Werk durchzuarbeiten, diese endlosen Wiederholungen, diese Entfaltung einer hohlen Gelehrsamkeit, diesen fast vollkommenen Mangel an logischer Fähigkeit bis zur bitteren Neige auszukosten.

Es kann kein zusammenhangloseres Denken geben! Auf der einen Seite steht die Bevölkerung, auf der anderen die Ackerproduktion, dort die Nachfrage, hier das Angebot. Dass zwischen diesen Dingen die stärksten Bindungen bestehen, und zwar wechselseitige Bindungen, davon ahnt dieser Ökonomist nichts.

Dass sein höchst unzulängliches Werk seit einem Jahrhundert zu immer grösserer Geltung, ja zuletzt fast zur Alleinherrschaft in den socialen Wissenschaften hat gelangen können, ist nur aus zwei Ursachen verständlich.

Erstens, weil es die Theorie war, die alle Verantwortlichkeit für das himmelschreiende Elend der damaligen Arbeiterklasse von den Schultern der Bourgeoisie ab- und auf den Nacken der unverantwortlichen Natur wälzte. Das war zu bequem und zu willkommen, um nicht gekrönt zu werden. Denn „naturgesetzlich handelt der Mensch, und menschlich denkt er dann hinterdrein,“ sagt Ludwig Gumplowitz<sup>1)</sup> mit Recht. Immer wird eine Klasse oder Partei die Theorie anerkennen, die ihre Handlung erklärt oder entschuldigt.<sup>2)</sup> Das geschieht ausnahmslos mit voller Gutgläubigkeit, naturgesetzlich, und darum können wir die harten Angriffe Dühring's<sup>3)</sup> und anderer Gegner des Malthusianismus, soweit sie vom sittlichen Standpunkt aus geschehen, nicht unterschreiben. Wenn dann noch dazu die Besetzung der Lehrstühle in der Hand jener Klasse ist, der eine Theorie so bequem angemessen ist, dann ist nichts erklärlicher, als dass allmählich

<sup>1)</sup> Grundriss der Soziologie. Wien 1885. S. 37.

<sup>2)</sup> Vgl. meinen Aufsatz: Das soziale Wachstum. Neue deutsche Rundschau. 1899. Heft XI. S. 1135 ff.

<sup>3)</sup> Dühring. Krit. Geschichte d. Nat.-Ök. Leipzig 1899. S. 181 ff. z. B. 185.

die ganze offizielle Wissenschaft sich zusammensetzt aus ihren gutgläubigen Anhängern, denn die Gegner werden naturgemäss als „unwissenschaftlich“ und „unmethodisch“ ausgeschlossen.

Trotzdem wäre es unmöglich gewesen, dass eine in sich so haltlose und bei der ersten sachlichen und logischen Prüfung zerplatzende Theorie zu solchem Einflusse gelangt wäre, wenn sie nicht zweitens allgemein missverstanden worden wäre. Was heute an unseren Hochschulen als vermeintlicher Malthusianismus gelehrt wird, ist wenigstens zur grösseren Hälfte ein Gegner, der des Schwertes würdig ist, eine Theorie, die wir zwar für falsch halten und uns in den folgenden Kapiteln bemühen werden, als falsch zu erweisen, aber mit der zu kämpfen doch wissenschaftliche Freude ist.

Den eigentlichen Malthusianismus aber glauben wir nicht besser charakterisieren zu können, als mit folgenden Worten: „Wenn es so gemeint ist, hört es freilich auf einmal mit aller „menschlichen Wissenschaft auf, das grosse Gebäude der Schlüsse „von Wirkungen auf Ursachen ist umgeworfen, und wir mögen „unsere Augen nur vor dem Buch der Natur verschliessen, da es „keinen Nutzen mehr haben kann, es zu lesen. Die wildesten, „unwahrscheinlichsten Conjecturen können dann mit ebensoviel „Sicherheit wie die richtigsten und erhabensten, auf sorgfältigste „und wiederholte Beobachtungen gegründeten Theorien aufgestellt „werden. Wir können zu der alten Denkmethode zurückkehren „und Thatsachen zu Systemen zurechtmachen, anstatt Systeme „auf Thatsachen zu gründen; und die grosse und feststehende „Theorie Newtons wird mit den wilden und exzentrischen Hypothesen Descartes' auf demselben Niveau stehen.“ — —

„Könnte man sie dahin bringen, sich durch etwas ernstes „und keusches Denken zu ernüchtern, so würden sie sehen, dass „die Sache der Wahrheit und das vernünftige Denken nur leiden „kann, wenn man wilde Gedankenflüge und haltlose Behauptungen „für geduldige Untersuchung und wohlgestützte Beweise substituirt.“

Diese allgemein methodologischen Betrachtungen stammen — von Malthus.<sup>1)</sup> Difficile est . . . . .!

<sup>1)</sup> S. 415 u. 422.

### III. Kapitel.

#### Der heutige Malthusianismus.

Wir haben in den vorigen Kapiteln mehrfach vorausgreifend die These aufgestellt, dass „heute etwas als Malthus'sche Theorie gilt, was ihr nur äusserlich ähnlich, im Kern aber ihr entgegengesetzt ist.“ Diese These haben wir jetzt zu beweisen.

Wir werden also im folgenden die bevölkerungs-theoretischen Anschauungen einer Reihe bedeutender deutscher Nationalökonomien darstellen, und werden hierbei kritisch zunächst nur soweit Stellung nehmen, wie erforderlich ist für den Nachweis, dass thatsächlich die neuere Bevölkerungstheorie der Malthus'schen „nur äusserlich ähnlich, im Kerne aber entgegengesetzt ist.“ Daneben werden wir die Ursachen der Selbsttäuschung aufzudecken versuchen, die die beiden verschiedenen Theorien für identisch hält.

Im vierten Kapitel folgt dann die Kritik der in diesem Abschnitt darzustellenden und logisch zu isolierenden neueren Bevölkerungstheorie.

\* \* \*

Wilhelm Roscher, der die Malthus'sche Theorie bekanntlich als ein *κτῆμα ἐς ἀεὶ* bezeichnete, hat sie de facto völlig preisgegeben. Er schreibt<sup>1)</sup> „Die Möglichkeit einer Über-, „völkerung wird von den meisten Theoretikern bestritten, und „wirklich sind die Klagen darüber in den meisten Fällen eben nur „eine abergläubische Ausrede der Trägheit, welche den Druck „der Volksvermehrung empfindet, ohne sich dadurch zur Ver- „mehrung der Unterhaltsmittel spornen und helfen zu lassen. „Freilich ist diese Trägheit, die ein ganzes Volk beherrscht, selbst

<sup>1)</sup> Sein System der Volkswirtschaft. Grundlagen der Nationalökonomie. 12. Auflage. Stuttgart 1875. S. 612.

„wieder eine Thatsache, die nicht ignoriert werden darf. Ich rede  
„von Übervölkerung allenthalben, wo das Missverhältnis zwischen  
„Bewohnerzahl und Unterhaltungsmitteln eine drückende Kleinheit der  
„Durchschnittsportion bewirkt, mag diese nun weiterhin zu auffallen-  
„der Sterblichkeit oder zu peinlicher Beschränkung der Ehe und  
„Fortpflanzung führen. Solche Übervölkerung ist in der Regel heil-  
„bar, durch Erweiterung des Nahrungsspielraums auf dem Wege  
„entweder des Kulturfortschritts im Innern, oder aber der Aus-  
„wanderung. Es ist namentlich ein überaus fernliegender Ge-  
„danke, wie der Erdkreis im ganzen je unheilbar überfüllt werden  
„könnte.“ — „Dass keine Volkswirtschaft ins Unend-  
„liche fortwachsen kann, ist im allgemeinen ebenso leicht zu  
„glauben, wie es im einzelnen schwer ist, die unüberschreitbare  
„Grenze nachzuweisen. Beim Ackerbau war das noch am ersten  
„möglich. Da gibt es Punkte, von denen jeder Praktiker ein-  
„sieht, dass eine Steigerung des Rohertrages über sie hinaus den  
„Reinertrag absolut verringern müsste. Wäre nun aber ein Volk  
„auch mit seiner ganzen Landwirtschaft auf diesem Punkte an-  
„gelangt, so bliebe dennoch als Ausweg übrig, Gewerbe, Handel  
„und persönliche Dienste für andere Völker zu treiben. . . Hat  
„unser Volk diese Bahn einmal betreten, so kann offenbar jede  
„Verbesserung unserer Industrie, jeder Fortschritt des Auslandes in  
„Rohstoffproduktion und Fabrikaten- oder Dienstkonsumtion ein  
„absolutes Wachstum unserer Wirtschaft begründen . . . Man muss  
„aber auch hier die „angewandte“ und einzig praktische National-  
„ökonomik von der „reinen“ unterscheiden. Eine stetige Ent-  
„wicklung wird selbst dann grosse Schwierigkeiten machen, wenn  
„die ganze Welt ein grosses Reich bildet.“<sup>1)</sup> Diese Schwierigkeiten  
werden dann im einzelnen dahin erklärt, dass das eine Volk gar  
nicht geneigt sein mag, seine Rohstoffproduktion und Fabrikaten-  
konsumtion zu entwickeln, sondern lieber bei seinem rohen Zu-  
stande beharrt; dass ein zweites, das bisher Abnehmer war, zur  
eigenen Produktion übergeht, ein drittes sogar ausserhalb seiner  
eigenen Grenzen auf unseren fremden Märkten mit uns in Kon-  
kurrenz tritt. Ausserdem wird darauf hingewiesen, dass so be-  
deutende wirtschaftliche Umsetzungen immer mit dem Wider-  
stande der vorher privilegierten Klassen zu kämpfen haben:

---

<sup>1)</sup> Roscher, a. a. O. S. 649.

„Unter diesen Umständen kann aber die langwierige Verzögerung  
„einer notwendigen Reform den Geist des Volkes dermassen  
„lähmen und vergiften, dass hernach zu gedeihlicher Arbeit weder  
„Lust noch Kraft mehr übrig bleibt.“ Roscher ist sich voll-  
kommen darüber klar, dass selbst die Rohprodukte vermittelt  
einer geschickteren Technik, und die Veredelungswerte jederzeit  
in stärkerem Verhältnisse zunehmen können, als in jenem der  
bloss arithmetischen Progression. Er giebt also das Gesetz der  
sinkenden Erträge in der übertriebenen Malthus'schen Fassung  
preis. <sup>1)</sup> Aber er fährt fort: „Allein, dass auf die Dauer der Zu-  
wachs der Unterhaltmittel mit dem äussersten sinnlichen Mögen  
„und physiologischen Können der Volksvermehrung gleichen Schritt  
„halten werde, ist doch völlig ungläublich. Die letztere Tendenz  
„wird dieserhalb von anderweitigen beschränkt.“

Dass hier ein Malthusianismus in Malthus' Sinne nicht  
besteht, ist ohne weiteres klar. Malthus hielt die Übervölkerung,  
wenn überhaupt, nur heilbar durch moralische Beschränkung, *Elen*  
Bei Roscher ist davon keine Rede, sondern er hält jede Über- *La*  
völkerung „in der Regel für heilbar“ durch Verbesserung  
der volkswirtschaftlichen resp. sozialen Or-  
ganisation. *Inten*

Da ein fortwährendes Spiel mit dem zweideutigen Worte  
„Übervölkerung“ die eine Hälfte aller der Irrungen und Wirungen  
veranlasst, die wir aufzulösen haben, so wollen wir sofort hier  
bei der ersten Gelegenheit, die sich uns bietet, die beiden ver-  
schiedenem, aber einander fortwährend gleich gesetzten Begriffe  
scharf umreissen.

Jede „Übervölkerung“ ist — das liegt schon im Worte —  
„relativ“. Ein „Über“ ist nur denkbar als Correlativbegriff zu  
einem „Unter“.

Bei Malthus steht die „Übervölkerung“ gegen eine Unter-  
versorgung mit Nahrungsmitteln, und zwar nicht gegen  
eine nur zeitweilige, sondern gegen eine naturgesetzlich *i. Pr*  
dauernde. Es besteht, von gewissen, scharf gekennzeichneten  
Ausnahmefällen abgesehen, immer und überall Übervölkerung. *nicht*  
Die Menschenzahl ist immer zu gross im Verhältnis zu den  
vorhandenen Nahrungsmitteln, denn sie wächst immer zu  
stark im Verhältnis zu den möglichen Nahrungsmitteln.

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 563.

Die „Übervölkerung“ des neueren Malthusianismus ist ein Begriff mit gänzlich verschiedenem Inhalt. Er setzt eine Überzahl von Menschen nicht gegen etwas dauerndes, sondern gegen etwas zeitweiliges, und zwar gegen eine Unterorganisation der Gesellschaft.

Die erste Auffassung stellt ein dauerndes, unheilbares Missverhältnis fest, das resultiert aus der Kargheit der Natur, die zweite ein zeitweiliges, heilbares Missverhältnis, das resultiert aus der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen. Jene meint ein Naturgesetz, diese eine soziale Kategorie.

Beide haben nicht das mindeste mit einander gemein, weder in den Voraussetzungen noch in den theoretischen und praktischen Konsequenzen. Sie müssen also auf das schärfste auseinandergehalten werden. Das hat Ad. Wagner versucht, indem er die zweite Auffassung als „relative Übervölkerung“ bezeichnete, der er die absolute der ersten Auffassung entgegenstellt.

Wir haben nicht die Absicht, über Vokabeln zu streiten. Mag man einen scharf umschriebenen Begriff nennen, wie man will, wir werden die Bezeichnung acceptieren. Aber wir werden gewissenhaft darauf achten, dass der Bezeichnung, wenn es nachher ans Schliessen geht, kein anderer als der verabredete Sinn untergelegt wird. Und das geschieht in dieser Frage fortwährend, wie wir weiterhin zeigen werden.

Ob es freilich sehr praktisch ist, den Ausdruck „relative Übervölkerung“ da zu brauchen, wo es sich um eine mangelhafte Anpassung einer Volkswirtschaft an die veränderten Existenzbedingungen vermehrter Menschenzahl handelt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ergeben sich dann recht eigentümlich aussehende Schlüsse:

So z. B. wird allseitig zugegeben, dass sehr bedenkliche Folgen mangelhafter Anpassung sich gerade da finden, wo eine dünn gesäete Bevölkerung sitzt, und zwar aus dem klaren Grunde, weil ihre wirtschaftliche Kraft nicht ausreicht, die Mittel des örtlichen und zeitlichen Ausgleichs der Erntedifferenzen in genügendem Masse herzustellen und zu benutzen. Dies ist also der Zustand einer „absoluten Untervölkerung“. Braucht man hier den Wagner'schen Ausdruck, so erhält man den Satz: Wo absolute Untervölkerung besteht, da tritt besonders

leicht relative Übervölkerung ein! Es ist klar, dass diese Terminologie nicht besonders glücklich genannt zu werden verdient.

Das wäre aber gleichgültig, wenn sie nicht auch gefährlich wäre. Denn der Ausdruck verleitet regelmässig dazu, im eigentlichen Malthus'schen Sinne nun weiterzuschliessen, als seien zu viel Menschen da, wo nur eine mangelhafte Organisation besteht, und fernerhin, eine Verminderung der Menschenzahl anzustreben, wo nur eine Veränderung der Organisation Heilung bringen kann. Denn zwar ist richtig, dass im Augenblick der Stauung ein „Bevölkerungsklystier“, wie Max Weber es nennt, als Wohlthat empfunden werden würde, aber es ist nichts desto weniger richtig, dass auf die Dauer bei einer „auf Untervölkerung beruhenden Übervölkerung“ nur eine Vermehrung der Menschenzahl die Heilung bringen kann und erstrebt werden muss, bis die Mittel des örtlichen und zeitlichen Ausgleichs der Erntedifferenzen auf die nötige Vollkommenheit gebracht worden sind. Dieser Zeitpunkt aber war bei Malthus' Tode noch nirgends überschritten, und kann heute höchstens für Grossbritannien als überschritten und für Deutschland als erreicht gelten.

Solche Entgleisungen werden kaum anders als durch eine Neuordnung der Terminologie zu vermeiden sein. Wir haben an dieser Stelle noch nicht davon zu handeln. Hier interessiert uns nur der Nachweis, dass der neuere Malthusianismus mit dem älteren nur durch Trugschlüsse zusammenhängt.

Um auch noch „ex consequentibus“ zu beweisen, dass der Begriff der „Übervölkerung“, den der neuere Malthusianismus benutzt, mit dem des eigentlichen nichts zu thun hat, wollen wir uns wieder des Ausgangspunktes der Malthus'schen Untersuchung erinnern:

Der Standpunkt, den Roscher (und mit ihm die anderen Gelehrten) einnimmt, ist nämlich grundsätzlich derjenige Godwins!

Auch Godwin hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn Jemand den Pauperismus der englischen Arbeiterklasse, die ungeheuerliche Sterblichkeit namentlich ihrer Kinder, den erschreckenden geistigen und sittlichen Tiefstand des gesamten Proletariats; — und die Absatzstockungen mit ihrem Gefolge von Arbeitslosigkeit, Elend, Prostitution und Kriminalismus als Symptome einer „Übervölkerung“ bezeichnet hätte. Was ihn von Malthus schied,

das war die Überzeugung, dass alle diese Übel lediglich auf einer mangelhaften wirtschaftlichen Organisation beruhten, während Malthus behauptete, dass es sich um eine dauernde, durch keine Organisation zu beseitigende Naturthatsache handelte. In diesem Streit steht Roscher durchaus auf Seite Godwins, wemmer auch nicht mit ihm nun gerade die sozialistische Organisation für die heilbringende hält. Darauf aber kommt es hier nicht an. Denn wenn das Ob? einer anderen wirtschaftlichen Organisation zugegeben ist, so ist grundsätzliche Einigkeit vorhanden. Das Wie? ist erst eine sekundäre Frage! Ausserordentlich interessant erscheint uns der letzte oben zitierte Satz von Roscher als Zeichen der Verwirrung, die auf diesem Gebiete herrscht. Denn nachdem er ganz augenscheinlicherweise fortwährend das Wort „Tendenz“ im Sinne einer Zukunftsmöglichkeit oder -Wahrscheinlichkeit benutzt hat, braucht er es hier plötzlich wieder im strengeren Malthus'schen Sinne als eine „Tendenz,“ die von anderweitigen beschränkt wird.“

Robert von Mohl hält sich ebenfalls für einen warmen, wenschon nicht unbedingten Anhänger der Malthus'schen Theorie. „Die Wissenschaft stellt Malthus sehr hoch, nicht nur als Denker und Gelehrten, sondern auch als einen der um das Menschenwohl verdientesten.“<sup>1)</sup> Er „hat das Richtige im wesentlichen gefunden und mit ebensoviel Verstand als Gelehrsamkeit nachgewiesen.“<sup>2)</sup> Sein „Hauptverdienst ist, den inneren und notwendigen Zusammenhang nachgewiesen zu haben.“<sup>3)</sup> Er denkt also nicht daran, die Theorie aufzugeben, sondern er will sie lediglich weiterführen: „Es ist aber ein Gedanke übrig, welcher eine ernsthafte Erwägung zu fordern sich vermisst, weil er glaubt, über Malthus hinauszugehen, so wenig er ihn in seinem eigenen Kreise angreift. Dies ist nämlich der Satz, dass die Bevölkerungslehre auf die verschiedenen Wirtschafts- und Gesittigungszustände der Völker Rücksicht nehmen müsse, somit dieselbe nicht kurzer Hand einem einzigen Gesetz unterworfen werden dürfe; mit andern Worten: die von Malthus aufgestellte Lehre sei wahr, aber sie sei nicht die ganze Wahrheit.“<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 465.

<sup>2)</sup> S. 480.

<sup>3)</sup> S. 503.

<sup>4)</sup> a. a. O. S. 514.

Schon hier ist festzustellen, dass diese allgemeine Auffassung Malthus nicht erweitert und ergänzt, sondern preisgibt. Das Malthus'sche Gesetz, als Naturgesetz gefasst, fand als solches eben gerade Anwendung „auf die verschiedenen Wirtschafts- und Gesittigungszustände.“

Darum ist es zwar sehr richtig und verständig, wenn Mohl seine eigene Bevölkerungstheorie aufstellt, die dahin geht, dass es drei mögliche Zustände giebt, den Zustand einer Untervölkerung, eines Gleichgewichtes und einer Übervölkerung, welche verschiedener Massnahmen zu ihrer Abhülfe bedürfen: aber das ist eben nicht Malthus'sche Theorie, denn, um es zu wiederholen, Malthus glaubt auch da, „wo in einem nach allen natürlichen „Verhältnissen zur Ernährung einer weit grösseren Menschenmenge „geeigneten Lande, doch thatsächlich nur eine geringe Anzahl von „Menschen vorhanden sei,“ wo also nach Mohl Untervölkerung besteht, seine „Tendenz“ in Wirksamkeit.

Mohl hat eben auch das Wort „Tendenz“ missverstanden, das geht aus vielen Stellen klar hervor, z. B. wenn er schreibt:<sup>1)</sup> „Die von Malthus ganz im allgemeinen und unbedingt in Aussicht gestellte Übervölkerung“: sie ist eben nicht in Aussicht gestellt, sondern sollte jederzeit vorhanden sein, wenn nicht etwa moralische Beschränkung ausreichend entgegenwirkte, was aber bis jetzt so gut wie nirgends der Fall gewesen sei.“ Ferner, wenn er schreibt: „Dass in längst bebauten und bevölkerten „Ländern ja zur Verneinung dieser letzteren Frage der Fall einmal „eintreten muss, liegt auf der Hand, da sich weitere räumliche „Ausdehnung des benutzbaren Bodens und grössere Intensivität „der Landwirtschaft keineswegs nach Belieben und ins Unendliche „steigern lassen.“<sup>2)</sup> Ebenso Seite 502: „Nicht jede Bevölkerung „hat die Mittel des englischen Volkes, die im eigenen Lande nicht zu „erzeugenden Lebensbedürfnisse im Auslande zu erkaufen, während „eine jede denselben Grad von Vermehrungsfähigkeit hat, welche „sich bei den Engländern geltend macht. Muss also nicht früher „oder später allerdings ein Missverhältnis zwischen Lebensmitteln „und Menschenzahl bei ihr eintreten, wenn sie ihren Bevölkerungs- „trieb nicht vernünftig in Schranken hält?“ Das alles ist der

<sup>1)</sup> S. 466.

<sup>2)</sup> S. 493.

reine „prophetische“ Malthusianismus und hat mit der Malthus'schen Theorie selbst nur den Schluss, aber durchaus nicht die Voraussetzung gemeinsam.

Betrachten wir nun den „möglichen“ Zustand der Übervölkerung, wie ihn sich Mohl vorstellt, der Mechanik nach. Er polemisiert auf Seite 504 gegen den Amerikaner Everett:<sup>1)</sup> „Die Grundansicht des Verfassers ist, dass, wie immer das natürliche Verhältnis der Zunahme der Bevölkerung und der Lebensmittel sein möge, eine Übervölkerung doch niemals zu fürchten sei, weil jeder neue Mensch auch eine neue Arbeitskraft sei, und eine steigende Bevölkerung namentlich auch eine grössere Arbeitsteilung, somit Vermehrung der Reichtumsquellen möglich mache. Der Mensch, meint er, brauche nur zu arbeiten, um zu leben, und zwar um gut zu leben. Der Irrtum liegt hier zu Tage. Zu einer lohnenden Arbeit gehört nicht bloss Bedürfnis und Wille, sondern auch Kapital und entweder Land oder Absatz für die Gewerbeerzeugnisse. Die Frage ist, ob Kapital, neues Land und Warenabsatz immer in gleichem Verhältnisse mit beliebiger Vermehrung der Menschen steige? Es ist nun einleuchtend, dass unter günstigen Umständen dies thatsächlich so sein kann, dass es aber keineswegs so sein muss und häufig in der That nicht so ist. Kapital ist Ersparnis; die Lust und die Möglichkeit, solches zu machen, hängt mit dem Entstehen neuer Menschen durchaus nicht zusammen. Die Erweiterung des Absatzes von Gewerbeerzeugnissen ist durch tausend Verhältnisse bedingt, von welchen die Lust und die Notwendigkeit zu verkaufen nur ein einzelnes ist. Neues Land für neue Menschen findet sich in länger bevölkerten Gegenden garnicht. Wo nun aber die günstigen Verhältnisse nicht zusammentreffen mit dem Steigen der Bevölkerung, da ist Übervölkerung, und die Furcht vor einer solchen keineswegs eine unbegründete.“

Ähnlich schreibt er Seite 513 gegen F. Schmidt: „Es ist keineswegs richtig, dass grösseres Kapital immer mit Notwendigkeit Arbeit und Lebensmittel verschaffe. Wo eine Bevölkerung so gross, und das Land so beschaffen ist, dass die Ernährung zum Teil durch den Absatz der Gewerbeerzeugnisse im Auslande bedingt ist, kann letzterer stocken aus Ursachen, welche mit der

<sup>1)</sup> Vgl. S. 500 eine ähnliche Polemik gegen Gray.

„Grösse des Kapitals nicht das mindeste gemein haben. Jeder „Krieg und jede Handelskrise beweist dies.“

Die Befürchtungen Mohl's beziehen sich also auf eine Stockung der Unterhaltsquellen infolge der zunehmenden Schwierigkeit der Warenerzeugung, des Warenabsatzes und der Nahrungsmittelzufuhr, statt auf eine solche infolge der zunehmenden Kargheit der Natur, wie bei Malthus. Das sind zwei gänzlich verschiedene Dinge. Ausserdem deutet auch er die „Tendenz“ als etwas Zukünftiges!

Auch Gustav Rümelin glaubt, ein überzeugter Anhänger von Malthus zu sein. Er schreibt gleich einleitend:<sup>1)</sup> „Die bekannten Sätze von Malthus sind ebenso anfechtbar in ihrer „statistischen und psychologischen Begründung im einzelnen, als „unumstösslich und von einleuchtendster Wahrheit im ganzen;“ aber er giebt in folgender klarer Auseinandersetzung Malthus vollkommen preis:<sup>2)</sup> „Wäre es wirklich so, wie die Malthus'sche „Lehre sagt, dass die Vermehrung der Bevölkerung nur an die „der Nahrungsmittel gebunden ist, dass die auf Fortpflanzung „bezüglichen Naturtriebe die Kraft und Tendenz haben, die Grenze „der Unterhaltsmittel fortwährend zu überschreiten und nur durch „Hemmnisse verschiedener Art innerhalb derselben festgehalten „werden, so wäre ein eigentlicher Fortschritt der „Menschheit in ihrem wirtschaftlichen Leben wie „in ihrer Gesittung nicht denkbar. Eine stetige Steigerung „und Verfeinerung der Bedürfnisse und Lebensgenüsse könnte „nicht eintreten, wenn jede Lücke gleich ausgefüllt, jeder Über- „schuss an Mitteln von dem verstärkten Nachwuchs in Anspruch „genommen würde. Die Gesellschaft bliebe an die „erste Stufe ihrer Lebensweise gefesselt. Die natür- „liche Neigung der Menschen, ihre Glückseligkeit im ganzen, ihre „Annehmlichkeiten des Lebens zu steigern, muss offenbar über „stärkere psychische Kräfte verfügen, wenn es den geschlecht- „lichen Neigungen nicht gelingt, alle neuen wirtschaftlichen Mittel „in ihre Dienstbarkeit zu bringen. An die Stelle des aus dem „Malthus'schen Gesetze folgenden Gesetzes, dass die Gesell-

---

<sup>1)</sup> Reden und Aufsätze. Tübingen 1875. S. 305: Über die Malthus'sche Lehre.“

<sup>2)</sup> S. 310.

„schaft die Tendenz habe, jede Steigerung ihrer wirtschaftlichen  
„Mittel mit einer entsprechenden Vermehrung der Bevölkerung  
„zu begleiten, scheint eine andere Regel gestellt werden zu dürfen,  
„dass jedes zur Gesittung berufene Volk die Ten-  
„denz hat, sein Einkommen rascher zu vermehren  
„als seine Kopffzahl und mit dem Zuwachs an Per-  
„sonen in einer stetig wachsenden Entfernung  
„hinter dem Zuwachs an wirtschaftlichen Mitteln  
„zurückzubleiben. Denn wenn der Quotient, d. h. die Summe  
„der Bedürfnisse und Lebensgenüsse, für den einzelnen stetig an-  
„wachsen soll, so dürfen der Dividendus, das Volkseinkommen,  
„und der Divisor, die Volkszahl, sich nicht in gleicher Proportion  
„vermehren.“

Wir konstatieren mit grösster Befriedigung, dass der geist-  
volle und gelehrte Forscher sowohl in der Auffassung dessen, was  
die Malthus'sche Lehre im Kerne bedeutet, als auch mit der  
Ableitung ihrer Folgen durchaus mit uns übereinstimmt. Mit  
um so grösserem Erstaunen lesen wir unmittelbar anschliessend  
an diese runde Preisgabe des gesamten Gedankeninhalts der  
Theorie die folgenden Worte: „Es ist dies nicht eine Widerlegung  
„oder Umstossung der Malthus'schen Sätze, sondern nur eine  
„verschärfte Fassung. Nach Malthus soll und will der Volks-  
„zuwachs nur immer gleichen Schritt halten wollen mit der  
„Steigerung der wirtschaftlichen Mittel, nach der obigen Formel  
„kann derselbe nicht einmal bis zu dieser Grenze reichen, sondern  
„muss immer um einen Schritt, dessen Mass selbst im Wachsen  
„ist, dahinter zurückbleiben.“ Dass bei einer solchen völlig  
richtig geschilderten Sachlage von einem Pressen der Bevölkerung  
gegen ihren Nahrungsspielraum keine Rede sein kann, wenn  
der „Quotient“ dauernd wächst, und dass die doch zweifellos trotz  
allem noch immer vorhandene Not vom Malthus'schen Stand-  
punkte aus dann unerklärbar bleibt, hat Rümelin hier nicht be-  
dacht. Das Rätsel, dass Rümelin Malthus widerlegt und  
dennoch sich als seinen Anhänger bekennt, erklärt sich auch hier  
wieder aus der Mystifikation durch das Wort „Tendenz“. Er giebt  
sich die grösste Mühe zu beweisen, dass einmal in Zukunft ein Zu-  
stand eintreten muss, der nicht haltbar sein kann, und das er-  
scheint ihm als der Kern der Lehre. Bei einem Jahreszuwachs  
von 1 Prozent, der nur als ein mässiges Verhältnis gelten dürfe,

würde im Jahre 2000 das deutsche Reich etwa 160 Millionen Menschen haben; das geringste jährliche Wachstum europäischer Völker sei ein drittel Prozent gewesen. Nehme man auch nur dieses als Grundlage einer Zukunftsberechnung; so werde das deutsche Reich nach weiteren 1000 Jahren seiner Geschichte eine Einwohnerzahl von 1200 Millionen und nach 2000 Jahren von 36 Milliarden haben. Das sei natürlich unmöglich.<sup>1)</sup>

In der neuen Folge der Reden und Aufsätze<sup>2)</sup> ist Rümelin auf einen etwas anderen Standpunkt gelangt. Hier sieht er die Dinge wesentlich pessimistischer an und steht Malthus im allgemeinen viel näher. Zwar nicht so, dass er mit Malthus überall da die Übervölkerung als den dauernden Normalzustand betrachtet, wo nicht moralische Selbstbeschränkung ihre Wunder wirkt; denn er schreibt einleitend: „Denn auch die Gegner derselben bestreiten nicht und können nicht bestreiten, dass Zustände der Übervölkerung, wenigstens thatsächlich schon vorgekommen sind und jederzeit vorkommen können:“ aber er legt doch ein beträchtlich grösseres Gewicht als zuvor auf die spezielle Malthus'sche Beweisführung, auf das Verhältnis des Bevölkerungswachstums und des Erntenwachstums nach dem Gesetz der sinkenden Erträge: „Das Naturgemässe ist aber in einem längst okkupierten und vollständig angebauten Land, dass der Prozentsatz der Jahreszunahme der Bevölkerung im Laufe der Dezennien stetig sinken müsste und nur infolge ausserordentlicher Verhältnisse wieder wachsen könnte, weil die Ernteerträge nicht unbegrenzt in gleichem Verhältnis sich steigern lassen, sondern bei einer bereits intensiveren Kultur immer langsamer zunehmen werden.“<sup>3)</sup> Ja, er ist jetzt sogar plötzlich der Überzeugung, dass Malthus noch viel zu günstige Verhältnisse angenommen habe, wenn er glaubte, dass die Nahrungsmittel eines Landes alle 25 Jahre höchstens in der arithmetischen Proportion von 1, 2, 3, 4, 5, u. s. w. anwachsen können; er habe damit „für Länder von schon vorgerückter Kultur eine viel zu weite Grenze gesteckt . . . Es kann ja gar keine Rede davon sein, dass die Erträgnisse der deutschen Landwirtschaft alle Jahrzehnte durchschnittlich um 10 % steigen,

<sup>1)</sup> S. 326.

<sup>2)</sup> Freiburg i. Breisgau u. Tübingen 1881.

<sup>3)</sup> S. 571.

„dass also in 69 Jahren eine Verdoppelung der Mittelernnten zu erwarten wäre.

„Es ist sogar zweifelhaft, ob die Agrarstatistik für die letzten 50 Jahre nur überhaupt irgend eine, wenn auch noch so kleine Steigerung der durchschnittlichen Jahreserträge nachweisen kann.“<sup>1)</sup>

Wir wissen aus den vorher gegebenen statistischen Daten, dass diese Meinung, wenn sie auch vielleicht (?) für Württemberg begründet sein mag, für das ganze Reich so falsch wie nur irgend möglich ist. Es sind die Erträge pro Fläche viel stärker gewachsen als die Kopffzahl der Bevölkerung. Dann aber übersieht Rümelin, dass die Intensität der Landwirtschaft nur dann in starkem Masse steigen kann, wenn erhöhte Getreidepreise die vermehrten Auslagen einbringen, und dass in der ganzen letzten Zeit dieser Reiz erhöhter Rentabilität sehr schwach gewesen ist, weil das Getreide billig, d. h. im Überfluss vorhanden war. Und es kommt auch wahrlich — von allen anderen Gesichtspunkten ist hier natürlich nicht die Rede — für die Ernährung der Bevölkerung nicht in Betracht, ob das Getreide in Amerika oder in Deutschland gewachsen ist. Nun weist man, sagt Rümelin, auf die Industrie und den Handel als Heimstätten der im Ackerbau nicht unterzubringenden Volkselemente hin und auf die Importe fremder Nahrungsstoffe als Gegenwerte für exportierte Industriewaren, aber das sei ein verhängnisvoller Irrtum: „Eisenwaren aber, Gespinste, Maschinen, Papier u. s. w. lassen sich nicht in beliebigen Mengen verkaufen. Das sind sehr triviale Wahrheiten, aber der moderne Fanatismus der Gewerbeförderung und Hintansetzung der Landwirtschaft glaubt sie gleichwohl ignorieren zu dürfen.“<sup>2)</sup> Er weist dann auf die ungeheure Produktivität der immer weiter um sich greifenden Grossindustrie hin, die die Handarbeit von Hunderttausenden erspare; dieser enorme Überschuss von Händen werde nun noch verstärkt durch die auf dem Lande unanbringlichen Arbeitskräfte. Die Kaufkraft aber wachse nicht entfernt im Verhältnis zur Produktionskraft, denn die Fabrik mache das Handwerk tot, und die grosse Fabrik die kleine; infolgedessen vermindere sich die Kaufkraft der Volksmasse im Verhältnis zur Bevölkerung, und es sei

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 583.

<sup>2)</sup> S. 592.

nicht abzusehen, wo diese steigenden Massen von Produkten Absatz finden sollen. „Soll alles durch den Export nach aussen „ersetzt werden, und liegt es in unserer Hand, diesen beliebig „zu erweitern?“ „Dass der Mensch bloss mit gesunden Armen „und Beinen Brotfrüchte und Fleisch hervorzubringen vermöge, „ist man doch nicht so keck, zu behaupten, aber gegenüber „von dem unbestimmten Begriffe von Industrie und Handel, wo „es sich nicht um Naturgaben handelt und die Arbeit relativ „grösseren Anteil hat, hält man derartiges doch nicht für undenk- „bar, oder glaubt, so weit ein Kapital erforderlich sein sollte, „solches auch durch blosser Kreditoperationen ersetzen zu können.

„Die elementarsten und trivialsten Wahrheiten, dass zur Er- „zeugung von Sachgütern neben der Arbeit ein Kapital erforderlich „ist, dass eine Vermehrung des Kapitals nur in einer Vermehrung „des Vermögens, diese aber nur in Ersparnissen am Einkommen „bestehen kann, dass ein Volk seine Zahl nicht rascher vermehren „dürfe als sein Einkommen . . . man leugnet sie nicht ab, aber „man ignoriert sie.“<sup>1)</sup>

Und nun zeigt Rümelin, dass wir uns im Jahre 1881 mitten in einer typischen „Übevölkerung“ befinden. Er verwechselt die Handels- und Industriekrise nach dem Krach mit einer Übevölkerung und schiebt sie statt auf den unsoliden Bau der Gesamtwirtschaft auf den enormen Geburtenzuwachs der letzten Zeit. Hätte er Recht gehabt, so hätten der Tiefstand der deutschen Wirtschaft, die Arbeitslosigkeit, die Kriminaluntersuchungen, die Selbstmordfälle, die Absatzstockungen dauernd weiter zunehmen müssen, denn seit 1881 ist die Bevölkerung wieder um fast 20% gestiegen, und trotzdem leben wir seit einigen Jahren wieder in einer Zeit unerhörter Blüte, unerhört wachsender „Quotienten“ an Nahrungs- und Genussmitteln pro Kopf auch der armen Klassen. Es kann also unmöglich der Geburtenzuwachs als Ursache der damaligen Krise herangezogen werden.

Die ganze Verwirrung, in die hier einer der feinsten und universalsten Köpfe des Jahrhunderts verfallen ist, ist nur seiner unklaren Stellungnahme gegenüber Malthus zuzuschreiben. Er lässt sich durch das Spiel mit zweideutigen Worten verblenden. Hier ist das Wort „Übevölkerung“ der Übelthäter. Dass jede

---

<sup>1)</sup> S. 594.

Lokalität „übevölkert“ ist, in der nicht die genügende Lebensmittelmeng e, resp. nicht die genügende Arbeitsgelegenheit für die kapitallosen Bevölkerungselemente vorhanden ist, ist wohl möglich zu sagen, obgleich es nichts bedeutet. Es ist in diesem Sinne eine reine Tautologie. So war die Stadt Paris zweifellos „übevölkert“, als in den Wintermonaten 70/71 die deutsche Armee sie cernierte. Und so kann man sagen, dass z. B. ein Bergwerk „übevölkert“ ist, in dem ein durch ein Unglück verschütteter Bergmann verhungert: aber dieser nichtssagende und nur zu Missbräuchen verleitende Begriff der „Übevölkerung“ hat durchaus nicht das geringste zu thun mit dem Spezialbegriff der Malthus'schen Übevölkerung infolge übermässiger Zunahme der Volkszahl bei geringerer Zunahme der Subsistenzmittel. Rümelin begeht hier genau denselben logischen Schnitzer, dessen sich Malthus fortwährend schuldig macht: er sieht eine Übevölkerung in dem Sinne, dass nicht genügend Unterhaltsmittel, resp. nicht genügend Arbeitsgelegenheit vorhanden ist, und erklärt diese „Übevölkerung“ ausschliesslich aus der gewaltigen Volksvermehrung, während er dies gerade zu beweisen hat. Die Folge davon ist denn auch eine Enttäuschung, wie sie wohl kaum jemals einen hervorragenden gelehrten Staatsmann schmerzlicher getroffen hat.

Nach diesen älteren Vertretern des deutschen Malthusianismus wenden wir uns zu einem der bedeutendsten, jetzt lebenden, Anhänger und Verteidiger der Lehre, zu Adolf Wagner. Er schreibt: <sup>1)</sup>

„Die grosse bleibende Bedeutung von Malthus liegt darin, dass er jenen optimistischen Ansichten über den unbedingten Segen der Volksvermehrung entgegentrat, die Kehrseite aufdeckte, den notwendigen Zusammenhang zwischen Volkszahl, Dichtigkeit, Vermehrung und Unterhalts- speziell Nahrungsmitteln und deren Beschaffbarkeit und Vermehrung nachwies, die Gefahren zeigte, welche notwendigerweise aus einer Überholung der Nahrungsmittelvermehrung durch die Bevölkerungsvermehrung hervorgehen müssten und nach geschichtlicher Erfahrung hervorgegangen wären, die eigentlich auf den Geschlechtstrieb zurückzuführende starke Volksvermehrungstendenz einerseits, die Schwierigkeiten einer stets damit schritthaltenden Vermehrung der Unterhaltsmittel andererseits hervorhob und eine Lehre von

<sup>1)</sup> Grundlegung der politischen Ökonomie. 3. Auflage. Leipzig 1893. I. Teil, 2. Halbband. S. 453.

„den Hemmungsmitteln (Checks) der Volksvermehrung entwickelte. „... Er empfiehlt allein moralische Selbstbeschränkung und sucht „zu beweisen, dass ohne diese unter den starken Antrieben zur „Volksvermehrung die letztere stets die Tendenz habe, die Ver- „mehrung der Unterhaltsmittel zu überholen, wo da nichts anderes „eintreten könne und werde, als eine Wiederverminderung der „Bevölkerung durch Elend und in direkter und indirekter Folge „davon durch vermehrte Todesfälle. Diese Sätze sind in ihrem „Kern, der das sogenannte Malthus'sche Bevölkerungsgesetz „bildet, und in dem wahren Sinne, welchen sie bei Malthus „selbst haben, unumstösslich und von einleuchtendster, „in der That auch erfahrungsmässig bestätigter Wahrheit. Leider „hat sie Malthus selbst... zu sehr zugespitzt, sie zu absolut „formuliert.“

Hier ist die Theorie im allgemeinen richtig geschildert, wie denn überhaupt die Darstellung dessen, was Malthus will, selten etwas zu wünschen übrig lässt; aber auch hier waltet doch das alte Missverständnis der Theorie. Es ist schon in dieser Darstellung ganz besonders auf die Zukunftsgefahren hingedeutet, wenn auch hier noch die Bedeutung für Gegenwart und Vergangenheit theoretisch zu ihrem Recht kommt.

Aber auch Wagner glaubt schliesslich Malthus nur zu erweitern und zu präzisieren, indem er ihn preisgibt. In dem Moment, wo man die Lehre als „zu sehr zugespitzt, zu absolut formuliert“ zugiebt, wo man erklärt, dass sich „die viel zu mannigfaltigen Verhältnisse und Einflüsse, um welche es sich handelt, garnicht unter eine so einfache und knappe mathematische Formel bringen lassen,“ hat man Malthus faktisch aufgegeben.<sup>2</sup> Und ganz besonders tritt das hervor, wenn Wagner mit vollem Recht das Bevölkerungsgesetz nicht wie Malthus als Naturgesetz, sondern als soziales Gesetz auffasst: „Nur um ein „soziales Gesetz kann es sich bei dem Bevölkerungsgesetz handeln. „Die Auffassung desselben als ein Naturgesetz kommt nur der „gegnerischen Ansicht zu gute. Der Hauptteil der Malthus so „reichlich gewordenen Polemik trifft die naturgesetzliche Auf- „fassung seines Bevölkerungsgesetzes. Wenn man diese aber „fallen lässt, so ergibt sich auch, dass diese Polemik und die „sogenannte „Widerlegung“ von Malthus nur die Form, nicht den „Kern der Sache treffen und in keiner Weise durchschlagen.“

Nach dem, was wir im ersten Kapitel auseinandergesetzt haben, scheint uns Wagner mit dieser Fassung nicht ein wertloses Vorwerk, sondern die Akropolis der Malthus'schen Theorie preisgegeben zu haben. Dem entsprechend sind denn auch die Folgerungen, die Wagner zieht, zwar sehr richtig und beachtenswert, aber nichts weniger als Malthusianismus. Charakteristisch dafür ist, dass er den Zustand absoluter Übervölkerung, den Malthus zweifellos für den auf die Dauer normalen ansah, nur in „abnormen Zeitlagen“ und unter „besonderen ungünstigen Umständen als möglich“ statuiert, so in Kriegs-Revolutions-Zeiten, dann allgemeiner auf „primiveren Stufen des Wirtschaftslebens, wo die Bevölkerung „auf freie Naturgaben angewiesen ist, einfachen Ackerbau treibt, „grosse Missernten eingetreten sind, und es an technischen Mitteln, „namentlich Kommunikations- und Transportmitteln, auch etwa „an Handelseinrichtungen zur Herbeischaffung des Erforderlichen „aus der Ferne, sowie an ökonomischen Mitteln zum Einkauf, zur „Bezahlung dieses Erforderlichen fehlt . . . Auf höheren Wirtschafts- „stufen wird gerade ein derartiger allgemeiner Zustand, welcher „nicht aus vorübergehenden politischen, sondern aus technischen „und ökonomischen Verhältnissen entspringt, sehr selten sein, „wenn überhaupt vorkommen. Nur in einzelnen, meist nur in „kleineren Volkskreisen und sporadisch und vorübergehend mag „er hier und da zu finden sein.“<sup>1)</sup>

Wir haben schon ausgeführt, dass man, ohne am Kern der Frage gänzlich vorbeizuschieszen, immer nur da von „Übervölkerung“ sprechen darf, wo ein dauernder Zustand besteht. Es scheiden also Kriegs- und Revolutionszeiten aus der Betrachtung aus. Im übrigen sind wir sehr damit einverstanden, dass nach Wagner der Zustand einer „absoluten Übervölkerung“, d. h. eines schweren Missverhältnisses zwischen vorhandener Nahrung und Menschenzahl, eigentlich nur da vorkommt, wo eine „Untervölkerung“, d. h. eine sehr dünne Besiedelung des betreffenden Landes statt hat, sodass hier nicht etwa eine Beschränkung der Volksvermehrung, sondern im Gegenteil gerade nur eine möglichste Beschleunigung der Volksvermehrung einen Zustand herbeiführen kann, in dem auf die Dauer Kopffzahl und

<sup>1)</sup> S. 657.

Oppenheimer, Bevölkerungsgesetz.

Nahrungsmittelmenge im richtigen Verhältnis gehalten werden können, derart, dass nicht nur die Jahresquote, sondern auch die Tagesquote zur Ernährung genügt.

Wagner legt nun aber grossen Wert darauf, dass auf hohen Wirtschaftsstufen eine relative Übervölkerung sehr wohl möglich ist. Eine solche liegt vor:<sup>1)</sup> „Wenn die Bevölkerung, insbesondere ihre sogenannten arbeitenden Klassen, bei aller Fähigkeit und allem guten Willen zur Erwerbsthätigkeit nicht sichere und genügende Beschäftigung und Erwerb findet und zwar nach Massgabe folgender drei Reihen von Umständen: einmal nach den gegebenen ökonomisch-technischen Verhältnissen der Produktion, insbesondere nach den Bedingungen für den Absatz der Arbeitserzeugnisse und für die erlösten Preise, sowie nach denjenigen für den Bezug und die Preise der bedurften Produkte; ferner nach der gegebenen Rechtsordnung für Produktion und Verteilung; endlich aber auch nach den auf Grund der einmal erreichten Lebenshaltung gestellten Ansprüchen sowohl inbetreff der Art, des Masses, des Lustgefühls der Arbeitsleistung, als auch bezüglich der Art, des Masses, des Lustgefühls der Entlohnung, beziehungsweise der Bedürfnisbefriedigung.“

Wagner legt besonderen Wert darauf, dass er die Ansprüche auf Bedürfnisbefriedigung zum ersten Male mit in die Diskussion eingeführt habe. Es ist das auch gewiss ein Verdienst, sobald man sich einmal soweit von Malthus entfernt hat wie er, und die Bedingungen der relativen Übervölkerung untersucht. Aber dass dies wirklich durchaus nicht mehr Malthus ist, geht aus einer fast unmittelbar anschliessenden Stelle hervor:

„Ein Symptom oder eine Wirkung der relativen Übervölkerung wird daher auch nicht notwendig, und in der That auch in Wirklichkeit nur ausnahmsweise die Auslösung der repressiven Tendenzen der Volksvermehrung, eine allgemein grössere Sterblichkeit, nicht einmal notwendig eine immer grössere Kindersterblichkeit sein. Vielmehr wird sich die Wirkung in einem Druck auf das Einkommen, auf die Löhne, in einer Ausdehnung des Arbeitstages, einer Steigerung des zu übernehmenden Arbeitsmasses zeigen. Selbst darin aber

<sup>1)</sup> S. 658.

„nicht immer direkt, sondern indirekt: ein sonst mögliches  
„Steigen des Einkommens, Verminderung des Arbeits-  
„masses wird unterbleiben. M. a. W. die ganze Lebens-  
„haltung, nach Arbeitslast und Umfang und Art der Bedürfnis-  
„befriedigung gemessen, wird wieder weiter herabgedrückt  
„oder niedrig gehalten: die eigentlich kulturfeindliche  
„Wirkung der Übervölkerung vom Standpunkte des Gesamt-  
„interesses, auch selbst von demjenigen des volkswirtschaftlichen  
„Produktionsinteresses aus, wenn die Arbeitsfähigkeit und die  
„Arbeitslust unter solchen Verhältnissen, wie leicht möglich,  
„leiden.“

Es wird also angenommen, dass „der „Lohndruck“, also die  
„Erhöhung des Arbeitsmasses, die Verlängerung des Arbeitstages  
„wesentlich aus diesen Verhältnissen der Bevöl-  
„kerungsbewegung hervorgeht. Die letztere ist das  
„mechanische Moment, das sich immer wieder mit elementarer  
„Gewalt im Verteilungsprozess Geltung verschafft.“<sup>1)</sup>

Aus diesen Betrachtungen zieht Wagner den Schluss,  
„dass auch unter unsern heutigen Verhältnissen der Technik,  
„Ökonomik und Kultur mit der Gefahr einer Überholung der  
„Unterhaltsmittel, der Höhe und Zunahme des Volkseinkommens  
„durch die Volksvermehrung gerechnet werden muss: m. a. W.  
„es droht, vom Verteilungsstandpunkte aus betrachtet, auch  
„für unsere Kulturperiode und gerade bei der hohen  
„Volksdichtigkeit und starken lokalen Bevöl-  
„kerungskonzentration derselben — Übervölkerung, sobald  
„es nicht gelingt, die Schwierigkeiten, welche ein kompliziertes  
„Arbeitsteilungs- und Verkehrssystem im Nah- und Fernabsatz und  
„Bezug der Produkte unvermeidlich in sich birgt, sicher zu  
„überwinden. Die hier drohende „Übervölkerung“ ist anderer  
„Art als diejenige auf niedrigeren Stufen der wirtschaftlichen Ent-  
„wicklung, aber sie ist deswegen doch vorhanden und bietet aus  
„manchen Gründen nur noch mehr Bedenken und ist schwieriger  
„zu vermeiden und zu heilen, als eine Übervölkerung früherer  
„Wirtschaftsperioden.“<sup>2)</sup>

„Die Frage ist daher immer wieder von neuem, ob für eine  
„fortdauernd wachsende, dabei noch ihre Lebensansprüche und

<sup>1)</sup> S. 661.

<sup>2)</sup> S. 637/8.

„Bedürfnisse steigernde Bevölkerung, sich die nun wieder erforderlich  
„werdenden wirtschaftlichen u. s. w. Voraussetzungen erfüllen und  
„sicher verbürgen lassen? Das wird allerdings durch den erreichten  
„Gesamtfortschritt einerseits erleichtert, aber andererseits durch die  
„grösser und anspruchsvoller gewordene Volkszahl und durch die  
„Komplikation der zu erfüllenden Bedingungen schwieriger. Gerade  
„für die Phase der volkswirtschaftlichen Entwicklung in unserer  
„Zeit möchte sich das herausstellen, für die Verhältnisse des wirt-  
„schaftlichen Verkehrs hochindustrieller Nationen, trotz aller  
„„Wunder der Technik“ und aller Fortschritte in letzterer. In  
„dieser Hinsicht ist vor dem leichtsinnigen Optimismus der Anti-  
„malthusianer jeder Richtung zu warnen . . .

„Gewiss . . . sogar die untersten Kreise der Bevölkerung  
„leben vielleicht, vermutlich selbst, besser als früher oft ihre  
„Vorfahren auf einer niedrigeren wirtschaftlichen Entwicklungs-  
„stufe. Aber die Bedingungen für die Erwerbs- und damit  
„für die Lebenssicherung sind unendlich verwickelter, und darin  
„liegt es, dass man wohl von einem — Damoklesschwert,  
„ohne schwarz zu malen, sprechen darf, welches über unserer  
„modernen Erwerbsgesellschaft, insbesondere z. B. über der in  
„unseren Fabrikgegenden und grossstädtischen Verhältnissen leben-  
„den Bevölkerung, welches über Gebieten wie dem Königreich  
„Sachsen, dem Regierungsbezirk Düsseldorf, über grossen Teilen  
„Belgiens, über ganz England schwebt. Darüber kommt man mit  
„aller Schwärmerei über den technischen Fortschritt . . . nicht  
„hinweg; ebenso wenig mit dem Trost, dass eben eine immer  
„stärkere Beteiligung am Welthandel stattfinden müsse und Hilfe  
„gewähre.“<sup>1)</sup>

Wieweit diese Befürchtungen berechtigt sind, soll, wie schon  
gesagt, im nächsten Kapitel im Zusammenhang mit den gleich-  
lautenden Ansichten der andern genannten Ökonomen betrachtet  
werden. Nur wollen wir hier einen nur scheinbaren Wider-  
spruch klarstellen. Wenn Wagner einmal sagt, dass eine ver-  
besserte Organisation der Volkswirtschaft mit erhöhter Produktivität  
und besserer Verteilung eine „Übevölkerung“ bisher regelmässig  
behoben habe und auch in Zukunft werde beheben können; —  
und wenn er auf der anderen Seite den übermässigen Bevölkerungs-

<sup>1)</sup> S. 643/44.

zuwachs als Ursache der Übervölkerung hinstellt (Vgl. z. B. § 256 Seite 655): so liegt darin scheinbar ein Widerspruch, denn einmal wird die mangelhafte oder noch nicht vollzogene Anpassung der Volkswirtschaft an die vermehrte Volkszahl als Ursache betrachtet; und das andere Mal die vermehrte Volkszahl als Ursache der mangelhaften Anpassung der Wirtschaft. Dieser Widerspruch löst sich aber dahin auf, dass immer nur von einer relativen Übervölkerung die Rede ist, die, wenn einmal eingetreten, so lange durch Beschränkung der Volksvermehrung bekämpft werden muss, bis die Volkswirtschaft die Zeit zu der notwendigen Anpassung gefunden hat.

---

Ferner sei der sorgfältige Bearbeiter des Bevölkerungsgesetzes und seiner Litteratur im Handwörterbuch der Staatswissenschaften<sup>1)</sup>, Ludwig Elster, erwähnt. Er giebt auf Seite 723/24 ff. eine Darstellung der Malthus'schen Lehre, die mit der unseren durchaus übereinstimmt, also namentlich das Gesetz als ein Naturgesetz auffasst, das auf die Dauer überall und auf jeder Wirtschaftsstufe wirke und auch in Zukunft wirken werde.

Er billigt Seite 769 die Theorie: „Den der Malthus'schen Theorie zu Grunde liegenden Gedanken, den eigentlichen Kern der Lehre, wird man ohne Beschränkung anerkennen müssen; nicht so seine Ausführungen im einzelnen, nicht seine Behauptung der arithmetischen und geometrischen Progression.“ Wenn es dann aber zur Darlegung seiner eigenen Anschauung kommt, dann zeigt es sich, dass auch Elster nur vermeintlich Anhänger von Malthus ist. Er hat ihn ebenso missverstanden, wie alle anderen angeführten Autoren.

Das geht schon aus seiner Kritik auf das klarste hervor, besonders charakteristisch bei seiner Darstellung der Ansichten, die der Physiokrat Mercier de la Rivière entwickelt hat.<sup>2)</sup> Dieser erklärt ausdrücklich, dass unter einer guten „Regierung“, wir würden sagen „Gesellschaftsordnung“, die Unterhaltsmittel immer stärker wachsen müssen, als die Menschenzahl: „tous les

---

<sup>1)</sup> 2. Aufl. Bd. II. Jena 1899. S. 703 ff.

<sup>2)</sup> l. c. S. 717/8.

„hommes alors ne naissent que pour être heureux; et par la raison que le dernier degré possible de la multiplication des productions nous sera toujours inconnu, on peut dire que le dernier degré possible auquel l'ordre peut porter la prospérité d'une nation, est une mesure que personne ne peut concevoir.“ Aber unter einer schlechten Verfassung, wenn die Kultur Rückschritte macht, dann „il doit toujours et nécessairement se trouver plus d'hommes que de productions“; dann bedecken Unglückliche in grosser Masse die Erde, die ihr Unglück schleppen, um schliesslich von ihm vernichtet zu werden. Dann wird die allgemeine Verarmung zur Ursache des Unglücks des Einzelnen.

Das ist grundsätzlich die Auffassung Godwins: es ist menschliche Verschuldung, nicht etwa Kargheit der Natur, was das Elend erzeugt. Aber Elster „findet in diesen Worten, welche doch die Möglichkeit einer Übervölkerung zugeben, Anklänge an Malthus“: dieselbe Verwirrung, die wir schon mehrfach gekennzeichnet haben. Das zeigt sich noch deutlicher, wenn Elster die Auffassung der beiden grössten Gegner Malthus', Marx' und List's, anerkennt: „Wenn trotzdem sich hier und da „eine Übervölkerung zeigt, welche keineswegs mit besonders dichter Bevölkerung zusammenzufallen braucht (hier wird ausdrücklich auf Wagner's „relative“ Übervölkerung hingewiesen) . . . so hängt das zunächst mit der bestehenden Produktionsordnung zusammen. Es ist richtig, dass, wie Karl Marx hervorgehoben hat, jede besondere historische Produktionsweise ihre besonderen historisch gültigen Populationsgesetze, oder, um mich der Worte Lists zu bedienen, dass jeder Wirtschaftszustand eine bestimmte Fassungskraft für die Bevölkerung hat; es kann somit Übervölkerung vorliegen, ohne dass ein absoluter Mangel an Unterhaltsmitteln besteht. Änderungen in der Wirtschaftsordnung . . . werden auch im Hinblick auf den Spielraum, welchen die Bevölkerung hat, Wandlungen hervorrufen.“<sup>1)</sup>

Deutlicher kann die Verwirrung nicht gekennzeichnet werden, als dass nach Elster sowohl Malthus als seine Gegner Recht behalten. Ist es hier die Doppelbedeutung des Wortes „Übervölkerung“, die zu Trugschlüssen Anlass giebt, so glaubt Elster

---

<sup>1)</sup> Elster l. c. S. 769.

zum Schlusse wieder Malthusianer zu sein, weil er das zweideutige Wort „Tendenz“ missversteht. Denn es kommt zuletzt alles auf Zukunftsbefürchtungen hinaus. Wenn auch die zweite Auflage die Zuwachstabellen der ersten (S. 523 Bd. II) und die daran geknüpften Schlüsse nicht mehr enthält, und wenn auch im allgemeinen, namentlich in Beziehung auf Deutschland (S. 768), eine mehr optimistische Auffassung zu bestehen scheint, so bleiben doch die allgemeinen Schlüsse in Kraft: „Wie glänzend auch die Fortschritte sein mögen, welche uns die Zukunft bringt, der Volksvermehrung wird allezeit eine Schranke gezogen sein, und das Vermehrungsvermögen wird nimmermehr ungehemmt sich entfalten dürfen.“ Und er schliesst eine Betrachtung der französischen Zuwachsziffern mit folgenden Worten, die unüber- trefflich deutlich zeigen, wie sehr er die Malthus'sche Bedeutung des Wortes „Tendenz“ missversteht: „Hier haben sich die von Malthus gekennzeichneten vorbeugenden Hemmnisse wirksam erwiesen, wie so vielfach auswärts die zerstörenden. Der Satz, dass die Bevölkerung die Tendenz habe, rascher anzuwachsen als die Unterhaltungsmittel, bleibt hiervon unberührt und wird seine Geltung allzeit behalten.“<sup>1)</sup>

Das ist wieder die rein formale Erklärung, wie sie Malthus selber regelmässig gab, die *Petitio principii*, die eine Behauptung durch sich selbst beweist. Wir haben darüber oben genug gehandelt. —

v. Fircks<sup>2)</sup> steht der Rümelin'schen Auffassung am nächsten. Er ist „prophetischer Malthusianer“ mit gelegentlicher Anwendung auf Gegenwart und Vergangenheit. Nach ihm „ist Übervölkerung vorhanden, wenn das Volkseinkommen nachhaltig nicht zur Ernährung der Bevölkerung genügt. Dieser Zustand ist in einigen Ländern bereits eingetreten, und es zu steht besorgen, dass er sich in einer nicht sehr entfernten Zukunft verallgemeinern wird.“<sup>3)</sup> Wir erfahren in specie, dass Deutschland zur Zeit nicht als übervölkert anzusehen sei, wie die Hebung des Standard of life beweise. Hier macht v. Fircks ausdrücklich gegen Rümelin's

<sup>1)</sup> l. c. S. 771.

<sup>2)</sup> Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Leipzig 1898.

<sup>3)</sup> S. 299.

pessimistische Anschauung von 1881 Front.<sup>1)</sup> Ebensowenig gelte das für England und Russland.<sup>2)</sup> Die Niederlande dagegen würden um 1950 mit 218 Einwohnern pro qkm. übervölkert sein.<sup>3)</sup> Noch schlimmer ist Italien daran, es soll „in vielen Landesteilen „bereits jetzt übervölkert sein.“<sup>4)</sup>

Die Begründung seiner Besorgnisse für die Zukunft giebt auch hier die angebliche Schwierigkeit des Absatzes: „Wo „sollen die gewerblichen Erzeugnisse dieser Länder Absatz, wo „ihr Bevölkerungszuwachs Aufnahme und Arbeit finden, sobald „die Weltmächte zur Erhaltung ihrer Völker dazu genöthigt sind, „ihren Markt . . . und ihr Gebiet der Einwanderung zu schliessen.“<sup>5)</sup>

„Dieser Ausblick auf die Zukunft lässt besorgen, dass schon „nach Ablauf eines halben Jahrhunderts an viele Kulturstaaten „die schwierige Aufgabe herantreten wird, ihrer wachsenden Volks- „zahl . . . auf Kosten anderer Völker und nötigenfalls durch An- „wendung von Gewalt lohnende Beschäftigung zu verschaffen, „sei es durch Besitznahme fremder Länder und deren Besiedelung, „sei es durch erzwungene Zulassung der heimischen Erzeugnisse „auf fremde Märkte und gleichzeitige Sperrung der eigenen Märkte „für fremde Waren. Die schwersten Katastrophen sind unaus- „bleiblich, wenn es nicht gelingt, die Vermehrung der europäischen „Völker erheblich einzuschränken, und man kann Berechnungen, „wie die vorstehenden, nicht deswegen, weil sie in eine mehr oder „weniger entfernte Zukunft und deren uns gegenwärtig noch „unbekannte Zustände einzudringen versuchen, von der Hand „weisen.“<sup>6)</sup>

Dieselbe Besorgnis, dass es einem Industrievolke an Absatz fehlen könne, atmen auch die folgenden Stellen: „Wo es nicht „gelingt, die Bevölkerung angemessen einzuschränken, obwohl alles „anbaufähige Land besiedelt, und lohnende Beschäftigung im „Handel und in der Industrie für eine grössere als die darin „thätige Zahl von Menschen nicht mehr möglich ist, weil die „mehr erzeugten Waren nicht mehr Absatz finden können,

1) S. 300.

2) S. 301.

3) S. 302.

4) S. 303.

5) S. 304.

6) S. 307.

„da muss der Staat die Auswanderung in die Hand nehmen.“<sup>1)</sup>  
— „Dass ein Volk nicht allein auf den Ertrag seiner Landwirtschaft  
„angewiesen ist, sondern seine Zahl durch gewerbliche Thätig-  
„keit u. s. w. weit über die ihm sonst gesteckte Grenze vermehren  
„kann, ist . . . ohne Bedeutung für die Beurteilung der Malthus'-  
„schen Lehre; denn ein solcher Zustand lässt sich nicht verall-  
„gemeinern, da nicht alle Völker ihre Nahrungsmittel im Auslande  
„kaufen können.“<sup>2)</sup>

Schliesslich bekennt sich auch v. Fircks ausdrücklich zu  
„Malthus: Der Grundgedanke seiner Lehre bleibt indessen richtig,  
„dass innerhalb eines bestimmten Gebietes die Volkszahl rascher  
„anwachsen kann, als die dort erzeugten Nahrungsmittel.“

Auch hier sei nur vorläufig bemerkt, dass das durchaus nicht  
der „Grundgedanke“ Malthus' ist; er behauptet, „dass innerhalb  
„eines bestimmten Gebietes die Volkszahl (nicht rascher anwachsen  
„kann, sondern) regelmässig rascher anwachsen, als die  
„dort erzeugten Nahrungsmittel.“ Es besteht die „Tendenz“, aber  
nicht nur die Tendenz zu der „Tendenz“!

Die Kritik ersparen wir uns auch hier für das nächste  
Kapitel.

Da wir nicht beabsichtigen, eine erschöpfende dogmen-  
geschichtliche Abhandlung zu liefern, so wollen wir die Dar-  
stellung der neueren „malthusianischen“ Theorie hier ab-  
brechen. Die Liste liesse sich ins endlose vermehren, da, wie  
gesagt, wohl ausnahmslos alle deutschen und fast alle auswärtigen  
Ökonomen zu dieser Theorie halten. Es wäre interessant, die  
verschiedenen Varietäten und Übergänge festzustellen: aber neue  
Gesichtspunkte würden wir nicht finden; und es hiesse, den Raum  
dieser Abhandlung weit überschreiten, wollten wir allen mehr  
gelegentlichen Äusserungen gerecht werden, zumal eine Voll-  
ständigkeit der Darstellung doch nicht erreichbar wäre, und für  
die ältere Zeit von v. Mohl und für die neuere von Elster  
und A. d. Wagner dogmengeschichtliche Darstellungen von grosser  
Vollständigkeit vorliegen.

Fassen wir die Ansichten der angeführten Autoren zusammen,  
so zeigt sich zunächst, dass sie sich sämtlich als Anhänger von

<sup>1)</sup> S. 313.

<sup>2)</sup> S. 320.

Malthus betrachten, obgleich sie es durchaus nicht sind, soweit die grundlegenden Gedanken in Frage kommen, und dass sie sich untereinander sämtlich als Gesinnungsgenossen betrachten, obgleich recht bedeutende Unterschiede zwischen ihnen bestehen.

Grundsätzlich unterscheiden sie sich alle dadurch von Malthus, dass sie, verleitet durch eine falsche Auffassung seines Terminus „Tendenz“ das Bevölkerungsgesetz als ein Problem der Zukunft betrachten, statt als das wichtigste Problem jeder Wirtschaftsstufe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Grundsätzlich lassen sich ferner in ihrer eigenen Stellungnahme zwei verschiedene Auffassungen unterscheiden:

Erstens: die Befürchtungen von Stockungen in der Herstellung der zum Eintausch der nötigen Lebensmittel erforderlichen Tauschwaren durch Mangel an neugebildetem Kapital; ferner durch Stockungen im Absatz dieser Waren auf dem Markte, derart, dass ihr Gegenwert in Nahrungsmitteln nicht in genügender Menge und zur rechten Zeit beschafft werden kann.

Dieser bald nur als möglich (Roscher), bald als als wahrscheinlich (Wagner) bald als notwendig (Rümelin) vorausgesagte Zustand beruht also auf einem angenommenen Missverhältnis zwischen der jeweilig vorhandenen Volkszahl und ihrer jeweiligen sozialen Gesamtorganisation. Befürchtet wird hier lediglich eine „relative“ Übervölkerung, d. h. ein Missverhältnis sozialer Art!

Diese Auffassung hält sich in spezie für malthusianisch, weil sie ihren eigenen Begriff der „Übervölkerung“ dem durchaus verschiedenen der Malthus'schen Lehre gleichsetzt: eine echte *quaternio terminorum*! Denn bei Malthus handelt es sich um eine absolute Übervölkerung, um ein Missverhältnis naturgesetzlicher Art, um ein Missverhältnis zwischen der jeweils vorhandenen Volkszahl und der für sie — nicht vorhandenen — sondern möglichen Nahrungsmittelmenge.

Die zweite Abart des neueren Malthusianismus hegt ebenfalls eine Befürchtung für die Zukunft allein. Aber sie fürchtet nicht für eine nahe Zukunft eine relative, sondern für eine fernere Zukunft eine absolute Übervölkerung, resultierend nicht aus einem Missverhältnis zwischen sozialer Organisation und Volkszahl, sondern zwischen Volkszahl und möglicher Nahrungsmittelmenge. Sie steht also dem eigentlichen Malthusianismus viel näher als die erste Abart.

Sie unterscheidet sich dennoch auf das schärfste dadurch von ihm, dass sie das Missverhältnis, wie gesagt, erst für die Zukunft erwartet, während es Malthus als ein für alle Wirtschaftsstufen gültiges annahm. Dass sich ihre Vertreter trotzdem für Anhänger des eigentlichen Malthusianismus halten, ist Schuld einer quaternio terminorum, in der das doppeldeutige Wort „Tendenz“ die Verwirrung stiftet.

Das sind, in logischer Isolierung, die Elemente der heutigen Bevölkerungstheorie. In der Praxis aber gehen sie fortwährend durcheinander. Der eine Forscher neigt sich mehr der ersten, der andere mehr der zweiten Abart zu: aber sie bekennen sich ausnahmslos zu beiden.

Um die Verwirrung nun aber voll zu machen, wird trotz der grundsätzlichen Stellungnahme sehr oft angebrachter Massen auch die eigentliche Malthussche Theorie in den Knäuel verschlungen, — ganz begreiflich, da sie ja nach wie vor als grundsätzlich akzeptiert betrachtet wird. Sobald eine Stockung, ein deutlicher Stillstand oder Rückgang einer Volkswirtschaft, eine Notlage der Masse, eine besonders auffallende Sterblichkeitsrate oder Kriminalität zu erklären ist, wird vergessen, dass „Tendenz“ etwas zukünftiges bedeuten soll; und man wendet die „Theorie“ auf Vergangenheit und Gegenwart an. Natürlich sperrt man sich dadurch den Weg zu jeder kausalen, wissenschaftlichen Unterstützung und Erklärung.

Wir haben dafür oben schon mehrere Beispiele angeführt; vor allem erinnern wir an das Missgeschick Rümelins, der die Handels- und Industriekrise der siebziger Jahre für eine typische Übervölkerung erklärte. Ähnliches findet sich sehr häufig. So z. B. bei Julius Wolf.<sup>1)</sup>

„Der technische Fortschritt, alle Arbeit der Entdecker und „Erfinder hat in ein Fass geschöpft, welches, wenn auch nicht das „bodenlose der Danaiden, doch undicht ist, und derart einen Teil „der in gewaltigen Strahlen niederprasselnden Flüssigkeit wieder „entweichen lässt. Um weniger bildlich zu sprechen: die technischen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts sind zum Teil „zu Schanden geworden an der masslosen . . . . Prokreation. „Mit jeder Erfindung, die 10 aus 1 machte, gingen fünf Menschen

<sup>1)</sup> Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1892. S. 356 ff.

„ins Leben ein, statt vierer oder dreier, die genug gewesen wären.  
„Der europäische Kontinent, im Jahre 1800 mit 175 Millionen  
„Menschen besetzt, hat heute deren 360 Millionen zu versorgen.  
„England (mit Wales), 1751 einer Bevölkerung von  $6\frac{1}{3}$  Millionen  
„Menschen ein bescheidenes Wohlleben gewährend, hat heute  
„Pflichten für eine solche von 30 Millionen . . . Bloss, um das  
„Lebensniveau des Einzelnen . . . festzuhalten, musste die  
„gesamte Produktivität der Volkswirtschaft Europas eine Stei-  
„gerung auf über das doppelte, in England und Sachsen auf weit  
„über das dreifache erfahren.“<sup>1)</sup>

Auch Wolfstützt sich dabei, wie Malthus, wesentlich auf das  
„Gesetz der sinkenden Erträge“, wonach wir auf schlechtere Böden  
gedrängt werden; <sup>2)</sup> „wir wollen nun nicht behaupten, dass bisher  
„mit sich vermehrender Bevölkerung schon der Durchschnittsertrag  
„des in der Welt angebauten Ackerbodens oder mit Vieh besetzten  
„Weidelandes zurückgegangen sei, aber dass, wenn die  
„Zahl der Menschen geringer wäre, wir in der That  
„die Masseinheit landwirtschaftlicher Produkte  
„mit geringerem Aufwande darzustellen vermöchten,  
„ist zweifellos.“<sup>3)</sup>

Derselbe Gedanke wird noch einmal anschliessend entwickelt:  
„Selbstverständlich waren es aber im Durchschnitt mindere Böden,  
„an die man sich wandte. Nun ist trotzdem gewiss, dass die  
„gesteigerte Produktivität auch der Landwirtschaft heute, unge-  
„achtet der Inangriffnahme solcher minderer Böden, auf den  
„Hektar Landes durchschnittlich keinen kleineren, ja selbst einen  
„höheren Ernteertrag fallen lässt, als ihm vor jener Erweiterung  
„des Areals zukam. Dass jedoch, wenn die Arbeit auf die besten  
„Ländereien beschränkt geblieben wäre, wir heute auf ein gleiches  
„Maass von Aufwand in der Landwirtschaft einen grösseren Er-  
„trag zu gewärtigen hätten, ist darum nicht minder zweifellos.“<sup>4)</sup>

Ebenso sind folgende Ausführungen Gustav Cohn's „eigent-  
licher“ Malthusianismus:

„Wenn wir finden, dass ja alles das, was das menschliche

---

1) S. 357.

2) S. 368 ff.

3) S. 370.

4) S. 370. 71.

„Erbarmen hergiebt an die Mitmenschen, einen vergeblichen  
„Kampf bedeutet gegen das Elend, welches sich immer von neuem  
„erzeugt, so wendet sich das Nachdenken dieser Wurzel zu . . . .  
„Die sittliche Lebenshaltung, die vernünftige Gestaltung der Be-  
„dingungen, unter welchen die Arbeitskraft producirt wird, der  
„Gegensatz menschlicher Ordnung zu natürlicher Unordnung wird  
„als notwendiger Angelpunkt der Besserung ergriffen.“<sup>1)</sup>

Und in dem Aufsatz: Über internationale Arbeitsgesetz-  
gebung“<sup>2)</sup> schreibt Cohn: „Indessen, man würde der modernen  
„Technik Unrecht thun, wenn man in ihr allein den Grund  
„der entarteten Arbeit der Gegenwart sähe. Teilweise ist diese  
„offenbar viel älter, als die mechanischen Fortschritte, welche die  
„heutige Grossindustrie geschaffen haben . . . . Das bezeugt die  
„Geschichte, das ergiebt sich aus dem allgemeinen Gesetze der  
„Bevölkerungszunahme, welches nicht auf die Erfindung der Dampf-  
„maschine gewartet hat, um das Elend fortzupflanzen.“

Dasselbe sagt z. B. auch die folgende Stelle: Die Wieder-  
geburt der Familie ist als ein Problem der Bevölkerungszunahme  
aufzufassen. „Weil diese älter ist, als alle moderne Technik und  
„Industrie, älter als alle neuere Kultur, darum sind die Erschei-  
„nungen, mit welchen die Fabrikgesetzgebung zu thun hat,  
„nur die Modifikation von dem, was immer da war.

„Denn wenn es ein Naturgesetz ist, dass Trieb und  
„Fähigkeit der Bevölkerungszunahme mit den Unterhaltsmitteln  
„durch die Vernichtung des Lebens ins Gleichgewicht gesetzt  
„werden; wenn es ein Kulturgesetz ist, dass die Bevölke-  
„rungszunahme sich selber mit den Unterhaltsmitteln ins Gleich-  
„gewicht setzen soll, damit das Elend jener Lebensvernichtung  
„vermieden werde: so erscheinen diejenigen Missstände, welche sich  
„an die Bevölkerungszunahme knüpfen und vom Kulturstandpunkt  
„aus bekämpft werden, als Äusserung des naturgesetzlichen Elends,  
„welches in mannigfachen Formen und Abstufungen sich darstellt.“<sup>3)</sup>

Das ist eigentliche Malthus'sche Theorie in Reinkultur.  
Aber es fehlt unserem Autor jedes Bewusstsein davon, dass er

---

<sup>1)</sup> G. Cohn, Volkswirtschaftliche Aufsätze. Stuttg. 1882. „Arbeit und Armut“, S. 407.

<sup>2)</sup> l. c. S. 480.

<sup>3)</sup> S. 528.

mit jenen Sätzen eine Theorie vertritt, die in Deutschland keinen grundsätzlichen Vertreter hat. Denn er weist (l. c. S. 377) ausdrücklich auf die Anerkennung hin, die Malthus in England und Deutschland gefunden hat. Diese beruht aber, wie wir genügend gezeigt zu haben hoffen, auf einem Missverständnis der Malthus'schen Sätze. Und auch Wolf beruft sich ausdrücklich auf Rümelin, Brentano u. s. w., glaubt also mit ihnen übereinzustimmen.<sup>1)</sup>

In solcher Weise wird die Nationalökonomie in ihrem theoretischen Bemühen durch diesen Grund- und Kernirrtum wie durch einen „bösen Geist im Kreise umhergeführt“, während rings herum die „schöne grüne Weide“ echt wissenschaftlicher Problemstellung, echt kausaler Erklärung ist. Und nicht minder gilt das für die zweite Hauptabteilung der Soziologie, für die Geschichte.

Überall sperrt auch hier das eigentliche Malthus'sche Dogma die Wege der Untersuchung, setzt an die Stelle kausaler Erklärung die rein formale Scheinerklärung durch das Dogma, und erstickt die wissenschaftliche Fragestellung im Keime. So finden wir z. B. in der allgemeinen kulturgeschichtlichen Einleitung des grossartigen Ratzel'schen Werkes über „Völkerkunde“<sup>2)</sup> „die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen „Reichen und Armen“ zurückgeführt auf die Annahme, dass „im „Schutze der Kultur mehr Menschen geboren und erhalten (!) „werden, als Raum auf dem Boden ist; . . . der Menschen werden „viele, der Arbeit ist wenig; darum sind die Arbeitslöhne abnorm „gering, das Leben ärmlich, das Elend gross.“ Es wird z. B. aus dem Bevölkerungs-Prinzip der Unterschied in der Verfassung zwischen warmen und kalten Ländern abgeleitet, und so auch hier der rein kausalen, in die Tiefe der Probleme führenden Untersuchung die Fragestellung abgeschnitten. Das ist um so bedauerlicher, als nur die Kulturgeschichte weit genug zurückgreift, um die wirkliche Erklärung finden zu können, die auf einem ganz anderen als dem populationistischen Felde gesucht werden muss, eine Erklärung, für die Ratzel selbst das reichste Material darbietet.<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> l. c. S. 362.

<sup>2)</sup> Leipzig und Wien 1894. I. Bd. S. 119.

<sup>3)</sup> vgl. zu dieser Frage mein „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ I. Buch. I. Kapitel.

So leidet die Geschichtsforschung bei der Untersuchung der grossen Gesamttatsachen, der „Universalgeschichte“ im Sinne Schillers; und so leidet sie auch bei der Untersuchung fast aller speciellen Geschehnisse. Eins der wichtigsten Beispiele dafür habe ich in meinem Werke „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ (2. Buch 3. Kapitel) aufgedeckt.

Für das Verständnis der heutigen Zeit und für die Bekämpfung des Marxismus ist nichts so wichtig als das Verständnis der Bedingungen, unter denen die heutige „kapitalistische Wirtschaftsordnung“ sich entwickelte. Marx schiebt den Umschwung auf die Entstehung des „Kapitals“, die „historische Schule“ Deutschlands auf diese in Verbindung mit einer „Übervölkerung“. Beide Erklärungen sind sicher falsch. Denn man kann nachweisen, dass das „Kapital“ schon Jahrhunderte vor den ersten Anzeichen einer kapitalistischen Ära in durchaus genügender Masse im Privatbesitz „akkumuliert“ war, um als Ausgangspunkt des Umschwungs zu fungieren. Und es lässt sich andererseits nachweisen, dass die ersten Symptome der kapitalistischen Wirtschaft bereits in eine Zeit fallen, in der von Übervölkerung gar keine Rede sein konnte, weil der „schwarze Tod“ in unaufhörlich einander folgenden Epidemien die Bevölkerung viel mehr als dezimierte.

Man braucht nur die sämtlichen aus jener Zeit vorliegenden Daten chronologisch zu ordnen, um sofort zu sehen, wie in Wirklichkeit das Entstehen der kapitalistischen Wirtschaft zu erklären ist. Eine grundstürzende Revolution der agrarischen Besitzverhältnisse vollzog sich von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, die vom slavischen Osten nach Westen vorschritt. Der Adel usurpierte die Grundrente, die Bauern strömten massenhaft als kapitallose „von ihren Produktionsmitteln getrennte Produzenten“ in die Städte und erschlossen so dem längst ausreichend gebildeten, längst ausreichend akkumulierten Kapital die Möglichkeit, sie zu exploitieren. Die Zurückbleibenden büssten ihre Kaufkraft ein; infolgedessen gingen die kleinen Städte wirtschaftlich zurück, während die grossen Städte, in denen der reich gewordene Junker seinen Bedarf deckte, ungesund anwuchsen. Die Produktivität der Städte, die durch die Zuwanderung potenziert wurde, wurde unermesslich zu gross für die Kaufkraft des ländlichen Binnenmarktes, und ein Exportindustri-

alismus musste sich entwickeln, den nach kurzer Blüte die Sperepolitik der Nachbarstaaten erwürgen konnte. <sup>1)</sup>

All das konnte, ja musste jeder Historiker entdecken, der die einschlägigen Daten in eine chronologische Tafel geordnet hätte; die erste und wichtigste Vorarbeit jeden historischen Versuches. Obgleich aber die einschlägigen Daten sämtlich dem ungeheuren Fleiss und der prächtigen Quellenkritik der deutschen historischen Schule zu verdanken sind, hat dennoch dieselbe Schule jene sich aufdrängenden Schlüsse nicht gezogen. Und daran ist nichts anderes schuld, als die Blendung dieser scharfen Augen durch das Dogma des Malthusianismus <sup>2)</sup>.

Es genügt hier, auf diese „Rückfälle“ aus dem neueren „prophetischen“ in den älteren „naturgesetzlichen“ Malthusianismus hingewiesen zu haben. Ihre kritische Widerlegung ist mit den Ausführungen des zweiten Kapitels vorweggenommen.

Uns bleibt nur noch die Aufgabe, die beiden Abarten des „prophetischen“ Malthusianismus als solche, in ihrer eigenen Begründung und ihren Konsequenzen, zu widerlegen. Dieser Aufgabe wenden wir uns jetzt zu. —

---

<sup>1)</sup> Vgl. meine Aufsätze: „Die Entstehung des Kapitalismus“ in der Wiener „Zeit“ vom 1. April 99; und: „Kautsky als Wirtschaftshistoriker“, Berliner „Zukunft“ VII, Nr. 45.

<sup>2)</sup> Der einzige Verteidiger, den die historische Schule gegen meine Angriffe bisher gefunden hat, ist Carl Ballod (Schmollers Jahrbuch XXIII, 1. S. 374). Die Arbeit wimmelt von Missverständnissen und thatsächlichen Irrtümern, auf die ich an dieser Stelle nicht eingehen darf. Ich kann hier nur sagen, dass sie um die Hauptsache geschickt herumgeht, nämlich um meinen Vorwurf, dass die historische Schule 1.), die Verschlechterung der bäuerlichen Lage nicht zur Erklärung des kapitalistischen Umschwungs in den Städten herangezogen hat, und dass sie 2.), diesen Umschwung auf eine „Übevölkerung“ bezogen hat in einer Zeit, in der ganz sicher die Bevölkerung stark zurückgegangen war und durch fortwährende Epidemien auf einer niederen Ziffer zurückgehalten wurde. Die „veränderten politischen Umstände“ habe ich mich bemüht als Folge derselben agrarischen Revolution nachzuweisen, sodass dieser Einwand Ballods entfällt.

#### IV. Kapitel.

##### Kritik des neueren Malthusianismus.

###### A. Der prophetische Malthusianismus erster Abart.

Die Befürchtung, dass ein mit einem bedeutenden Teile seiner Existenz auf Warenexport und Nahrungsimport angewiesenes Volk in irgend einem Augenblicke in schwere Notstände geraten könne, scheint im ersten Augenblicke sehr plausibel. Was würde aus England, das heute schon zu ca.  $\frac{3}{5}$  von fremdem Korn lebt, wenn ihm im Kriegsfall die Importe abgeschnitten würden?!

Wir könnten diese Frage ablehnen, denn sie hat eigentlich nichts mit der „Übevölkerung“ zu thun. Diese kann rationellerweise nur einen dauernden Zustand bezeichnen: „Sobald die Volkszahl so gross geworden ist, dass nachhaltig, d. h. eine längere Reihe von Jahren hindurch, die Mittel zu ihrer Erhaltung weder aus dem Ertrage der Landwirtschaft und Viehzucht des eigenen Landes, noch durch den Absatz der gewerblichen Erzeugnisse und den dafür bewirkten Eintausch anderer Güter im Auslande, noch durch Handelsgewinne und den Ertrag des im Auslande angelegten Kapitals beschafft werden können, ist der Zustand der Übevölkerung eingetreten<sup>2)</sup>. Krieg ist aber kein nachhaltiger Zustand!

Dennoch wollen wir den Einwand gelten lassen in der Erwägung, dass eine solche Störung ja jederzeit, ob dauernd oder nicht, die dichte Bevölkerung eines Exportlandes treffen kann und dann eine „relative Übevölkerung“ darstellt, so lange sie eben dauert.

Als ersten Einwand könnte man der Frage nach den Absatzstockungen die andere Frage entgegenstellen, ob diese einseitige Fundierung einer Volkswirtschaft auf den Exportindustria-

<sup>2)</sup> v. Fircks, a. a. O., S. 288.

Oppenheimer, Bevölkerungsgesetz.

lismus denn etwas so durchaus natürliches ist, d. h. mit anderen Worten, ob sie einer immanenten, ökonomischen Entwicklungstendenz ihre Entstehung verdankt, oder nicht vielleicht einer äusseren Störung? In der That hat Verfasser dieses<sup>1)</sup> sich bemüht, mit allen Methoden der nationalökonomischen Untersuchung den Nachweis zu führen, dass hier lediglich die Folge einer äusseren Störung vorliegt. Eine aus politischen, nicht aus wirtschaftlichen Wurzeln erwachsene Einrichtung, eine feudale Machtposition, das Grossgrundeigentum, hat allein diese Entwicklung zum einseitigen Exportindustrialismus in England und Deutschland erzeugt. Es verhinderte, wo es herrscht, die dichtere Besiedelung des platten Landes unter durchschnittlicher Verkleinerung der Einzelstellen, die sich überall da vollzieht, wo Bauern wirtschaften. Es trieb auf diese Weise die überflüssigen Menschenmassen in die Städte, so dass deren Warenproduktion enorm anwuchs, während ihr Binnenmarkt nicht wesentlich an Kaufkraft gewann, und erzwang so den Exportindustrialismus. Der hohe Warenpreis des Kornes, der daraus folgen musste, führte Millionen über Millionen jenseits der Ozeane zur Agrikultur: und auch diese Millionen waren zum grössten Teile Kinder der europäischen Grossgrundbezirke, denen die Heimat die Niederlassung versagt hatte. Als ihre ungeheuren Ernten die Speicher des Mutterlandes zu überfüllen begannen, da fiel der Kornpreis tief, und die Folge davon war, dass der britische Grundbesitzer seine Produktionskosten noch mehr erniedrigte, indem er zur Weidewirtschaft und Jagdwirtschaft überging, noch mehr Menschenmassen in die Exportindustrie hineinpresste und die Kaufkraft des Binnenmarktes im Verhältnis zur Erzeugungskraft der Industrie noch mehr verringerte.

Wo das Land vorwiegend im bäuerlichen Besitz ist, da geschieht das nicht. Das zeigen z. B. Frankreich und Südwestdeutschland. Da verdichtet sich die rein agrarische Bevölkerung von Generation zu Generation; da wächst also der Binnenmarkt an Umfang und nicht minder an Kaufkraft, weil die Kornpreise regelmässig steigen<sup>2)</sup>, die Warenpreise regelmässig sinken, die

<sup>1)</sup> Grossgrundeigentum und soziale Frage. Berlin 98.

<sup>2)</sup> Wenn in Frankreich der Bauernstand durch den Preissturz des Kornes mitbetroffen wurde, so ist das natürlich kein Argument gegen unsere Behauptung, denn Frankreich ist nur national selbständig, ökonomisch ist

durch städtisches Kapital und städtische Intelligenz befruchtete Landwirtschaft immer ergiebiger wird. Und da der städtischen Industrie viel weniger überschüssige Arbeiter vom Lande her zu wandern, da ausserdem eine bäuerliche Bevölkerung keine so „proletarische“ Vermehrung zu haben pflegt, wie ein Landarbeiterproletariat, so wächst die städtische Industrie nicht so stark über die Kaufkraft des Binnenmarktes hinaus, um damit die ganze Volkswirtschaft auf die schwanke Basis des Exportindustrialismus drängen zu müssen.

Aus diesen Erwägungen heraus wäre also vielleicht dem Einwande des prophetischen Malthusianismus auszuweichen, indem man sagte, es sei nur nötig, das platte Land in Bauernhände zu bringen. Damit wäre ein Binnenmarkt von so kolossaler Kaufkraft geschaffen, dass Deutschland ganz sicher, und England sehr wahrscheinlich den grössten Teil ihres Exportindustrialismus aufgeben müssten, um diesen Riesenmarkt zu versorgen. Die mehr als 90,000 Quadratkilometer, die der preussische Grossgrundbesitz belegt, sind bekanntlich die am dünnsten bevölkerten Gebietsteile Preussens; sie ernähren, wenn in Bauernland zerteilt, wie ebenfalls bekannt, drei- bis viermal so viel Menschen als zuvor<sup>1)</sup>; hier könnte also ein Binnenmarkt neu geschaffen werden von unendlichem Umfang und riesigster Kaufkraft, sturmfrei gegen politische Verwickelungen, sicher gegen fremde Wareninvasion.

Aber wir wollen auch diesen Einwand nicht erheben, schon aus dem Grunde nicht, weil er sich doch nicht im Rahmen dieser Monographie nach allen Seiten hin verteidigen lässt; vor allem aber, weil wir stärkere Argumente haben, die nicht erst selbst bewiesen werden müssen. Wir nehmen also die Entwicklung Grossbritanniens und Deutschlands als gegeben, wenn man will, sogar als typisch, als notwendig vom rein ökonomischen Standpunkte, an.

Was ist von diesem Standpunkte aus gegen den „prophetischen Malthusianismus“ einzuwenden?

Nun, vor allem, dass er im höchsten Masse unhistorisch ist. Er hält den Exportindustrialismus für ein *Novum* der Wirtschaftsgeschichte, für ein neues Quale, während es sich nur

es nur ein Teil des Weltwirtschaftsgebietes und unterliegt den Schwankungen des Weltmarktkornpreises mit, der es nicht verschuldet hat.

<sup>1)</sup> Vgl. Sering, Die innere Kolonisation. Leipzig 1893. Seite 197.

um ein vermehrtes Quantum handelt. Und darum fehlt ihm der Massstab zur Beurteilung der Erscheinung.

Es handelt sich hier um nichts anderes, als um eine neue Phase des gewaltigen Vorganges, der sich unaufhaltsam vollzieht, seit überhaupt das Stadium der reinen Naturalwirtschaft überwunden ist, des Vorganges der immer weiter fortschreitenden Integration ehemals getrennter Wirtschaftskreise zu einer immer höher organisierten (differenzierten) Gesamtwirtschaft. Der Prozess begann damit, dass ein dörflicher Zimmermann oder Weber die Urproduktion aufgab und Gewerbswaren aus seinem, bis dahin autonomen Wirtschaftskreise „exportierte“, um dafür Nahrungsstoffe zu „importieren“. Er griff weiter, als sich die erste „Stadt“ im engsten Sinne in einer Landschaft herausbildete, um sich mit ihrem ländlichen Nachbargebiet zu einer einheitlichen Stadtwirtschaft zu integrieren. Dann verschmolz eine Vielheit von Stadtwirtschaften zu einer Territorialwirtschaft, dann eine Vielheit solcher zu einer Nationalwirtschaft, und jetzt vollzieht sich ein weiterer Schritt auf dieser Bahn zur Internationalwirtschaft mit der deutlichen Tendenz, nicht eher einzuhalten, als bis die wirtschaftenden Einheiten des ganzen Planeten zu einer einzigen, aufs feinste differenzierten und aufs grossartigste organisierten Weltwirtschaft verschmolzen sind.

In der Internationalwirtschaft nimmt nun ganz Westeuropa, nehmen namentlich Grossbritannien und Deutschland, die Stelle ins Riesige gewachsener „Städte“ ein, d. h. solcher wirtschaftlicher Bildungen, die Gewerbswaren aus- und Nahrungsmittel einführen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist das Verhältnis richtig zu werten.

Aber die Wissenschaft macht meistens an den Grenzen der Nationalwirtschaft Halt und findet so nicht den Massstab der modernen Wirtschaftserscheinungen. So sagt Julius Wolf: „Der „europäische Kontinent, im Jahre 1800 mit 175 Millionen Menschen „besetzt, hat heute deren 360 Millionen zu versorgen. England (mit „Wales), 1751 einer Bevölkerung von  $6\frac{1}{3}$  Millionen Menschen ein „bescheidenes Wohleben gewährend, hat heute Pflichten für eine „solche von 30 Millionen. Sachsen, 1815 1,179,000 Menschen „zählend, kommt nun für  $3\frac{1}{2}$  Millionen auf. Bloss um das Lebens- „niveau des Einzelnen, wie es zu Beginn des Jahrhunderts gegeben „war, festzuhalten, musste die gesamte Produktivität der

„Volkswirtschaft Europas eine Steigerung auf über das doppelte, „in England und Sachsen auf über das dreifache erfahren“<sup>1)</sup>.

Sobald man sich hier klar macht, dass England, Sachsen und sogar ganz Westeuropa heute „Städte“ sind, verliert die ganze Feststellung ihr drohendes Gesicht. Niemand hat je etwas so bedenkliches darin gesehen, dass London, das 1377 nur 35 200 Einwohner zählte<sup>2)</sup>, heute deren rund  $4\frac{1}{2}$  Millionen beherbergt<sup>3)</sup>, dass Berlin zwischen 1831 und 1888 von 220,000 auf 1,438,000<sup>4)</sup> und seither auf fast 1,800,000 Einwohner anstieg. Jedermann weiss, dass diese Riesenkörper die Einrichtungen des örtlichen und zeitlichen Ausgleichs der Versorgungsmittel mindestens in dem Masse entfaltet haben, wie ihr Versorgungsbedürfnis.

Genau dasselbe zeigt jede Betrachtung der ganze Länder umspannenden „Städte“ der modernen Internationalwirtschaft. Um das mit einem Blick zu überschauen, muss man aber die für sie sicherlich vorhandenen Versorgungsschwierigkeiten nicht als ein Novum anschauen, sondern muss sie vergleichen mit denen der eigentlichen Städte, der Städte eines kleineren Kreises. Sind die Schwierigkeiten, genügende Nahrungsmittel im Kreise der „städtischen“ Wirtschaft selbst regelmässig zu erhalten, grösser oder kleiner geworden? Ist die Schwierigkeit, eine genügende Warenmenge herzustellen und abzusetzen, grösser oder kleiner geworden? Nur so gestellt, kann das Problem endgiltig gelöst werden.

Da giebt uns schon die Möglichkeit einer politischen Verwicklung einen Fingerzeig. Ein Krieg konnte das Versorgungsgebiet einer Kleinstadt vollkommen verwüsten, sodass die schwerste Teuerung eintrat; ein Aufstand konnte alle Strassen sperren, jeden Warenabsatz unterbinden; eine Belagerung schliesslich konnte einer Stadt jede Zufuhr abschneiden. Ist das heute noch möglich? Ist es wahrscheinlich, dass ein Krieg so über alle Erdteile wüthen wird, um alle die Länder zu verwüsten, aus denen Grossbritannien heute Korn und Fleisch bezieht; und besteht heute noch irgend eine Schwierigkeit, neue Quellen anzuschlagen, wenn eine verstopft wird? Jeder Schilling, den der Bushel Weizen mehr auf

<sup>1)</sup> Jul. Wolf. System der Sozialpolitik, Stuttgart 1892. Bd. I, S. 357.

<sup>2)</sup> Mulhall. S. 445.

<sup>3)</sup> Mulhall. S. 788.

<sup>4)</sup> Mulhall. S. 443.

dem Markte trägt, schliesst Hunderttausenden von Acres die Exportwege auf! Und umgekehrt: jede nennenswerte Preisermässigung der Industriewaren erschliesst dem Warenabsatz ungeheure neue Märkte. Und hält jemand es für möglich, ganz Grossbritannien mit einer so dichten Cernierung zu umgeben, wie sie das deutsche Heer 1870/71 um die Riesenfestung Paris schlang? Das Volk kann, wenn in Not, weil es so dicht sitzt, weil es deshalb so reich ist, Flotte auf Flotte aus dem Boden stampfen, und selbst nach einer schweren Niederlage können wohl einige Kornflotten gekapert oder vernichtet werden, aber Niemand kann ernstlich glauben, dass man das Inselreich absperrern könnte. Hohe Kornpreise sind eine starke Lockung für waghalsige Schiffer!

Sind hier, gegenüber politischen Zwischenfällen, augenscheinlich die Schwierigkeiten der Versorgung geringer, statt grösser geworden, so gilt dasselbe für rein wirtschaftliche Dinge. Die Stadt des Mittelalters konnte der schwersten Hungersnot anheim fallen, wenn eine Missernte ihr Versorgungsgebiet befiel. Je kleiner das Gebiet, um so wahrscheinlicher war es, dass es in allen seinen Teilen gleichmässig unter dem Durchschnitt erntete. Das ist für eine der modernen „Riesenstädte“ fast undenkbar geworden. Eine planetarisch-allgemeine Missernte ist noch nicht bekannt geworden, ist sogar meteorologisch wohl unmöglich.

Und gerade so verhält es sich mit der Erzeugung und dem Absatz der Waren. Sie werden immer leichter statt schwerer!

Welche Bedenken hatten die oben angeführten Autoritäten?

Zur vermehrten Waren-Produktion gehört „nicht nur Bedürfnis und Wille, sondern auch Kapital; . . . Kapital ist Ersparnis: „die Lust und die Möglichkeit, solches zu machen, hängt mit dem „Entstehen neuer Menschen durchaus nicht zusammen“. So argumentierte von Mohl<sup>1)</sup> und ungefähr ebenso Rümelin.<sup>2)</sup>

Freilich ist Kapital Ersparnis, wenn man vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus sieht. Aber von Mohl übersieht, dass es um so leichter ist, Ersparnisse zu machen, je grösser das Gesamtprodukt ist. Und dass dieses „mit

---

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 504.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 595.

dem Entstehen neuer Menschen“ wächst, kann gar nicht ernsthaft bestritten werden. Mag die Lebensmittelproduktion immerhin dem „Gesetz der sinkenden Erträge“ unterliegen: die Stoffveredlung unterliegt sicher einem umgekehrten „Gesetz der steigenden Erträge“, wonach sie um so ergiebiger wird, je dichter der Markt, je vollkommener also die Arbeitsteilung! Die Möglichkeit der Kapitalsbildung wächst viel stärker als die Volkszahl, und bis jetzt wenigstens ist auch die Lust noch stärker gewachsen. Die „Schatzbildung“ hat fast gänzlich aufgehört, fast aller Überfluss wird heute „Kapital“, dreht mit im Räderwerk der Produktion.

Noch deutlicher wird diese Entwicklung, wenn man „Kapital“ im volkswirtschaftlichen Sinne versteht als produziertes Produktionsmittel. Niemand kann zweifeln, dass die Fähigkeit, über die für den sofortigen Gebrauch erzeugten Subsistenzmittel hinaus neue, kräftigere Produktionsmittel für den Konsum einer näheren oder fernerer Zukunft zu schaffen, viel stärker wächst, als die Kopfzahl, aber gar nicht oder nur äusserst wenig wachsen könnte, wenn die Kopfzahl nicht eben auch steigen würde.<sup>1)</sup> Und das vollzieht sich um uns herum, obgleich die Ansprüche an die momentane Güterversorgung ganz ungemein zugenommen haben!

Wenn das wahr ist, so ist auch diejenige Schwierigkeit der Güterversorgung der modernen „städtisch“ gewordenen Länder, die aus der nötigen Kapitalsbeschaffung für eine stets vermehrte Warenproduktion entstehen kann, viel geringer, als sie für die eigentlichen Städte der früheren kleineren Wirtschaftsgebiete war. Denn ihr Markt ist unvergleichlich umfangreicher, daher ihre Arbeitsteilung viel weiter durchgebildet, ihr Gesamtprodukt enorm viel grösser, und daher die Kapitalsbildung ausserordentlich erleichtert.

Ganz dasselbe gilt nun auch von dem Absatz der erzeugten Waren. Mohl fuhr an der oben citierten Stelle folgendermassen fort: „Die Erweiterung des Absatzes von Gewerbeerzeugnissen ist durch tausend Verhältnisse bedingt, von welchen die

---

<sup>1)</sup> Anm.: Wir sehen auch hier und im folgenden von derjenigen Erweiterung des Marktes ab, die eintritt, wenn künstliche Schranken politischer Natur beseitigt werden. Übrigens geschieht auch das regelmässig nur unter dem Druck steigender volkswirtschaftlicher Arbeitsteilung bei dichter Bevölkerung. So entstand z. B. der Zollverein, und dann das deutsche Reich wesentlich unter solchem Druck.

„Lust und die Notwendigkeit zu verkaufen nur ein einzelnes ist.“ Das ist ganz richtig, aber es ist nicht die Frage, ob Schwierigkeiten bestehen, sondern ob die Schwierigkeiten grösser oder geringer geworden sind? Und Niemand kann zweifeln, dass das letztere der Fall ist.

Um Waren abzusetzen, muss man sie zunächst auf den Markt transportieren, ehe man sie verkaufen kann.

Dass nun die Möglichkeit, Waren zu transportieren, mit der Dichtigkeit des Marktes zunimmt, ist zunächst ausser Zweifel. Und zwar handelt es sich hier um eine Erleichterung des Transportes nach zwei Richtungen hin.

Erstens können mächtige Transportmittel, als Kanäle, Berg-Strassen, Eisenbahnen, Häfen, Dampfschiffe u. s. w., nur von einer starken Bevölkerung überhaupt hergestellt werden. Nur hier stellt die weitgediehene Arbeitsteilung die erforderlichen Arbeitskräfte zur Verfügung. Und zweitens sind sie auch nur hier rentabel. Nur der starke Markt kann sie ausnützen. Nun unterliegen alle Transportmittel als Nicht-Urprodukte dem „Gesetz der steigenden Erträge“, d. h. sie werden „produktiver“, oder mit anderen Worten, die Frachtkosten sinken, je dichter der Markt ist, je stärkere Transportmittel er daher ausnützen kann. Dadurch werden immer mehr Waren „transportfähig“, resp. es erstreckt sich der Kreis der Absatzmöglichkeit immer weiter.<sup>1)</sup> Denn nach ausserhalb verkauft kann nur werden, was nach Abzug der Fracht den üblichen Gewinn übrig lässt. Es wächst also die Liste der überhaupt absatzfähigen Waren, und es erweitert sich der Markt der schon vorher in engeren Kreisen absatzfähigen Waren stärker als die Bevölkerung.

Aber es sinkt auch das Risiko des Versandes proportional dazu. Das klingt für den ersten Augenblick paradox; denn es sollte scheinen, als wenn mit der Transportentfernung und der

---

<sup>1)</sup> Anm.: Das verkennt z. B. Julius Wolf (l. c. S. 367); „die Entfernung der Verbraucher von den Produktionsstätten“ nimmt zwar, in reellen Kilometern gemessen, sehr bedeutend zu; aber die wirtschaftliche Entfernung, die Transportmöglichkeit auf deutsch, nimmt ebenso schnell ab. Wenn man heute Getreide von Argentinien nach Karlsruhe schaffen kann, so wohnt — ökonomisch — der argentinische Bauer dem süddeutschen Handwerker heute näher, als ein russischer Handwerker dem Landwirt seines Nachbargouvernements, der ihm kein Getreide senden kann.

zunehmenden Warenmasse auch die Gefahr steigen sollte. Das ist aber nicht der Fall!

Die natürliche und die polizeiliche Sicherheit der Transportwege muss nämlich mit der Dichtigkeit der Bevölkerung zunehmen. Für die letztere bedarf es keines Beweises. Dass Strassenraub in einem dicht besiedelten Lande viel schwerer möglich ist, als in einem dünn besiedelten, dessen Handelsstrassen durch Öden und Urwälder führen, ist klar. Aber auch für die „natürliche“ Sicherheit kann man es nicht bezweifeln. Ein dicht sitzendes Volk, das die Kräfte frei hat, um mächtige Transportmittel herzustellen, hat gewiss die Kraft, sie zu erhalten. Es geht zweifellos ein viel kleinerer Teil der Waren auf Eisenbahnen und Dampfschiffen verloren, als seinerzeit auf Landstrassen und Segelschiffen. Man braucht gar nicht an die Schrecken der Handelswege durch die Sahara und die Gobi zu denken: auch auf unseren alten Messwegen im heiligen römischen Reich deutscher Nation ist sicher allein durch Radbruch und Steckenbleiben in den tiefen, sumpfigen Strassen ein unverhältnismässig grösserer Prozentsatz der versandten Waren verloren gegangen, als heute bei Eisenbahnunfällen. Denn man darf nicht vergessen, dass selbst dann ein grosser Teil der Waren für den Kaufmann als „verloren gegangen“ rechnet, wenn sie zwar sämtlich unversehrt am Bestimmungsorte anlangen, aber durch unvorhergesehene Unfälle und Aufenthalte die Frachtkosten erheblich über den Anschlag gestiegen sind.

Das Risiko sank also ganz beträchtlich im einzelnen Falle; und, indem die kreisende Warenmasse ins Riesige anschwellt in der Masse, wie sich der Markt erweiterte, sank es durchschnittlich noch mehr. Was macht es aus, wenn heute ein Güterzug entgleist oder ein Frachtdampfer scheitert?! Der Verlust kann immer nur nach winzigen Bruchteilen eines Prozentes für die Weltwirtschaft, ja für die betreffende Nationalwirtschaft, und sogar für den einen Händler rechnen. Denn jetzt, wo fast stündlich von jedem Ort des Kulturkreises zu jedem anderen ein Frachtzug abgeht, setzt Niemand mehr sein ganzes Vermögen auf eine Karte, wie die königlichen Kauflleute des Orients, die eine Karawane aussandten, oder die alten Handelsherren Venedigs, die all ihre Habe einer eigenen Flotte anvertrauten. So trägt die Gemeinwirtschaft ein kleines Risiko; und, weil sie es trägt, weil

sie „in sich versichert ist“, können die einzelnen Händler sich unter sich versichern, das Einzelrisiko ausgleichen. Das ist nur möglich auf dichtem Markte, und so ist es diesem allein zu danken, wenn heute der Transport aller Waren auch vom Standpunkte der Sicherung gegen Verluste unvergleichlich leichter ist, als je zuvor. Heut stehen für den Kaufmann Transportkosten und Assekuranz als feste, unzweifelhafte Posten in seiner Rechnung, und das ermöglicht erst für viele Waren nach vielen Märkten den Export. Und noch eins kommt dazu. Indem eine Bevölkerung dichter wird, Transportmittel herstellt, und sich ökonomisch „integriert“, schafft sie damit die Vorbedingung auch einer politischen Integration von Dauer. Diese tritt ein, die inneren Zollgrenzen fallen, die innere „Befriedigung“ des Marktgebietes wird gesichert, und auch damit erleichtert sich der Transport und erweitert sich die Möglichkeit des Absatzes städtischer Waren.

Sollte es mit dem eigentlichen Absatz, dem Verkauf, anders sein? Sollten hier die Schwierigkeiten mit der steigenden Dichtigkeit zunehmen? Denn nur darum kann es sich ja handeln. Dass Schwierigkeiten existieren, leugnet Niemand.

Vergleichen wir also wieder die verschiedenen Stufen! Nimmt die Sicherheit, für die Waren der Stadt die genügenden Nahrungsmittel jederzeit eintauschen zu können, ab oder zu?

Die isolierte Stadt ist ihres Wirtschaftsgebietes sicher, das steht fest. Die Transportkosten der schweren Massenware Korn gestatten nur bei excessiven Teuerungspreisen vielleicht (?) einmal einige Exporte in Nachbargebiete gegen Warenimport von daher. Aber ist die isolierte Stadt auch ihrer Nahrung sicher, worauf es uns doch allein ankommt? Erhält sie, wenn sie ihre Waren absetzt, auch immer, unter allen Umständen genug dafür, um im gewohnten Komfort (Wagner), oder überhaupt leben zu können?

Augenscheinlich nicht! Eine Missernte, die ihr Gebiet um so leichter ganz treffen wird, je kleiner es ist, kann die Kaufkraft ihrer Erzeugnisse fast auf Null herabdrücken. Sie kann vielleicht im Nachbargebiet hochwertige, besonders „transportfähige“ Waren gegen Korn absetzen, wenn dort Überfluss herrscht: aber die unverhältnismässigen Transportkosten des Getreides, die die Städter ja auch in Waren zahlen müssen, werden ihnen das Brot unerträglich verteuern. Je weiter sich das Gebiet dehnt, je leistungsfähiger

mit dem Wachsen des Marktes die Transportmittel werden, um so sicherer werden die Städter sein, jederzeit genügend Nahrungsstoffe in ihre Speicher führen zu können. Bei einer gewissen Grösse des Stadtgebietes, sobald eine allgemeine Missernte unnötig geworden ist, sind sie zum erstenmale ganz sicher vor einer wirklichen Hungersnot. Sie werden in guten Erntejahren nie mehr so viel Korn für wenig Ware erhalten, als zuvor, aber sie werden auch in schlechten nie mehr so viel Ware für wenig Korn hergeben müssen: der Kornpreis ihrer Erzeugung schwankt in immer geringeren Ausschlägen!

Dass sich diese Tendenz zur immer sichereren Nahrungsversorgung der Städter bei immer stabiler werdenden Produktpreisen bis zur vollen Ausbildung der Nationalwirtschaften siegreich durchgesetzt hat, wird Niemand bestreiten wollen. Ist nun anzunehmen, dass mit der Ausbildung der Internationalwirtschaft die entgegengesetzte Tendenz sich durchsetzt? Wird das Gebiet der Weltackerwirtschaft nicht nach wie vor immer grösser und vielfältiger, sodass heute schon die Gesamtproduktion viel mehr von den letztjährigen Börsenpreisen als von Wind und Wetter bestimmt wird?! Und erntet man heute nicht fast in jedem Monat des Jahres Früchte, die uns zur Verfügung stehen, weil immer gewaltigere Transportmittel die Fracht von den Antipoden bis zu unseren Mühlen zu einer Bagatelle gemacht haben?! Führen wir heute nicht die Tonne Korn mit weniger Kosten von den westlichen Felsengebirgen bis in die Berliner Speicher als noch vor hundert Jahren von Pommern?!

Hier bleibt unseren Gegnern nur noch ein Einwand: „Das mag für die Weltwirtschaft als Ganzes richtig sein, aber ist es auch richtig für ein einzelnes Land, das ganz dem Exportindustrialismus verfallen ist? Kann nicht seine spezielle Warenherzeugung aus irgend welchen Ursachen in Absatzschwierigkeiten geraten, sei es, dass es nicht genügend neue Märkte erobern kann, um seine wachsende Warenmasse abzusetzen, sei es, dass es sogar seine alten Märkte an auswärtige Konkurrenten verliert?“

Das ist der letzte Zufluchtsort des „prophetischen Malthusianismus“ erster Abart.

Das einzige Land, das sich ausgesprochener Massen bereits unter diesem „Schwerte des Damokles“ (Wagner) befinden soll,

ist Grossbritannien. Untersuchen wir also, was diesem bedrohten Lande unter den ungünstigsten Umständen zustossen kann!

Man thut bekanntlich gut, wenn man eine zu widerlegende Ansicht ad absurdum führt, d. h. die allerungünstigste formale Möglichkeit als gegeben annimmt, eine Möglichkeit, die aber niemals reale Wirklichkeit werden kann. Stellen wir uns also vor, England verliere mit einem einzigen Schlage, in einer einzigen Nacht sogar, seinen Gesamtabsatz von Waren nach aussen, seine Gesamtguthaben bei fremden Nationen und seinen gesamten Frachtverkehr für fremde Rechnung. Eine Phaeaken-Mauer mag es von aller Welt isolieren! Das wäre augenscheinlich noch energischer als die von v. Fircks befürchtete Zollsperrse seitens einiger Weltmächte. Es wäre gleich einem Prohibitivzoll auf alle englischen Produkte in allen Ländern der Welt und gleich einer Konfiskation aller im Auslande angelegten englischen Kapitalien. Das Land sehe sich für seine Warenerzeugung ausschliesslich auf den inneren Markt beschränkt und für seine Nahrungsmittelversorgung ausschliesslich auf die Erzeugung der eigenen Landwirtschaft angewiesen. Nehmen wir an, das Unglück geschehe im ungünstigsten Momente, unmittelbar vor der Ernte. Was wird geschehen?

Um das abschätzen zu können, muss man sich klar machen, wie viel Nahrungsmittel das vereinigte Königreich heute noch herstellt, und wie viel also, auf den Kopf berechnet, entfallen würde.

Nach Mulhall<sup>1)</sup> betrug die Ernte der Hauptfrüchte im vereinigten Königreich 1895—1897:

		1895	1896	1897
Weizen	Tons	960 000	1 460 000	1 410 000
Hafer	„	4 360 000	4 070 000	4 090 000
Gerste etc.	„	2 120 000	2 220 000	2 110 000
Korn zusammen	Tons	7 440 000	7 750 000	7 610 000
Kartoffeln	„	7 060 000	6 250 000	4 110 000
Rüben etc.	„	35 600 000	33 000 000	37 200 000
Heu	„	12 200 000	11 400 000	14 100 000
Total	Tons	62 300 000	58 400 000 <sup>2)</sup>	63 020 000

<sup>1)</sup> Mulhall S. 616.

<sup>2)</sup> M. rechnet 59 300 000 Tonnen heraus. Da steckt ein Fehler entweder der Ziffern oder der Addition.

Der Viehbestand belief sich 1897 auf <sup>1)</sup>:

Pferde	: 2 070 000
Rinder	: 11 000 000
Schafe	: 30 570 000
Schweine	: 3 680 000
Ziegen	: 600 000

Wenn Mulhall nach der oben genannten Methode (acht Tonnen Korn = eine Tonne Fleisch, eine Tonne Korn = drei Tonnen Kartoffeln) die Gesamtproduktion des Königreichs an Nahrungsstoffen auf einen Generalnenner bringt, d. h. in Korn ausdrückt, so ergeben sich folgende Zahlen <sup>2)</sup>:

	Mengen in Tons:	Kornäquivalent in Tons:
Korn	7 600 000	7 600 000
Fleisch	1 100 000	8 800 000
Kartoffeln	6 200 000	2 100 000
Butter u. Käse	200 000	2 000 000
Fisch	700 000	2 100 000
Total	15 800 000 <sup>3)</sup>	22 600 000

Hier ist die Fleischproduktion jedoch nach normalen Jahren berechnet, in denen 20 % des vorhandenen Hornviehs, 40 % der Schafe und 100 % der Schweine zur Schlachtung kommen <sup>4)</sup>. Man sieht, dass in dem Pferdebestand, der in gewöhnlichen Zeiten nur zu einem winzigen Bruchteile zur Nahrung verwendet wird, und in dem sonst geschonten Schlachtviehbestand an Hornvieh und Schafen noch ungeheure Reserven für ein Notjahr vorhanden wären, wobei nicht zu übersehen ist, dass mit dem Fortfall allen Aussenhandels etc. eine kolossale Menge von Pferden geradezu zu einer unproduktiven Last werden müssten, die man töten würde, schon um sie nicht füttern zu müssen mit einem Futter, dessen Preis kaum noch zu erschwingen wäre.

Aber sehen wir von diesen Möglichkeiten ganz ab! Betrachten wir die Binnenproduktion einmal als starr gegeben ohne wesentliche Reserven. Würde es für das britische Volk geradezu eine Hungersnot bedeuten, wenn sie darauf angewiesen wäre? Würde

<sup>1)</sup> Mulhall S. 653.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 720.

<sup>3)</sup> M. rechnet 15 600 000.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 284.

sie so hart gegen ihren „Spielraum pressen“, dass die „repressiven Checks“ mit Wucht in Wirksamkeit treten müssten?

Das Land hatte 1897 rund 40 Millionen Einwohner<sup>1)</sup>. Es fiel also pro Kopf 0,565 Tonnen Kornäquivalent = 11,3 Cwt.

Vergleichen wir diese Durchschnittszahl mit anderen Ländern tiefster Lebenshaltung:

Russlands Gesamtproduktion betrug nach Mulhall<sup>2)</sup> 86,460,000 Tonnen Kornäquivalent auf rot. 106,000,000 Einwohner, also pro Kopf = 16,2 Cwt., davon aber exportierte es 8,800,000 Tonnen Korn (dreijähriger Durchschnitt der letzten Jahre<sup>3)</sup>, 10,000 Tonnen Fleisch, ca. 5000 Tonnen Butter und Käse, zusammen 8,930,000 Tonnen in Kornäquivalent. Es wird also pro Kopf 1,684 Cwt. exportiert und bleibt nur ca. 15 Cwt. zurück. Mulhall (S. 715) berechnet die Gesamtkonsumtion auf 77 Millionen Tons Kornäquivalent. (= 14,5 Cwt. pro Kopf.)

Italiens Gesamtproduktion beläuft sich<sup>4)</sup> mit Einschluss von Reis, Kastanien, Öl und Wein auf 18,200,000 Tonnen Kornäquivalent. Das ergibt pro Kopf der Bevölkerung von 31,290,000 Menschen = 11,6 Cwt. Dabei führt das arme Land noch 25,000 Tonnen Fleisch = 120,000 Tonnen Kornäquivalent<sup>5)</sup> aus, dafür aber 30 Millionen Bushels Weizen ein<sup>6)</sup> = 31,6 Liter auf den Kopf, = ca. 26 kg. Seine Gesamtkonsumtion berechnet Mulhall (S. 715) auf 17,400,000 Tons Kornäquivalent (= 11,12 Cwt. pro Kopf).

Es zeigt sich also, dass die britische Bevölkerung, wenn sie mit einem Schlage auf den zur normalen Konsumtion bestimmten Teil ihrer eignen Jahresproduktion an Korn, Fleisch etc. angewiesen würde, schon besser dastehen würde, als die italienische heute dasteht. Ja, wenn man bedenkt, dass das englische Vieh ein viel höheres Schlachtgewicht und viel besseres, nahrhafteres Fleisch hat, als das italienische, und dass Reis weniger nahrhaft ist als Weizen, wird die kleine Differenz zu Gunsten Grossbritanniens noch grösser.

---

<sup>1)</sup> Mulhall S. 787.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 724.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 723.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 724.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 725.

<sup>6)</sup> Mulhall S. 713.

Auch die Differenz gegen Russland schrumpft noch stark zusammen, wenn man berechnet, welche Quantitäten Nahrungsstoffe das Land für die Herstellung geistiger Getränke verbraucht. Es werden nicht weniger als 160 Millionen Gallonen Wudki als jährlicher Verbrauch von der Regierung angegeben, in der That soll er doppelt so hoch sein, weil viel Schnaps unerlaubter Weise gebrannt wird.<sup>1)</sup> Nehmen wir nur 300 Millionen Gallonen (à 4,543 l) als Verbrauch an, also 13,630,000 Hektoliter, so zeigt das den ungeheuren Betrag an Korn und Kartoffeln an, der hier der Nahrung entzogen wird. Man rechnet, dass 100 kg Kartoffeln 10 l, 100 kg Roggen 30 l 100grädigen Spiritus, d. h. 30 resp. 90 l Schnaps ergeben. Unser Generalnenner, das Kornäquivalent, ergibt also per Tonne 9 hl. Schnaps. Um die oben geschätzte Menge davon herzustellen, sind also 1514444 Tonnen Kornäquivalent erforderlich. Damit sinkt die pro Kopf entfallende Summe von Centnern Kornäquivalent um 0,285 cwt. auf 14,215 cwt.

Hier liegt der Einwand nahe, dass ja auch in England viel Nahrungsstoffe zur Herstellung geistiger Getränke verwendet werden. In der That betrug der Wert des einheimischen Produktes an Bier, Schnaps und Cider i. J. 1896 ungefähr 80 000 000 Pfund Sterling = 1 600 000 000 Mark.<sup>2)</sup> Aber dieser Einwand schlägt für unser Beispiel nicht durch.

Denn nach einer solchen Katastrophe würde — auch ohne dass eine Regierungsgewalt eingriffe — wenig Korn mehr für geistige Getränke vergeudet werden. Denn der Kornpreis würde ungeheuer in die Höhe schnellen, und die Nachfrage nach geistigen Getränken sich dem Nullpunkt nähern, da die Kaufkraft fast ganz durch das Nahrungsbedürfnis absorbiert wird. Da man nun nicht zum Vergnügen Bier braut oder Schnaps brennt, sondern um an der Differenz zwischen Produktionskosten und Verkaufspreis zu gewinnen, so würde die Produktion geistiger Getränke auf ein Minimum zusammenschrumpfen.

Man sieht also, das britische Volk brauchte nicht einmal nach einem so ungeheuren Schlage zu verhungern. Es hätte an seiner Normalproduktion genug zur Fristung des Lebens und hätte in seinen Herden (und seinem Wildbestande) noch ungeheure Re-

---

<sup>1)</sup> Mulhall S. 723.

<sup>2)</sup> Mulhall, S. 719.

serven. Aber es hätte noch andere Hilfsmittel, um seine Vorräte sofort zu vermehren.

Zuerst den Fischfang. Nach der Annahme liegen seine Seeschiffe ohne Fracht, und feiern seine Seeleute. Also sind Schiffsmiete und Matrosenlöhne billiger als je. Auf der anderen Seite erzielt der Fisch höhere Preise als je. Es wird also der Fischfang rentabel selbst auf viel weniger ergiebigen Fischplätzen, als bisher ausgebeutet werden konnten. Hier sind unerschöpfliche Nahrungsquellen anzuschlagen, wenn es Not thut, d. h. wenn es rentiert.

Es fehlt an Werkzeugen zum Fischfang? Und liegt nicht die gesamte Arbeiterschaft brach, die bisher für den Export arbeitete? Liegt nicht das Kapital brach, das ihre Arbeit bisher exploitierte? Werden daher nicht Arbeiter und Kapitalisten sich gegenseitig unterbieten, um nur einen Teil der Aufträge zu erhalten, und werden nicht Netze und andere Requisiten daher zu den billigsten Preisen und in jeder denkbar verwendbaren Menge binnen kürzester Zeit zu haben sein, lange bevor der Erntevorrat erschöpft ist?

Dazu kommt ein zweites, der Gartenbau. Wenn der Preis lohnt, kann man massenhafte Frühernten von Obst und Kartoffeln treiben, zu jeder Jahreszeit. Nun, hier würde der Preis lohnen, und das beschäftigungslose Kapital würde sich drängen, Ziegel, Glasplatten, Rahmen und Heizanlagen für Treibhäuser massenhaft zu erzeugen, die Arbeiter würden sich drängen, ihre Arbeit für jeden Preis anzubieten, bei dem ihre Familie bestehen kann, und es würden sich Zehntausende von Hektaren mit grösster Geschwindigkeit mit Treibhäusern bedecken, wie sie schon heute fast ganz Guernsey bedecken; und bereits im März würden die ersten massenhaften Ernten den Markt erleichtern. Welche ungeheuren Quantitäten sich auf diese Weise erzeugen lassen, dafür werden wir unten einige Zahlen beibringen.

Das alles, und manches andere würde genügen, um selbst im ersten Jahre die Bevölkerung über Wasser zu halten. Es brauchte Niemand durch unmittelbaren Nahrungsmangel aus dem Spielraum hinaus ins Verderben gedrängt zu werden, wenn aller Vorrat gleich und gerecht verteilt würde. Und dafür müsste schlimmstenfalls einer derartigen Katastrophe gegenüber jede Regierung sorgen, gerade wie in einer belagerten Stadt.

Neben die Fürsorge für die Gegenwart und die unmittelbare Zukunft würde aber natürlich auch sofort die Fürsorge für die fernere Zukunft treten. Behördliche Anordnungen sind hier ganz überflüssig; die Ordres, die der Markt durch seine Preisgestaltung erteilt, werden promptest ausgeführt. Der Kornpreis steht ungeheuer hoch und verspricht lange Jahre hoch zu stehen, der Preis aller Fabrikate für den Export ist auf Null gesunken und kann sich nie wieder heben: und so wendet sich Kapital und Arbeit notwendigerweise der Agrikultur zu. Das massenhaft „vagabondierende“ Kapital drängt sich zu irgend einer Bedingung den Grundbesitzern auf, die Arbeiter bieten sich zu den niedrigsten Löhnen an, und die Produkte bringen enormes Geld: da rentiert die Agrikultur wieder, und zwar in höherem Grade als je. Und darum wird nicht nur alles Land, das unter der Wirkung der Agrarkrise aus Ackerland in Weide und Forstland verwandelt worden war, wieder unter den Pflug genommen, sondern auch massenhaft Land, das bisher jederzeit unter der Anbaugrenze, d. h. unter der Rentabilitätsgrenze gelegen war. Dieses ungeheuer vermehrte Areal wird mit einem Aufwande von Kapital und Arbeit bewirtschaftet, wie es nie erhört war, denn die Industrie liefert Maschinen, Werkzeuge und Hilfsstoffe zu Preisen, die gegenüber dem Reinertrage gar nicht ins Gewicht fallen können. So sehr nämlich auch die absolute Nachfrage nach all diesen Dingen in die Höhe schnellte, um so viel stärker schnellte das Angebot der einander unterbietenden Fabriken in die Höhe. Grossartige Ent- und Bewässerungen werden ausgeführt, Sümpfe trocken gelegt, durch Stauwerke die Schmelzwasser im Gebirge aufgespart, um im Sommer auf die Felder und Wiesen geleitet zu werden. Mit alledem wird der Durchschnittsertrag der Flächeneinheit wahrscheinlich noch gegen den heutigen steigen, obgleich der Anbau auf geringere Böden gedrängt wurde: und das Endergebnis wird sein, dass bereits die nächste Ernte einen ungeheuren Mehrbetrag an Brodfrüchten auf die Tafel der Nation liefert, vollkommen ausreichend, um jedes ihrer Glieder reichlich zu sättigen.

Was hier geschehen würde, wäre nichts anderes als eine schnelle Anpassung des Organismus der Volkswirtschaft an plötzlich veränderte Existenzbedingungen. Plötzlich aus seiner Stellung als „Stadt“ eines Weltwirtschaftskreises verdrängt, müsste das Land das unumgängliche Gleichgewicht jeder Volkswirtschaft

zwischen Ackerbau und Industrie erst wiederherstellen. Das würde durch die Preisbildung automatisch erfolgen, und nach der Einstellung auf den neuen Gleichgewichtszustand würde auch der Nahrungsspielraum wieder ein reichlicher sein, weil die Arbeitsteilung dank der Dichtigkeit der Bevölkerung stark genug ist, um eine schnelle Anpassung zu gestatten.

Stellen wir uns dagegen vor, dass die gleiche Katastrophe eine grosse Nationalwirtschaft mit dünner Bevölkerung und geringer Arbeitsteilung, z. B. Russland, träfe, so würde der Komfort der Bevölkerung auf viele Jahrzehnte hinaus tief herabsinken, weil das Land, viel zu dünn besetzt, durchaus nicht in der Lage ist, Maschinen und Gebrauchsgegenstände im Umfang des bisherigen Konsums schnell genug herzustellen. Die Leute hätten reichlicher zu essen, aber nicht viel anderes, müssten viele gewöhnte Befriedigungsmittel schmerzlich vermissen. Dabei darf man nicht vergessen, dass fast alles, was Russland an Geschenken höherer Kultur besitzt, den Kapitalsüberschüssen von Ländern dichter Bevölkerung seine Existenz verdankt, englischem, belgischem, deutschem u. s. w. Kapital.

An der oben geschilderten Anpassung der Volkswirtschaft würde es auch nicht viel ändern, wenn sie unter dem Lohnsystem stände. Die Agrikultur und die für diese produzierenden Industriezweige — sind doch auch unzählige Arbeiterhäuser und Wirtschaftsgebäude auf dem Lande neu zu bauen und auszustatten — würden die Arbeiter ansaugen, die in der Exportindustrie überflüssig geworden sind. Nicht eher kann ja der Hochstand der Produktpreise, und daher der Abstrom in die hoch rentabel bleibende Agrikultur sein Ende erreichen, ehe hier nicht der Ausgleich durchaus vollzogen ist.

Freilich würde unter der Wirkung einer so plötzlichen Katastrophe die Lebenshaltung des britischen Volkes, und namentlich die seiner arbeitenden Klassen eine empfindliche Minderung erfahren. Denn einmal würde ungeheuer viel Kapital ganz entwertet sein, zweitens würde die mit viel weniger Arbeitskräften versorgte und für einen kleineren Markt produzierende Industrie viel weniger Produktivität pro Kopf der Bevölkerung besitzen, und schliesslich würde die unmässig steigende Grundrente, in ihrer Monopolstellung gewaltig gestärkt, einen mächtigen Teil der Gesamtproduktion vorwegnehmen. Aber diese Herabdrängung des

Standard of life würde sich am Minderverbrauch von Gewerbswaren und denjenigen Nahrungsmitteln zeigen, deren Massenverbrauch im Verhältnis zu weniger glücklichen Völkern man als Luxusnahrung bezeichnen könnte: Fleisch, Zucker, Thee und Kaffee, Bier und Spirituosen. Gänzlich ausgeschlossen aber ist es, dass selbst unter einer so unerhörten Katastrophe, wie wir sie voraussetzten, ein absoluter Nahrungsmangel eintreten könnte, der den Bevölkerungs„überschuss“ aus dem Dasein herausdrängen müsste.

Aber auch hier muss man sich vor allzu schwarzseherischen Anschauungen hüten. Denn der Exportmarkt ist selbst für ein Handelsvolk wie die Briten doch nur von geringer Bedeutung gegen den Binnenmarkt. L. v. Stein <sup>1)</sup> giebt ganz im allgemeinen an, dass „der Wert dessen, was ein Volk von seinen „eigenen Produkten selbst verbraucht, sich nach eingehenden „Schätzungen zu dem Werte des Exportes verhält wie 10:1.“ Giffen schätzt nach van der Borgh <sup>2)</sup>, dass nur etwa  $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{8}$  des gesamten britischen Volkseinkommens aus dem Exporthandel herrührt. Hiermit ist augenscheinlich nicht nur der eigentliche Handel gemeint, sondern die für den Export arbeitende Industrie beigezählt. Denn Mulhall berechnet das Einkommen der britischen Nation in 1895 auf 1421 Mill. £ <sup>3)</sup>, den Export britischer Erzeugnisse auf 226 Mill. £ und den Export fremder Erzeugnisse nach fremden Ländern (Durchgangsverkehr) auf 60 Mill. £ <sup>4)</sup>. Den Gewinn aus Schiffahrt und allem Handel giebt er für ca. 1887 nur auf 30 bzw. 74 Mill. £ <sup>5)</sup> an, was zusammen nur etwa  $\frac{1}{14}$  des Gesamteinkommens ausmache. Also ist die Exportindustrie augenscheinlich in der obigen Ziffer einbegriffen.

Man sieht, dass bei einem so kolossalen Binnenkonsum die Sache nicht allzu gefährlich wäre, namentlich nicht die Freisetzung von Arbeitskräften.

Nun taucht aber die Frage auf, wie lange denn nun ein derart isoliert und auf seine eigene Erzeugung an Nahrungsmitteln angewiesen gedachtes Grossbritannien weiter an Volkszahl zu-

<sup>1)</sup> Drei Fragen über die Zukunft des Grundbesitzes. Stuttgart 1881. (S. 206.)

<sup>2)</sup> Ztsch. f. Soz. Wissenschaft 1899 (Bd. II S. 422).

<sup>3)</sup> Mulhall S. 747.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 660.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 320.

nehmen dürfte, um nicht in die äusserste Not zu gerathen? Aber diese Frage gehört nicht hierher, wo wir von der Möglichkeit einer „relativen Übervölkerung“ aus Ursachen sozialer Art handeln, sondern in den nächsten Absatz über den „prophetischen Malthusianismus der zweiten Abart“, wo wir von der Möglichkeit einer absoluten Übervölkerung aus naturgesetzlichen Ursachen handeln werden. Da wird die Frage ihre Antwort finden.

\* \* \*

Nachdem wir uns so an dem formal äussersten, real aber undenkbar Falle des plötzlichen vollkommenen Absatzverlustes vergewissert haben, dass selbst hier eine „Übervölkerung“ mit „positiven Hemmungen“ im Malthus'schen Sinne nicht eintreten könnte, wollen wir versuchen, uns klar zu machen, was denn nun wirklich „realiter“ einem auf Exportindustrialismus gestellten Lande geschehen kann?

Wenn wir hier von vorübergehenden Störungen politischer Natur, als Krieg und Revolution, absehen, so werden dauernde Störungen im Absatz gefürchtet, und zwar entweder solche, die entstehen, weil ein früherer Abnehmer Selbstproduzent geworden ist, oder solche, die entstehen, weil ein neuer exportierender Konkurrent auf fremden Märkten auftritt. Schauen wir diesen Gefahren näher ins Auge!

Gesteigerte Konkurrenz auf dem Warenmarkte bedeutet zweifellos sinkende Preise und Gewinne an der Wareneinheit. Sie bedeutet aber durchaus noch nicht sinkende Löhne pro Kopf des einzelnen Arbeiters und Gewinne pro Kopf des einzelnen Unternehmers. Es kann im Gegenteil die Produktivität der betreffenden Industrie so stark wachsen, dass Arbeitslohn und Gesamtgewinn trotzdem stark steigen, weil die Summe der jährlich hergestellten „Wareneinheiten“ pro Arbeiter und Unternehmer stark genug gewachsen ist, um das Sinken des Preises zu überkompensieren. Wenn z. B. der Stückpreis von 3 auf 2 Mark sinkt, aber der Arbeiter statt 300:600 Stück jährlich liefern kann, weil er mit besseren Werkzeugen ausgestattet ist, so ist sein Akkordlohn um  $33\frac{1}{3}\%$  gesunken, und sein Gesamtlohn dennoch um  $33\frac{1}{3}\%$  gestiegen.

Wann wächst die Produktivität? Wenn der Markt wächst! Denn dann ist höhere Arbeitsteilung rentabel. Ist nun anzunehmen,

dass durch das Sinken der Warenpreise infolge der schärferen Konkurrenz der Markt sich erweitert?

Das ist nicht nur anzunehmen, sondern eine notwendige Folge davon!

Denn hier geschieht zweierlei. Erstens erschliesst das Sinken des Preises jedes Massenartikels diesen dem Konsum immer grösserer Volksschichten, da die Bevölkerungspyramide nach unten hin immer breiter wird. So intensiviert sich sozusagen der Verbrauch: die auf derselben Bodenfläche und von derselben Bevölkerungsmenge konsumierte Warenmasse wächst stärker, als der Preis sinkt.

Zweitens extensiviert sich aber auch der Verbrauch; denn, je billiger die Industriewaren hergegeben werden, um so höher wird der relative Kornpreis, der in Waren ausgedrückte Preis der Urprodukte, d. h. es wird die Landwirtschaft rentabler, und daher die landbauende Bevölkerung auch der „voll besetzten Länder“ dichter, als ohne die Niederkonkurrierung der Warenpreise geschehen wäre; und aus demselben Grunde werden an der Peripherie des Weltwirtschaftskreises immer neue Flächen in Anbau genommen. Und zwar dies um so schneller, weil ja auch Eisenbahnen, Kanäle, Häfen und Dampfschiffe, Elevatoren und Gefrierapparate etc. Industrieprodukte sind, deren Preis unter der Konkurrenz niederschmilzt, weil also jene ferneren Gegenden immer wirksamer mit dem grossen Markte verbunden werden.

Hier kann nie auf die Dauer eine Störung des Gleichgewichtes eintreten, bis die ganze Erde angebaut ist, soweit sie Ernten trägt. Wenn ein Zu Viel an Industrie im Weltwirtschaftskreise vorhanden ist, hebt sich der Kornpreis und schafft im In- und Auslande neue kaufkräftige Bauern als Abnehmer. So pendelt in geringen Ausschlägen die Wirtschaft um einen unverlierbaren Gleichgewichtszustand; dass eine Ware, die auf der höchsten bisher erreichten Produktionsstufe hergestellt ist, die also zum Weltmarktspreise verkauft werden kann, keine Käufer findet, das ist auf die Dauer unmöglich.

Was vorkommen kann, das ist eine Krise bei Überproduktion oder Unterkonsumtion. Aber eine Krise ist nicht Folge einer absoluten Übervölkerung, — sonst könnte sie ja nie verschwinden, ehe das nötige „Bevölkerungsklystier“ nicht erfolgt ist, — sondern sie ist im Gegenteil Ursache einer vorüber-

gehenden relativen Übervölkerung, und ihre Ursache kann also nur in einer mangelhaften Anpassung der Volkswirtschaft gesucht werden. Damit haben wir hier nichts zu thun, da wir uns ausschliesslich mit den angeblichen Folgen der „Übervölkerung“ zu beschäftigen haben. Die Krise kann aber unmöglich Ursache und Folge zu gleicher Zeit sein.<sup>1)</sup>

Zweitens ist die Krise nichts, was dem Exportindustrialismus allein zukommt; sie trifft die auf ihren heimischen Binnenmarkt beschränkte, und auch die künstlich konkurrenzfrei gehaltene Industrie im Gegenteil viel schwerer und mit viel vernichtenderen Folgen für die Lebenshaltung der Massen, als die Weltmarktindustrie. Denn drittens ist sich ja heute so ziemlich die ganze Wissenschaft darüber einig, dass mit dem Wachstum der Bevölkerung, der dadurch bedingten Entfaltung der Weltwirtschaft, der damit verbundenen besseren Übersicht über den Markt (Telegraphen!) der mit jeder kleinen Preissenkung verbundenen ungeheuren Verbreitung des Absatzes unter den tieferen Schichten, und nicht zuletzt mit der immer geringeren Schwankung der Weltermte zwischen Maximum und Minimum: dass mit alledem die Wahrscheinlichkeit häufiger und schwerer Krisen sich immer mehr verringert hat. Und schliesslich ist eine Krise wie Krieg und Revolution ja nichts dauerndes, und hier ist nur von dauernden Folgen der „Übervölkerung“ die Rede, nicht aber von vorübergehenden Ursachen!

Und was ferner vorkommen kann, das ist die Bedrängnis einzelner nationaler Industrien, weil ihre eigenen Produktionskosten grösser sind, als die ihrer Konkurrenten in anderen Ländern. Das kann seine Ursache haben in natürlichen Nachteilen der Marktlage oder der Rohstoffgewinnung; oder in zollpolitischen Massnahmen anderer Länder (deutsche Zuckergesetzgebung); oder in einem Schlendrian oder üblem Konservatismus, der alte Methoden beibehält, — was man jetzt häufig englischen Industriellen vorwirft u. s. w. — oder vielleicht (?) auch in höheren Arbeitslöhnen.

<sup>1)</sup> Allerdings geht das sehr oft in den Malthusianischen Schriften durcheinander. Es wird zuweilen so argumentiert, als erzeuge eine „absolute“ Übervölkerung die Absatzkrise, und diese dann die „relative“ Übervölkerung. Da aber eine absolute Übervölkerung ausser durch „moral restraint“ nicht heilbar sein kann, während die „relative“ heilbar ist, so ergiebt diese Beweisführung, die natürlich nie so offen auftritt, einen Widersinn. Das Unheilbare kann sich augenscheinlich in nichts Heilbares verwandeln!

Vielleicht! Denn bis jetzt scheint es, als wären gerade diejenigen Industrien die konkurrenzmächtigsten, die die höchsten Löhne zahlen. Schon bei reiner Handarbeit leistet der besser ernährte Arbeiter entsprechend mehr als der ausgemergelte. Nach Sir Isaak Lothian kam das Ausschmelzen einer Tonne Roheisen trotz der niederen Löhne in Frankreich im ganzen weit höher zu stehen, als in Middlesbrough, weil 42 französische Arbeiter nicht mehr leisteten, als 25 englische. Nach Brassey (Work and wages) sanken die Produktionskosten der North-Devon-Railway in dem Masse wie der Lohn stieg. Er bringt gleiche Thatsachen auch aus der Textilindustrie u. a. bei.<sup>1)</sup> Ferner sind um so grossartigere Maschinerien rentabel, je höher der Lohn steht: denn um so mehr Geld ersparen sie; und schliesslich kann man verkümmerten und vertierten Proletariern keine komplizierten Maschinen anvertrauen; es ist bekannte Thatsache, dass man den Sklaven nur die allerplumpsten Werkzeuge in die Hand geben durfte!

Aber gleichviel aus welchen Gründen: jedenfalls kann es vorkommen, dass eine Industrie eines Landes ihren Markt an eine fremde verliert. Aber das hat mit „Übervölkerung“ nicht das mindeste zu thun. Es gehört unter durchaus keinen andern Gesichtspunkt als der Niedergang des Handwerks gegen die Grossindustrie. Es ist ein Phänomen der Konkurrenz, nicht ein solches der Population. Ein Zusammenhang mit dem Bevölkerungszuwachs könnte nur vermutet werden, wenn in dem notleidenden Lande die Lebensmittelpreise sehr viel höher ständen, als in den Ländern der Konkurrenz; wenn aus diesem Grunde der durchschnittliche Lohn sehr stark über dem des Auslandes stände; — und wenn aus diesem Grunde wieder alle Industriezweige leiden würde. Davon ist aber in Grossbritannien keine Rede und kann für übersehbare Zeit auch keine Rede sein, wie oben ausführlich dargethan.

Wenn aber nur eine einzelne Industrie Not leidet, oder wenn auch die ganze Industrie eines Landes in Schwierigkeiten gerieth, aber nicht infolge steigender Lebensmittelpreise und Löhne, sondern infolge mangelhafter Wettbewerbsfähigkeit, so ist das nicht Folge einer „Übervölkerung“, sondern allenfalls Ursache

---

<sup>1)</sup> Nach v. Schulze-Gaevernitz. Zum sozialen Frieden. Leipzig 1892. S. 261 ff.

einer solchen. Dann muss entweder die Wettbewerbsfähigkeit wieder erreicht werden, wenn sie durch Unterlassungssünden verloren gegangen war, oder die betreffende Industrie muss preisgegeben werden, wie die englische Seiden- und Zuckerindustrie, und die verfügbar gewordenen Kapitalien und Arbeitskräfte müssen anderen Zweigen der Produktion zugeführt werden.

Und das kann immer geschehen, wenn nicht etwa eine tiefe Degeneration des Volkscharakters eingetreten ist, und es ist bisher immer geschehen! Denn der Verlust eines Marktes kann nur erfolgen, wenn der Konkurrent billiger verkaufen konnte. Dadurch hat der Konkurrent einen Teil der Kaufkraft freigesetzt, und diese erscheint nun als Nachfrage nach mehr Waren derselben Art oder nach Waren anderer Art auf dem Weltmarkte! So entsteht Raum für Erweiterung einer alten oder Schöpfung einer neuen Industrie,<sup>1)</sup> ein Raum, den das überwundene Land um so sicherer ausfüllen kann, je grösser sein Kapital und seine Arbeitsteilung, d. h. seine Anpassungskraft, ist. Und das sind „Funktionen“ der Dichtigkeit der Bevölkerung!

Die ganze Auffassung, die wir hier bekämpfen, ist im höchsten Masse unorganisch und unhistorisch. Sie nimmt an, dass die Produktionskraft der Industrie ad libitum wachsen könne, und stellt sich gleichzeitig den Absatzmarkt als starr vor. Und das ist unorganisch! Denn zwischen dem Wachstum der Industrie und dem ihres ländlichen Absatzmarktes besteht eine zwar etwas elastische, aber doch unzerreissbare Bindung. Die Industriebevölkerung kann freilich nur wachsen in dem Masse, wie die agrarischen Überschüsse sich vermehren, und die Industrieproduktion kann nur wachsen in dem Masse, wie die ländliche Kaufkraft sich vermehrt. So sagen die Malthusianer mit Recht. Aber das ist nur die eine Seite der Sache. Umgekehrt muss nämlich auch die Agrikultur in dem Masse wachsen, wie das Angebot der Industriebevölkerung sich vermehrt, und muss in demselben Masse

---

<sup>1)</sup> Anm.: Ein sehr gutes Beispiel bietet der Verlust der britischen Zuckerindustrie unter der Wirkung der festländischen Exportprämien, der mehr als wett gemacht wurde durch den Aufschwung der Zuckerwaren-Industrie, namentlich der Industrie der gezuckerten Fruchtsäfte (Jams), die nun auf dem Continent konkurrenzfrei ist, weil die Zucker-Erzeugungsländer viel höhere Preise für den Rohstoff (Zucker) zahlen müssen, als das exportierende Land.

die Produktion der Agrikultur wachsen, wie ihre Preise steigen. Und das ist die bisher fast regelmässig übersehene andere, und ebenso gewisse Seite der Sache! Dass hier nie auf längere Zeit ein starkes Missverhältnis zu Ungunsten der Industrie eintreten kann, dafür sorgt automatisch die Preisrelation zwischen Industriewaren und Urprodukt, die Rentabilitätsrate zwischen Industrie und Urproduktion!

Ich habe, so viel ich sehen kann, zuerst die von Thünen'sche Betrachtung umgekehrt und gezeigt, wie eine Stadt entsteht und im Wechselverhältnis zu ihrem ländlichen Versorgungsgebiete wächst.<sup>1)</sup> Mir ergaben sich aus diesen Deduktionen sehr interessante Dinge. Aber für die deutsche Wissenschaft, die ja im allgemeinen der Theorie sehr wenig hold ist, sind diese Ausführungen verhallt.

Wer sie aber einmal durchgedacht hat, für den giebt es keine prophetisch-malthusianischen Ängste mehr. Er hat begriffen, durch welchen Mechanismus eine eigentliche Stadt entstehen und wachsen kann, ohne jemals in dauernde Absatznöte kommen zu können, und es macht ihm dann auch keine Schwierigkeit, zu begreifen, wie das der ins ungeheure erweiterten „Stadt“ des modernen Weltwirtschaftskreises auf die Dauer noch viel gewisser gelingen muss.

Unhistorisch aber ist die Auffassung, die wir hier bekämpfen, erstens, weil sie nicht sieht, dass hier nur ein uralter wirtschaftsgeschichtlicher Prozess sich auf erhöhter Stufenleiter vollzieht, und zweitens, weil auch die jüngste Geschichte der Kulturmenschheitswirtschaft gar nicht anders zu verstehen ist, als unter diesen Gesichtspunkten. Haben sich nicht transatlantische Agrikultur und europäische Industrie genau in der geschilderten Weise gegenseitig vorwärts getrieben? Ist nicht einem zu starken Pendelausschlag nach der Industrieseite hin, der in den sechziger und ersten siebziger Jahren die Produktpreise auf einen unerhörten Hochstand schraubte, sofort der gleiche Ausschlag nach der Ackerbauseite gefolgt, der den Kornpreis ein Jahrzehnt lang niederwarf, sodass die Industrie einen neuen ungeheuren Aufschwung nahm, bis sie durch ihre steigende Nachfrage die Produktpreise wieder hob? Stehen wir heute nicht

---

<sup>1)</sup> Mein Grossgrundeigentum etc. Buch I. Kap. 2.

etwa nahe an dem Kornpreise, der es ermöglichen wird, in Argentinien, in Kleinasien, vielleicht später in Sibirien und im Sudan neue Produktionsgebiete und Industriemärkte von riesigster Ausdehnung aus dem Boden schiessen zu lassen? Und ist es etwa nicht wahr, dass gerade der Druck auf die Preise der europäischen Industrie, ihre Absatznot, die Kraft gewesen ist, die jene Zukunftsmärkte mit dem Zentralmarkt in absatzfähige Verbindung gebracht hat? Was sonst hat das europäische Kapital bewogen und befähigt, die Welt mit Eisenbahnen und Dampfschiffslinien in immer dichterem Netze zu überspannen? Was sonst hat es bewogen und befähigt, mit seinem Warenangebot in die Natural- oder Manufakturwirtschaft unzivilisierter und halbzivilisierter Völker einzudringen, und ihnen mit neuen Bedürfnissen den Anstoss zur Erweiterung und Vertiefung ihrer eigenen Ackerproduktion, ihrer Kaufkraft mitzuteilen? Was anders ist die ganze Kolonialpolitik, selbst die humanst betriebene? Hat Deutschland nicht in seinem afrikanischen Besitz den inneren Frieden und die Sicherheit wesentlich in der Absicht hergestellt, um eine Verdichtung der Bevölkerung und eine Hebung ihrer Kaufkraft zu bewirken?

Und lehrt nicht auch hier die Statistik ganz das gleiche?

Der internationale Handel der Kulturwelt hat sich zwischen 1720 und 1889 fast vervierzigfacht, ist von schätzungsweise 88 Millionen £ auf 3377 gewachsen<sup>1)</sup>; in der Dekade von 1850 bis 1860 nahm er allein um 80 % zu. Der Aussenhandel Grossbritanniens wuchs von 1840—1889 von 114 Millionen £ auf 740 Millionen £, also gerade in der Zeit, seitdem die übrigen europäischen Länder anfangen, ihm Konkurrenz zu machen. Seitdem ist er allerdings dem Werte nach nach einer kleinen Abwärtsbewegung stabil geblieben und hat erst 1897 wieder die 745 Millionen erreicht.<sup>2)</sup> Noch stabiler blieb der Export britischer Waren, um 234 Mill. £. Aber das ist nicht auf eine Stockung zu beziehen, sondern auf eine Zunahme des „latenten Exports“ (Giffen), d. h. der Versorgung englischer Schiffe mit englischen Kohlen und englischem Proviant; ferner auf einen Preisfall der meisten Handelsartikel, namentlich auch der Urprodukte, sodass

<sup>1)</sup> Mulhall S. 128.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 660, vgl. dazu Ztsch. f. Soz. W. 1898 (Bd. II, S. 284.)

eine grössere exportierte Warenmasse zu einer geringeren Gesamtwertsumme in der Statistik erschien,<sup>1)</sup> und die an England liefernden Länder geringere Mengen englischer Fabrikate in Austausch für ihre Rohprodukte erhielten; ferner auf die wachsenden Warenmengen, die Grossbritannien als Zins seiner Darlehne vom Auslande erhält, ohne dafür andere Dinge zu exportieren, als Koupons und Quittungen; und vor allem auf die von Jahr zu Jahr mit der Lebenshaltung der Arbeiterschaft ungeheuer wachsende inländische Konsumtion. Gerade die letztere beweist schlagend, dass die Industrie floriert; denn sonst könnte keine Macht der Welt, auch keine Trade union, fortwährend steigende Arbeitslöhne erzwingen.

Nach Leone Levi<sup>2)</sup> stieg der Durchschnittslohn in Grossbritannien zwischen 1867 und 1884 von 38 auf 43 £ pro Arbeiter (Jugendliche und Frauen incl.) und die gesamte Lohnsumme von 419 auf 521 Millionen £, ein Zuwachs von 2 Milliarden Mark für den Binnenmarkt! Nach Bowley<sup>3)</sup> verhielt sich der allgemeine Durchschnitt der Löhne in 1886 gegen den von 1891 wie 119 : 137. Dieser ungeheure Zuwachs der binnenländischen Kaufkraft, der zum bedeutenden Teile für Gewerbswaren frei blieb, da in derselben Zeit alle Nahrungsmittel stark im Preise sanken, absorbierte einen grossen Teil der britischen Industrie-Produktion, obgleich sie in derselben Zeit enorm stieg, sodass der Export (dem Gewichte nach) nicht mehr in dem Masse steigen konnte, wie in den früheren Jahrzehnten. Dass die Produktion stark stieg, lässt sich daraus erkennen, dass die Zahl der mit Landwirtschaft Beschäftigten regelmässig sogar absolut abgenommen hat, noch von 1881—1891 von 2 561 000<sup>4)</sup> auf 2 530 000<sup>5)</sup> (hier ist noch Fischfang einbegriffen, der 1881 unter „Various“ eingerechnet scheint). Die gesamte Fischerbevölkerung zählt 65 642 Erwerbsthätige<sup>6)</sup>. Fast der gesamte Zuwachs der Bevölkerung dieser zehn Jahre hat also in Industrie und Handel Unterkommen ge-

---

<sup>1)</sup> Siehe den sehr interessanten Aufsatz von van der Borght, in Ztsch. f. Sozialw. 1899 (II. S. 418): „Der angebliche Stillstand des englischen Exports.“

<sup>2)</sup> Mulhall S. 581.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 817.

<sup>4)</sup> Mulhall S. 420.

<sup>5)</sup> Mulhall S. 783.

<sup>6)</sup> Hdwb. d. Staatsw. 2. Aufl. II. 623.

funden, da auch die Zahl der Domestiken (nach Mulhall S. 421 und 783) um 107 000 Köpfe zurückgegangen ist. Die Zahlen, die Mulhall für das Wachstum der Gewerbe zwischen 1881 und 1891 angiebt, sind nicht vergleichbar, zeigen aber jedenfalls ein enormes Wachstum aller städtischen Erwerbe, und namentlich der Industrie. Er zählt 1891 9 020 000 Erwerbsthätige in Manufaktur und Bergwerk, während er 1881 dafür nur 5 189 000 angiebt. Wahrscheinlich müssen zu der letzteren Zahl jedoch die 964 000 Erwerbsthätigen im Baugewerbe zugeschlagen werden (S. 421 u. 783). Wenn die Zahlen richtig sind, die Mulhall für die im Handel Beschäftigten der beiden Jahre angiebt, so wäre sogar hier ein Rückgang zu verzeichnen von 1 946 000 auf 1 660 000, sodass also die eigentliche Produktion den ganzen Zuwachs aufgenommen haben müsste. All das beweist schlagend, dass von allgemeinen Absatzschwierigkeiten keine Rede sein kann, wenn auch einige Industriezweige unter stärkerem Wettbewerb, ev. auch unter zollgeschütztem Wettbewerb leiden mögen. Wer auf solche Klagen Schlüsse baut, der verwechselt, wie so häufig, Privatwirtschaftliches mit Volkswirtschaftlichem und das Interesse einzelner „führender Industriellen“ mit dem des gesamten Volkes!

Aber die Statistik zeigt noch mehr!

Sie zeigt, dass Grossbritannien gerade den stärksten Handelsverkehr mit seinen schärfsten „Konkurrenten“ hat, nämlich mit Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Mit dem reinen Industrieland Belgien ist der Verkehr sogar sehr bedeutend gewachsen. Der britische Export nach Belgien war 1854/60:2,7, aber 1881/87:4,8 % des britischen Gesamtexports. Die Tabellen, die Mulhall auf S. 132—133 giebt, sind ausserordentlich lehrreich. Trotzdem die Gesamtsumme des englischen Exports so masslos gestiegen ist, partizipieren Frankreich, Deutschland und Amerika noch 1881/7 mit fast denselben Verhältniszahlen am Export und Import wie 1854/60. Grossbritannien exportiert also noch immer mit Vorteil in das Marktgebiet seiner auf so vielen Gebieten siegreichen Gegner. Nur das an Händen und Füssen geknebelte, von England zur industriellen Ausbeutung verurteilte Indien mit seiner kolossalen Bevölkerung rangiert mit ähnlich grossen absoluten Ziffern. Aber selbst in diesem Vasallenreich kommen auf den Kopf der Bevölkerung nicht annähernd so viel britische Exportwaren als in den Ländern der „Konkurrenz“.

Wenn Deutschland 1881/7 10 % des Exports Grossbritanniens aufnahm, Indien aber 11 %, so heisst das, dass Deutschland ein ca. vier Mal so guter Kunde war, denn Indien hatte damals rund 200, Deutschland aber rund 45 Millionen Einwohner.

Ganz Europa partizipiert trotz seiner starken industriellen Entfaltung nach wie vor mit etwas über 40 %, die Vereinigten Staaten mit über 12,6 % (1854/60 zwar 14,9, 1861/80 aber nur 10,8 %, Ursache: Preissturz des Korn[s?]), alle fremde Staaten nach wie vor mit etwas über 70 %, und alle Kolonien mit nach wie vor etwas unter 30 % am britischen Export. In dieser Zeit war aber die Gesamtsumme dieses Exports von 980 Millionen £ in den 7 Jahren 1854—60 auf 2020 Millionen £ in den 7 Jahren 1881—87 gestiegen, hatte sich also mehr als verdoppelt.

Zwischen 1887 und 1897 wuchs der Export immer noch um 4 % trotz der enormen Zunahme der Kaufkraft des Binnenmarktes. Und der gesamte Handelsverkehr mit Frankreich wuchs immer noch um 26 %, mit Deutschland um 12 %, mit der amerikanischen Union um 23 %<sup>1)</sup>. In diesen Jahren des schärfsten und so schmerzlich empfundenen Wettbewerbes mit Deutschland, zwischen 1886 und 1896, steigerte Britannien seine Exporte dorthin von 22,6 auf 27,6 Millionen £ Sterling (seine deutschen Importe freilich von 22,1 auf 35,6 Millionen £) und hielt damit nach wie vor die Spitze unter allen Ländern des deutschen Handelsverkehrs, ausser Russland, das uns aber mit Getreide und nicht mit Industrieprodukten versorgt, also mit England nicht konkurriert.<sup>2)</sup>

Es zeigt sich also, dass die besten Kunden von Industrieländern — andere Industrieländer sind. Lässt das eine andere Deutung zu, als die unsere, dass die Verbilligung der Waren durch den Konkurrenzkampf Kaufkraft freisetzt, die wieder als Nachfrage auf dem Markte erscheint und neue Industrien ins Leben ruft? Auf andere Weise ist es nicht zu verstehen, dass Länder mit einer so gewaltigen und nach allen Ländern bereits exportierenden Industrie, wie Deutschland oder gar England, in immer steigendem Masse fremde Industriewaren aufzunehmen vermögen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Mulhall S. 661.

<sup>2)</sup> Mulhall, S. 662.

<sup>3)</sup> Vgl. dazu die interessanten Tabellen in der Broschüre von W. Lotz: Der Schutz der deutschen Landwirtschaft etc. Berlin 1900. S. 55 ff. Er fasst folgendermassen zusammen:

Sir Robert Giffen, der berühmte englische Statistiker, äusserte sich zu dieser Frage ganz in unserem Sinne in einem, am 17. Januar 1899 in der Royal Statistical Society gehaltenen Vortrage, über den van der Borgh t berichtet:<sup>1)</sup>

„Über die Frage, wie weit andere Länder durch ihre Konkurrenz den englischen Export abgeschwächt haben, äussert sich Giffen dahin, dass es hier namentlich auf die Vereinigten Staaten und Deutschland ankommt. Der Export der Vereinigten Staaten ist zwar erheblich gewachsen, aber in Gütern, die England und andere Staaten ohnehin aus der Union beziehen müssen, und nicht in den Gütern, die England dahin verkaufen muss, sodass ein empfindlicher Wettbewerb der Union mit England in dritten Ländern nicht stattfindet. Übrigens dient der amerikanische Export in erheblichem Umfange dazu, die Frachtdienste zu bezahlen, die von fremden Ländern für die Union geleistet werden. Giffen schätzt denjenigen Bruchteil des überseeischen Imports und Exports der Vereinigten Staaten, welcher durch fremde Schiffe vermittelt wird, auf 75—80 %. Bei Deutschland liegt die Sache anders. Deutschland ist eine „industrielle Macht von demselben allgemeinen Charakter wie England“, und zweifellos hat Deutschland in einigen Artikeln und auf einigen Märkten den Platz eingenommen, den früher England inne hatte. Aber das gilt doch nur für einen Teil des deutschen Exports, da Deutschland in England selbst einen seiner besten Abnehmer findet<sup>2)</sup> und deshalb auf neutralen Märkten nicht so scharf in Wettbewerb tritt, als es sonst der Fall sein würde.

„Im ganzen findet Giffen in der neueren Entwicklung nichts bedenkliches. In einigen Richtungen mögen die Klagen über Nachlassen des englischen Exports berechtigt sein. Aber der englische Aussenhandel kann sich nicht in allen Richtungen gleichmässig entwickeln. Die Energie und Fähigkeit der englischen Produzenten und Kaufleute vermag

„Zunächst ersieht jeder Leser, wie wenig der Handel mit den deutschen Kolonien Ersatz für Verlust der Beziehungen zu irgend einem grösseren Nachbarstaate bieten könnte.

„Zweitens ersieht man sofort, dass die höchstkultivierten Länder und zwar auch unsere industriellen Konkurrenten es sind, mit denen wir den grössten Umsatz haben.“ (S. 57.)

<sup>1)</sup> Zeitschr. f. Sozialwissenschaft. 1899. II. S. 418 ff.

<sup>2)</sup> Die gesperrt gedruckten Stellen sind im Original nicht gesperrt.

„solche Ausfälle an einzelnen Stellen immer wieder  
„an anderen auszugleichen, und im ganzen führt  
„das Anwachsen der Zivilisation dazu, dass innerer  
„und äusserer Handel zusammen in steigender  
„Richtung sich entwickeln, und dass der Wohlstand  
„Englands wächst.<sup>1)</sup>

„Die hier dargelegte Auffassung Giffens fand in der Dis-  
„kussion im allgemeinen Zustimmung. Nur ein Redner stellte sich  
„anders zu der Frage, ob der englische Export zum Stillstand ge-  
„kommen sei. Er nahm den Stillstand als vorhanden an,  
„während Deutschland erhebliche Fortschritte im Export zu ver-  
„zeichnen habe . . . . Der Exporthandel sei ein wesentlicher Sporn  
„der industriellen Entwicklung. Industrien, die lediglich für den  
„heimischen Bedarf betrieben würden, würden stagnieren und er-  
„heblich an Leistungsfähigkeit verlieren. (?) Der Exporthandel sei  
„von besonderer Wichtigkeit deshalb gewesen, weil er Unter-  
„nehmungen im Auslande ermutigte und die Eigenschaften ent-  
„wickelt, welche die Engländer zu einem grossen „staatenbilden-  
„den Volk“ machten. Die Verbindung von Industrie und Geld-  
„ausleihen habe aus England ein grosses Handelsvolk gemacht.  
„Würde England infolge eines Nachlassens seiner Industrie weniger  
„geeignet, an Geld und an Gütern dem Auslande grosse Darlehen  
„zu gewähren, so vermindere sich der Umfang seiner Forderungs-  
„rechte an das Ausland, und alsdann werde der „unsichtbare“  
„Export mit dem „sichtbaren“ zusammenschrumpfen.“

Man sieht, dass selbst dieser eine Gegner Giffens keine prophetisch-malthusianischen Argumente geltend machte, sondern nur sehr fadenscheinige ökonomische und namentlich massenpsychologische. Er war augenscheinlich einer der Vielen, die das Notleiden einzelner Industriezweige mit einer Not der ganzen Industrie, Privatwirtschaft und Volkswirtschaft verwechseln. Giffen konstatierte demgegenüber nur, dass ein Nachlassen des Aussenhandels nicht gleichbedeutend mit einem Nachlassen des Handels überhaupt sei, ein schlagender Hinweis auf den Binnenmarkt, den die Exportfanatiker aller Nationen so sehr unterschätzen.

Wie ist diese Geringschätzung zu erklären? Nun, erstens wohl, weil die Ziffern für den Export statistisch leicht zu fassen

---

<sup>1)</sup> Die gesperrt gedruckten Stellen sind im Original nicht gesperrt.

sind und daher wesentlich mehr imponieren, als die des einheimischen Konsums, der mehr verborgen bleibt. Zweitens auch, weil die für den Export fabrizierenden Industriellen und die exportierenden Kaufleute und Rheder zu den einflussreichsten, am weitesten im Vordergrund stehenden Kreisen gehören. Drittens aber, und das ist wohl die Hauptsache, ist es auch hier ein Dogma, das die Schuld trägt, und zwar das Dogma der Verelendung der Massen.

Ganz deutlich wird das bei Rümelin. Er sagt,<sup>1)</sup> die Kaufkraft wachse nicht entfernt im Verhältnis zur Produktionskraft, denn die Maschine setze die Arbeiter frei, die Fabrik mache das Handwerk tot, und die grosse Fabrik die kleine; infolgedessen vermindere sich die Kaufkraft der Volksmasse im Verhältnis zur Bevölkerung, und es sei nicht abzusehen, wo diese steigenden Massen von Produkten Absatz finden sollen.

Unsere oben angeführten Zahlen über den Konsum der Massen widerlegen allein schon die Verelendungstheorie. So weit wir sehen können, ist es Jul. Wolfs<sup>2)</sup> Verdienst, diese zuerst mit schlagenden Zahlen namentlich aus der sächsischen und britischen Statistik abgethan zu haben. Seitdem haben sich die Belege zu einer unzerreissbaren Beweiskette gegen die Theorie so sehr gehäuft,<sup>3)</sup> dass sogar die Sozialdemokratie sie hat fallen lassen. Schoenlank war der erste, der sie preisgab, und heute wagt sogar Kautsky sie nur noch in einer Form aufrecht zu halten, die das Wesen opfert, nämlich nicht als absolute, sondern nur als „relative Verelendung.“<sup>4)</sup> Es wird nicht mehr behauptet, dass die Kaufkraft der Arbeiter sinke, sondern zugegeben, dass sie steige. Aber sie soll dennoch sinken im Verhältnis zu der viel stärker steigenden Kaufkraft der besitzenden Klassen.

Das zu beweisen mag schwer sein, die Behauptung mag falsch oder richtig sein, und der Sozialismus mag seine Schlüsse

<sup>1)</sup> Reden und Aufsätze 1881, S. 592 f.

<sup>2)</sup> Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftsordnung. Stuttgart 1892, S. 139 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. R. E. May. Das Verhältnis des Verbrauches der Massen zu demjenigen der kleinen Leute, der Wohlhabenden und Reichen und die Marxistische Doktrin, Schmollers Jahrbuch XXIII. 1. Leipzig 1899.

<sup>4)</sup> Bernstein und das sozialdemokratische Programm, Stuttgart. 1899: S. 114 ff. namentlich 116 u. 118.

daraus ziehen oder nicht. Aber für uns an dieser Stelle hat nur die Theorie der absoluten Verelendung eine Bedeutung. Entspricht sie nicht den Thatsachen, wie jetzt allgemein anerkannt, so wächst ja der Binnenmarkt um den Zuwachs der absoluten Kaufkraft. Was das zu bedeuten hat, haben wir oben an dem Beispiele Grossbritanniens gezeigt, wo aus dieser „Verelendung“ ein Zuwachs des Binnenmarktes von zwei Milliarden Mark in 17 bis 18 Jahren resultierte.

Auch das Dogma der Verelendungstheorie ist wieder hauptsächlich aus einem anderen tiefeingewurzelten Irrtum hervorgegangen, dem Irrtum nämlich, dass „die Maschine Arbeiter freisetzt,“<sup>1)</sup> wie Marx das behauptet hat, um das Vorhandensein der „Reservearmee“ aus den Eigenschaften des „Kapitals“ zu erklären. Denn das ist bekanntlich der Ring der Beweisführung: das Kapital (nämlich in Gestalt der Maschine) setzt Arbeiter frei, diese drücken als Reservearmee auf den Lohn, folglich schafft sich die Maschine (resp. das sie anwendende Kapital) die Arbeiternot selbst, erzeugt ihr specielles „Populationsgesetz“.

Auch hier ist, soweit wir zu sehen vermögen, Jul. Wolf der Erste gewesen, der die Marx'sche Statistik zerpfückt, als gänzlich beweisunkräftig aufgezeigt<sup>2)</sup> und ihr gegenüber den Nachweis geführt hat, dass noch niemals die kapitalistische Wirtschaft Arbeiter freigesetzt hat, denn die Zahl der Industrie-Arbeiter vermehrt sich überall stärker als die Bevölkerung. Es ist eine Verwechslung zwischen der Freisetzung von Arbeitern durch Einstellung leistungsfähiger Maschinen in einer Fabrik oder sogar in einer ganzen Branche, — und der Freisetzung von Arbeitern durch die Gesamtindustrie. Nur wenn das letztere der Fall ist, kann sich eine Reserve-Armee auf die angegebene Weise bilden; wo es nicht der Fall ist, wo die Industrie-Arbeiterschaft stärker wächst als die Bevölkerung, da muss nicht nur jeder in einer Fabrik oder in einer Branche freigesetzte Arbeiter eben in einer anderen Fabrik oder anderen Branche Unterkunft gefunden haben, sondern es muss auch

---

<sup>1)</sup> Das ist allgemeine Annahme, vgl. z. B. Gustav Cohn, Volkswirtsch. Aufsätze, Stuttgart 1882, S. 411, 475—480. Fr. List, das nat. System. etc., hrsgn. v. Eheberg 1887, S. 118, Hertzka, die Probleme der menschlichen Wirtschaft, I. Bd. Berlin 1897, passim. u. a. m.

<sup>2)</sup> l. c. c. S. 260 ff.

noch darüber hinaus für ihren gesamten Nachwuchs und ausserdem noch für eine sehr grosse Zahl neuer Arbeitskräfte, die aus anderen Bevölkerungsschichten stammen, von der „kapitalistischen Industrie“ Raum geschaffen worden sein. Denn sonst hätte die Industriearbeiterschaft eben nicht procentual weit stärker zunehmen können, als die Gesamtbevölkerung. Und wenn es trotzdem dann immer noch eine „Reserve-Armee“ giebt, so muss sie wohl oder übel einen anderen Ursprung haben, als die Maschine und das Kapital.<sup>1)</sup> Dass sich J. Wolf die Frage nach dieser anderen Quelle nicht gestellt hat, wobei er sofort auf die abwandernde Landarbeiterbevölkerung hätte stossen müssen, das ist der einzige Grund, warum er nicht von seinem Ausgangspunkte aus in die tiefste Tiefe der Probleme gedungen ist. Und daran hinderte ihn nichts, als seine Blendung durch das malthusianische Dogma!<sup>2)</sup>

So hängt immer ein eingewurzelter Irrtum mit dem anderen zusammen. Leider stirbt aber nicht einer mit dem anderen. Sonst würde heute die Wissenschaft die „Verelendungstheorie“ nicht aufgegeben haben und dennoch in der Bevölkerungstheorie nach wie vor so folgern, als wachse der Binnenmarkt nicht.

Für uns aber ist der Binnenmarkt und sein Wachstum ebensowenig eine *quantité négligeable* wie das Wachstum des Aussenmarktes durch Angliederung neuer Gebiete an den Kreis der Weltwirtschaft.

Bisher ist jedenfalls der Prozess der Extensivierung und Intensivierung des Weltmarktgebietes und der Potenzierung seiner Kaufkraft noch immer stärker vorangeschritten, als die Produkti-

---

<sup>1)</sup> Die Kampfweise mancher Gegner zwingt mich häufig, Selbstverständliches auszusprechen, um thörichte Aufklärungen überflüssig zu machen, wenn einmal wieder triumphierend meine bodenlose Ignoranz an den Galgen genagelt wird. Ich erkläre also, dass ich weiss, dass mancher „freigesetzte Arbeiter“ nicht wieder in einer anderen Fabrik oder Branche Unterkunft findet, sondern im Schlamm des fünften Standes untergeht. Ich will nur sagen, dass, wenn das geschieht, seine dauernde Freisetzung nicht durch das „Kapital“, sondern durch eine Konkurrenz verschuldet wird, die nicht von anderen, durch das Industriekapital freigesetzten Arbeitern, sondern von ganz anderen Leuten ausgeht, die einem ganz anderen Gebiete entstammen. Ob auf diesem Gebiete die „Gesetze der kapitalistischen Produktion und Population“ gelten, das muss dann wenigstens erst nachgewiesen werden.

<sup>2)</sup> l. c. S. 356—375 (vgl. oben, Schluss des 2. Kapitels).

vität der Industrie, sodass zwar die Wareneinheit stark im Preise sank, aber dennoch Löhne und Gewinne stiegen, weil jede „Hand“ um so viel mehr Wareneinheiten herstellte, und jeder Kapitalist verkaufte, als in einem früheren Stadium.

Und in dieser Weise wird der Prozess noch Jahrhunderte lang fortschreiten, und während dieser Zeit wird die Kapitalsbildung und die Kaufkraft des Marktes weiter proportional dem Quadrate der Erzeugungsfähigkeit wachsen, aber die Schwierigkeiten des Transports und des Absatzes und das Risiko (auch durch Krisen) proportional dem Quadrate der Erzeugungsfähigkeit sinken.<sup>1)</sup>

Um es noch einmal in allgemeiner Form zusammenzufassen: wo sich eine Industrie zu schärferer Konkurrenzfähigkeit entfaltet, da wächst eben dadurch das Bedürfnis des Landes nach Nahrungsstoffen, und darum wächst der Kornpreis. Wo eine Industrie in die schärfere Konkurrenz um einen Markt eintritt, da setzt sie eben dadurch den Warenpreis herab. So erhöht die Industrie durch ihr Wachstum selbst von zwei Seiten her die Rentabilität der Urproduktion, vermindert ausserdem die Transportkosten und schliesst darum dem Ackerbau immer neue Gebiete und Bodenklassen auf, auf denen neue Märkte entstehen.

Dadurch aber gerät die Industrie durchaus nicht etwa in Not; denn, wenn auch der Kornpreis der Wareneinheit regelmässig sinkt, so wächst doch die Produktivität noch viel schneller; und das Endresultat ist, dass der Gewerbetreibende einen immer kleineren Teil seiner Gesamtjahres-Produktion für eine bessere Nahrungsversorgung aufwenden muss. So gewinnen beide: der Landwirt, der sein Korn besser bezahlt erhält und dazu noch mehr von derselben Fläche erntet in dem Masse, wie die Kultur ihm näher rückt, — und der Gewerbetreibende, dem immer mehr von seiner Gesamtproduktion für den Eintausch höherer Befriedigungsmittel verbleibt.<sup>2)</sup>

Von woher diesem in immer weiteren Kreisen sich vollziehenden ungeheuren Prozess der Integration irgend eine nachhaltige Schwie-

---

<sup>1)</sup> Mir liegt es durchaus fern, hier etwa ein exaktes Quantitätsverhältnis behaupten zu wollen. Nur ein ungefähres Bild der Massverhältnisse will ich geben, wie ich sie zu erkennen glaube.

<sup>2)</sup> Vgl. zu der theoretischen Darlegung mein „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ S. 72 ff. und den historischen Beleg S. 352.

rigkeit entstehen sollte, ehe die Erde nicht wirklich „voll besetzt“ ist, ist nicht abzusehen. Und damit ist der „prophetische Malthusianismus erster Abart“ wohl erledigt.

### B. Der prophetische Malthusianismus zweiter Abart.

Die zweite Abart des prophetischen Malthusianismus habe ich<sup>1)</sup> bezeichnet als „den prophetischen Malthusianismus, der mit Zahlen jongliert“. Die nicht seltenen Anhänger dieser Auffassung legen kein Gewicht auf die Wirksamkeit des „Gesetzes“ in Vergangenheit und Gegenwart, und auch kein besonderes Gewicht auf eine für die nächste Zukunft drohende „relative Übervölkerung“. Was sie behaupten, ist, dass in irgend einer näheren oder ferneren Zukunft einmal eine absolute Übervölkerung eintreten wird.

Übrigens findet sich, wie oben gesagt, auch diese Auffassung kaum irgendwo in reinlicher logischer Isolation. Sie entnimmt ihre Argumente und Prämissen je nach Bedarf mit grösster Unbefangenheit auch aus der eigentlichen Malthus'schen Theorie und der ersten Abart des „prophetischen Malthusianismus“. Sie bildet eben auch nur einen der vielen Fäden, aus denen sich der gordische Gedankenknoten dessen zusammenwirrt, was man heute „Bevölkerungsprinzip“ nennt. Trotzdem müssen wir sie natürlich hier isoliert betrachten. Ich zitiere fortfahrend einen Passus aus meinem „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ (S. 210):

„Die Anhänger dieser Abart des prophetischen Malthusianismus „stützen sich dabei einzig und allein auf die uns bekannten „statistischen Zahlen, welche beweisen, dass gegenwärtig alle „Völker in irgend einem Masse wachsen.

„Sie bestehen darauf, diese Zahlen als Ausschnitt aus „einer regelmässigen Reihe anzusehen, und machen kurzweg den Schluss, dass die Völker in alle Zukunft hinein in irgend „einem Tempo weiter wachsen werden, bis die ganze Erde im „höchsten denkbaren Masse der Intensität bestellt sein, und dann „doch die Ernährungsquote sinken wird.

„Die Berechnung, die Elster in der oben angeführten Tabelle giebt, wonach durch den Geburtenüberschuss im Jahre

<sup>1)</sup> Grossgrundeigentum u. s. w. S. 210.

„2000: Deutschland 207 und die Nordamerikanische Union gar  
„581 Millionen Einwohner haben würde, wenn sie in dem augen-  
„blicklichen Tempo weiter wüchsen, soll natürlich, wie er sagt,  
„nicht wörtlich genommen werden, aber doch eine „Tendenz“  
„veranschaulichen, die unleugbar sei.

„Es kann natürlich niemandem entgehen, dass man durch  
„genau dieselbe mathematische Berechnung, wenn man sie, statt  
„vorwärts, rückwärts richtet, zu den unsinnigsten Anfangs-  
„zahlen kommt. „„Man wird natürlich (sagt Elster) mit dem-  
„selben Rechte und in der gleichen Weise . . . die Bevölkerungszahl  
„dieses oder jenes Landes in einem früheren Jahrhundert berechnen  
„können. Allein ein solches Exempel, welches zu einer sehr nie-  
„drigen Volkszahl führen müsste, hat wenig Wert. Denn man ver-  
„gesse nicht, dass in den früheren Jahrhunderten die Sterblichkeits-  
„ziffer eine bedeutend grössere war.“<sup>1)</sup>

„Es muss gesagt werden, dass die vorwärts gerichtete Rech-  
„nung gerade so wenig Wert hat, wie die rückwärts gerichtete. Es  
„ist eine ganz unzulässige Willkür, aus den kurzen Zahlenreihen;  
„welche uns zur Verfügung stehen, irgend einen Schluss zu ziehen.  
„Wir wissen nichts zuverlässiges über den Geburtenüberschuss  
„der Vergangenheit, und ebenso wenig etwas über den Geburten-  
„überschuss der Zukunft. Wir wissen nichts darüber, ob die  
„Periode, aus welcher unsere Zahlen stammen, einen regel-  
„mässigen oder einen Ausnahmecharakter hat. Wir  
„wissen durchaus nichts weiter, als dass sich die zivilisierten Völker  
„seit ungefähr einem Jahrhundert vermehren.

„Die Wissenschaft, d. h. die sicher schreitende, nicht  
„die phantastisch schwärmende, kann hier unmöglich zu einer  
„Voraussage kommen. Ihr Verdikt kann nur sein: Non liquet!  
„Ignoramus!

<sup>1)</sup> Elster l. c.

Anm.: In der inzwischen erschienenen zweiten Auflage des Handwörter-  
buchs hat Elster diese Tabelle und die daran geknüpften Bemerkungen be-  
seitigt. Da ich hier eine Arbeit zitiere, die sich nur der ersten Auflage be-  
dienen konnte, so kann ich diese Stelle nicht streichen. Es hätte auch keinen  
eigentlichen Grund, denn Elster hält, wie oben gezeigt, an dem prophetischen  
Malthusianismus zweiter Abart nach wie vor fest; und ich polemisiere ja  
nicht gegen ihn als Person, sondern ausschliesslich gegen ihn als Repräsentanten  
einer ganzen Schule, die jene Tabelle noch heute anerkennt, wie es Elster  
vermutlich auch noch thun wird.

„Will man durchaus Konjekturen in die Zukunft hinein thun,  
„so kann man ja unter anderem auch annehmen, dass that-  
„sächlich die Bevölkerung immer weiter und weiter wachsen wird,  
„bis schliesslich der Planet wimmelt wie ein Ameisenhaufen, und  
„nur Krieg, Pest, Not oder weise Selbstbeschränkung die Menschen  
„vor dem Hungertode retten kann. Man kann das annehmen:  
„aber man soll sich klar sein, dass das Dichtung ist und keine  
„Wissenschaft.

„Und man soll sich klar sein, dass irgend eine andere Kon-  
„jektur genau so viel Wert hat, wie diese. Mit demselben Rechte  
„mag sich jemand vorstellen, dass bis dahin die Chemie Stein in  
„Brot zu verwandeln gelernt hat, dass die Menschheit die Mittel  
„gefunden hat, neue Weltkörper zu besiedeln etc.

„Man braucht aber durchaus nicht zu derartigen Phan-  
„tastereien zu greifen. Man kann dem Malthusianismus eine  
„andere Hypothese gegenüberstellen, welche mindestens so viel  
„inneren Wahrscheinlichkeitswert hat. Man braucht sich nur auf  
„den uns allen geläufigen Begriff des Wachstums zu stellen.  
„Wir wissen, dass ein Körper um so schneller wächst, je jünger  
„er ist; dass die Zunahme seiner Masse und Maasse absolut und  
„relativ in einer Kurve verläuft, die schnell vom Maximalpunkt  
„bis zum Nullpunkt fällt, und dass der Nullpunkt erreicht ist,  
„wenn der wachsende Organismus diejenige Grösse erreicht hat,  
„welche sein Nahrungsspielraum erlaubt. Wir finden  
„heute keine grossen Dickhäuter mehr in Sibirien, weil sie dort  
„ihren Nahrungsspielraum nicht mehr haben; und die Riesensaurier  
„sind mit den Riesenwäldern der Kohlenperiode ausgestorben,  
„welche allein den Nahrungsspielraum für solche ungeheuren or-  
„ganischen Massen gewähren konnten.

„Diese Auffassung ist die einzige, welche der „Organismus“  
„haben kann, jene recht gut begründete Hypothese, die die  
„menschliche Gesellschaft für einen echten Organismus hält. Die  
„gegenteilige Annahme eines Wachstums ohne Ende hat genau  
„so viel Wert, als wenn man „aus dem Umstande, dass einem  
„jungen Hunde der Schwanz doppelt so lang wuchs, während er  
„gleichzeitig so und so viele Pfunde an Gewicht zunahm . . . ,  
„die ‚sehr auffallende Konsequenz‘ herleiten wollte, dass der  
„Schwanz über eine Meile lang und äusserst schwer zu bewegen  
„sein werde, wenn der Hund fünfzig Pfund wiegen werde, wes-

„halb man die vorbauende Hemmung einer Bandage als  
„einzige Alternative gegen die positive Hemmung fort-  
„währender Amputationen empfehlen müsse.“<sup>1)</sup>

„Nun steht nichts im Wege, die Industrievölker dieses Jahr-  
„hunderts als Körper im Stadium des ersten, stürmischen Wachs-  
„tums zu betrachten. Die Statistik, auf welche sich der Mal-  
„thusianismus stützt, ist ungefähr gleich alt mit Eisenbahn und  
„Dampfschiff. Ist es nicht klar, dass die Möglichkeit, sich aus  
„einem durch diese Erfindungen ungeheuer erweiterten Kreise mit  
„Unterhaltungsmitteln zu versorgen, den Nahrungsspielraum der alten  
„Völker plötzlich ungeheuer erweitert hat? Ist es nicht möglich,  
„daraus den Schluss zu ziehen, dass die modernen Völker mit  
„einer Vermehrung, die gerade jetzt weit über den Durchschnitt  
„hinausreicht, in diesen erweiterten Nahrungsspielraum hinein-  
„wachsen? (Auch eine Kuh wird ja schwerer, wenn sie mit  
„einem zwanzig Meter langen Strick an ihren Pfahl gebunden ist,  
„als mit einem zehn Meter langen. Im letzteren Falle ist ihr  
„Nahrungsspielraum  $100 \pi = 314$  Quadratmeter, im ersteren aber  
„ $400 \pi = 1256$  Quadratmeter. Da hat sie nicht nur mehr Futter,  
„sondern kann sich auch das beste aussuchen, und wird darum  
„schwerer).

„Wie gesagt, auch diese Auffassung ist nicht zu beweisen:  
„aber ist sie an sich unwahrscheinlicher, als die Malthus'sche,  
„die auch nicht zu beweisen ist? Stimmt sie zu der  
„Thatsache, dass jetzt, nach mindestens 7000 Jahren verbürgten  
„geschichtlichen Bestehens, die Menschheit diesen Planeten noch  
„lange nicht zu einem Ameisenhaufen gemacht hat, nicht min-  
„destens so gut, wie der Malthusianismus?

„Dabei spricht gegen den letzteren noch die bekannte Er-  
„fahrung, dass wohlhabende Menschen weniger Nachwuchs haben  
„als arme. Ob sich darin eine „moralische“ oder anderweite  
„„Selbstbeschränkung“ ausdrückt, kann man nicht wissen; wahr-  
„scheinlich ist es der Ausdruck des universalen Gesetzes, dass  
„solche Spezies sehr fruchtbar sind, deren Existenz im Kampfe  
„ums Leben besonders stark bedroht ist, und dass solche Organe  
„sich durch „Proliferation“ ihrer Elementarteile sehr schnell er-

---

<sup>1)</sup> Henry George, Fortschritt und Armut, hrsgg. v. Gütschow. 5. Aufl.  
Berlin 1892. S. 90/91.

„neuern, welche einer besonders starken Abnutzung ausgesetzt sind. So „proliferieren“ auch die „Proletarier“, die den Namen ja von ihrer Kindermenge tragen. Es ist dies eine sehr verbreitete Art der „Anpassung“. Derartige Anpassungen verschwinden aber regelmässig mit der äusseren Beanspruchung, deren Ergebnis sie waren. Grade wie die Augen der Höhlentiere mit dem Licht verschwanden, dem sie angepasst waren, so verschwindet die übermässige Fruchtbarkeit mit der Verminderung der Lebensbedrohung, vielleicht durch spätere Verehelichung, vielleicht durch Verfettung der weiblichen Eierstöcke, vielleicht durch ein mit dem Wohlstande immer stärkeres Überwiegen des Verstandespoles über den Willenspol, d. h. des Gehirns über den Sexus. Aber der Mechanismus ist ganz gleichgiltig; jedenfalls sprechen Erfahrung und Statistik schon heute dafür, dass eine solche Entwicklung wahrscheinlicher ist, als der ‚Ameisenhaufen‘.“

Wir wollen im folgenden einige Belege für die Behauptung beibringen, dass mit dem Wohlstande die Geburtenfrequenz sinkt (was übrigens schon Malthus selbst wenigstens in einigen Beispielen gewusst hat).<sup>1)</sup>

„Als eine Massregel zur Herbeiführung der gewünschten Selbstbeherrschung haben John Stuart Mill und andere für die Länder mit grossem Grundbesitz die Verwandlung der Tagelöhner in kleine selbständige Bauern empfohlen, und allerdings erfüllt das Grundeigentum in hohem Masse die drei erörterten Bedingungen. Der Bauer ist in der Lage, den durchschnittlichen Ertrag eines Grundstückes genau zu übersehen. Er weiss, dass derselbe nur eine beschränkte Anzahl von Menschen zu erhalten imstande ist und er kann die Anzahl dieser Menschen berechnen. Sein Interesse, seine Lage und die seiner Kinder nicht zu verschlechtern, führt ihn dazu, seine Familie nicht über dieses Mass zu vermehren; und so lange das Grundeigentum staatlich geschützt ist, dass sein Verhalten zur Sicherung seiner Lage und der Zukunft seiner Kinder nicht durch das entgegengesetzte Benehmen anderer paralytisch werde. Dementsprechend findet sich auch in den Ländern mit kleinem bäuerlichen Grundbesitz, wie in der Schweiz, Norwegen und Frankreich, eine viel geringere

<sup>1)</sup> Malthus a. a. o., S. 259.

„Zunahme der ländlichen Bevölkerung, als in England mit seinen grossen Grundbesitzern und seinen Scharen besitzloser Tagelöhner.“<sup>1)</sup>

Jul. Wolf (Breslau) berichtet<sup>2)</sup> über eine von der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstaltete Umfrage über „die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche“. Aus ihr scheint sich eine deutliche Beziehung zwischen der Kinderzahl und dem Wohlstande zu ergeben, derart, dass mit steigendem Wohlstande (und der damit verbundenen höheren Intelligenz) die Geburtenfrequenz abnimmt. Die ärmeren ostelbischen Provinzen wissen vom Zweikindersystem nichts, fast ebensowenig die Länder südlich des Mains, namentlich Bayern: in Mitteldeutschland wird es immer häufiger. Fast durchgängig wird berichtet, dass die Bauern weniger Kinder haben als die Arbeiter, und zwar um so weniger, je reicher sie sind. Das soll jedoch durchaus nicht überall die Wirkung „unsittlicher“ neu-malthusianischer Praktiken sein, sondern die Folge später Heiraten, namentlich von Verwandtenheiraten und „fetter Kost“ (S. 796). Dieser Gegensatz ist, wie es scheint, um so schärfer ausgeprägt, je tiefer der Arbeiter wirtschaftlich und sozial unter dem Bauern steht; denn in Norddeutschland ist der Arbeiter durchgängig kinderreicher, während sich nach Süden zu, wo der „Landarbeiter“ dem Bauern sehr nahe steht, die Unterschiede verwischen.

Gothein<sup>3)</sup> teilt mit, dass in dem Jesuitenstaate von Paraguay alle Bedingungen für ein rapides Wachstum der Bevölkerung gegeben schienen: ein unendlicher Landbesitz, volle Sorglosigkeit, grösste Erleichterung der Eheschliessung: „aber gerade das Gegenteil trat ein; die Bevölkerung hat sich von der Gründung bis zur Vernichtung der Mission nahezu stabil erhalten“.

„Am auffallendsten ist, dass in Zeiträumen völliger Ruhe „und höchster Blüte, wie zwischen 1718 und 1732, die Bevölkerungsziffer doch nahezu unverrückt blieb. Hierzu stimmt

<sup>1)</sup> Brentano „Das Arbeitsverhältnis gemäss dem heutigen Recht. Leipzig 1877. S. 225 (die gesperrte Stelle ist im Original nicht gesperrt).

<sup>2)</sup> in seiner „Ztschr. f. Sozialwissenschaft“ 1898. I. S. 790 ff.

<sup>3)</sup> Gothein „Der christlich-soziale Staat der Jesuiten.“ Schmollers staats- und sozialw. Forschungen. IV, 4. S. 51.

„es durchaus, dass nur ausnahmsweise und nur an einzelnen „Orten die Mitgliederzahl der einzelnen Familien vier überschreitet.“<sup>1)</sup>

Wie stimmt diese auffällige Stabilität der Volkszahl zu den Befürchtungen, die Elster<sup>2)</sup> im Anschluss an Malthus und die Sozialisten Thompson und Kautsky in seinem Referat gerade an die Einführung des sozialistischen Staates knüpft?! Hier „brauchte niemand mehr sich zu sorgen, wie er seine Kinder ernähren „und grossziehen soll“ und dennoch ist die Vermehrung nicht „bedeutend angewachsen“.

Sidney und Beatrice Webb in ihrem Buche „industrial democracy“ deutsch von C. Hugo (Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine) besprechen auch das Fallen der englischen Geburtenziffer, die seit 20 Jahren ununterbrochen andauere. Auf Armut und Entbehrung könne das nicht geschoben werden, da die Löhne gestiegen und die Warenpreise gefallen seien. „Nach den Untersuchungen von Quételet „in Brüssel, Farr in London, Villermé und Benoitson de Châteauneuf in Paris kann man nicht länger „daran zweifeln, dass die Mehrzahl der Geburten in der „ärmeren Klasse stattfindet, und dass die Armut selbst eine un- „widerstehliche Verleitung zu einer übermässig grossen und regel- „losen Geburtenziffer ist.“ (Nitti, Population and the Social System, London 1884). Die Thatsachen, die jetzt bekannt werden, weisen auf den Schluss hin, dass sich das Fallen der Geburtenziffer nicht in den Sektionen der Gemeinschaft, die kaum zur Existenz genug haben, sondern in denen abspielt, die ein gewisses Mass von Lebensbehaglichkeit geniessen. [Dafür bringen die Webbs einen interessanten Beleg. „Die Hearts-of-Oaks Hilfskasse ist die grösste „zentralisierte Unterstützungsgesellschaft dieses Landes, die jetzt „über 200 000 erwachsene Mitglieder zählt. Nur Leute von gutem „Rufe und im Besitze eines Wochenlohns von 24 sh. und mehr „werden aufgenommen. Die Mitglieder bestehen daher aus Hand- „werkern und qualifizierten Arbeitern, zu denen einige kleine „Ladenbesitzer hinzukommen; der eigentliche Tagelöhner dagegen „ist ausgeschlossen.“ Die Kasse zahlt auch „Wochenbettunter- „stützungen“ von 30 sh. pro Wochenbett. Die Zahl der Forderungen

<sup>1)</sup> Gothein a. a. O. S. 52.

<sup>2)</sup> Hdwb. f. Staatswissenschaft. Bd. II. 769 (2. Aufl.)

stieg langsam von 1866—1880 von 21,76 auf 24,72 zu Hundert. Von 1880 bis jetzt hat dieselbe fortgesetzt abgenommen und beträgt jetzt 14 und 15 zu 100.

Also eine Verminderung von  $\frac{2}{5}$  in dieser besonders häuslicher Gruppe von Arbeitern, mehr als das doppelte der Reduktion in der ganzen Gemeinschaft. Der Statistiker der Gesellschaft Hardy schreibt diese überraschende Abnahme dem bewussten Streben zu, die Grösse der Familie zu beschränken.

Die beiden Webb sind derselben Ansicht und machen sogar darauf aufmerksam, dass das Fallen der Geburtenziffer genau mit dem Zeitpunkte beginnt, wo die Praxis des „Neo-Malthusianismus“ durch gerichtliche Verfolgung seiner Propagandisten eine ungeheure Öffentlichkeit fand. Das grosse Mass von Selbstbeherrschung, Voraussicht und Überlegung, die diese Art von Beschränkung verlangt, gehe über die Kräfte der weniger intelligenten und willensstarken Klassen hinaus, und sei namentlich der sehr armen Klasse, die nur ein Zimmer bewohne, nur schwer erreichbar.<sup>1)</sup>

Gumpowicz<sup>2)</sup> berichtet über eine Untersuchung Bertillons, des Leiters des Pariser statistischen Bureaus, in der „Revue internationale de sociologie von 1893“, in der er auch die Verschiedenheit der Geburtenfrequenz in den einzelnen Gegenden Frankreichs betrachtet. „Es ergebe sich, . . . dass die Geburtenfrequenz mit dem steigenden Wohlstand des Landes sinke; je reicher das Land, desto geringer die Geburtenfrequenz. Die Normandie, das Thal der Garonne, Gegenden von unerschöpflichem Reichtum, sind zugleich die Teile von Frankreich, welche die geringsten Geburtenziffern aufweisen. Dagegen ist die arme Bretagne die einzige Gegend mit zufriedenstellender und vollkommen genügender Geburtenziffer. Daraus ergibt sich der allgemeine (aber nicht neue) Satz, dass in den Kreisen, wo man um die Erhaltung seines Vermögens besorgt ist, wenig Kinder zur Welt kommen, in denjenigen aber, in denen man mangels eines Vermögens an eine Erhaltung eines solchen nicht denken kann, reichlicher Kindersegen vorhanden ist. Eine weitere Illustration zu dieser These liefert die Stadt Paris selbst, — denn in den ärmeren Vorstädten derselben kommt die Geburtenfrequenz derjenigen Deutschlands ganz nahe, dagegen

<sup>1)</sup> Citirt nach d. Zeitsch. f. Soz. W. Bd. I S. 372 ff.

<sup>2)</sup> L. Gumpowicz, Soziologische Essays. Innsbruck 1899. S. 125/6.

„ist in den Bezirken, wo die Reichen wohnen, die Geburtenfrequenz unglaublich schwach. Dabei würde man Unrecht thun, wenn man diesen letzteren Umstand auf Rechnung einer Sittenverderbnis setzen wollte: Es sind lediglich Geldsorgen (Préoccupations d'argent), welche dabei den Ausschlag geben.“ Ebenfalls aus Frankreich bringt Elster<sup>1)</sup> nach J. v. Tallqvist eine Tabelle, die die Bertillon'sche Auffassung vollkommen bestätigt. Die Ziffern beziehen sich auf das Jahr 1881:

Départements.	Auf den Kopf der Bevölkerung entfallender Betrag der Mobiliarsteuer und derjenigen auf Fenster und Thüren in Francs.	Anzahl der ehelichen Geburten, die auf 100 verehelichte Frauen entfallen.
10	0,75—1,21	23,63
9	1,29—1,41	21,88
11	1,46—1,59	18,06
8	1,65—1,73	16,66
9	1,80—1,93	15,84
10	1,98—2,06	16,33
10	2,13—2,42	15,94
9	2,52—2,82	17,77
10	2,98—4,34	14,73
1 (Seine)	6,73	13,24

Elster sagt ausdrücklich: „Überall können wir dasselbe beobachten.“

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, dass bei excessiver Armut auch Fälle sehr geringer Geburtenfrequenz berichtet werden. So teilt Hanssen mit<sup>2)</sup>, dass die Leibeigenen in Schleswig-Holstein nur geringe eheliche Fruchtbarkeit bei enormer Kindersterblichkeit aufzeigten. „So bewirkte die Leibeigenschaft gerade das, was sie verhindern sollte, einen Mangel an Arbeitskräften.“

Jedoch scheint es uns, als wenn gerade diese Thatsache ein interessantes Licht auf unsere Meinung wirft, dass das Wachstum der Bevölkerung in einem organischen Verhältnis zu ihrem „Spielraum“ stehe; denn der Spielraum der ehemaligen Leibeigenen war starr, nicht durch die Ungnade der Natur, sondern durch mensch-

<sup>1)</sup> Hdw. d. Staatswissensch. (II. Aufl.) Bd. II. S. 770.

<sup>2)</sup> Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein. St. Petersburg. 1861. S. 29.

liche Einrichtungen, nicht durch wirtschaftliche, sondern durch politische Verhältnisse. Da konnte die Progenitur nicht stark sein. Wie aber eine Erweiterung des Spielraums sofort einwirkt, zeigt eine andere Notiz:

„Am Rhein blühte (Ende des vorigen Jahrhunderts) der Getreidehandel, weil das durch die Revolution . . . verwüstete Frankreich der Weizeneinfuhr bedurfte. Das ermutigte die Landwirte zur Produktionssteigerung, und diese beförderte das Wachstum der Bevölkerung, das wiederum zu stärkerer Produktion spornte. In der Markgrafschaft Baden stieg trotz fortwährender Kriegerunruhen die Einwohnerzahl von 160 614 i. J. 1786 auf 196 000 i. J. 1799 und 235 000 i. J. 1805. In der Lausitz, die vom Kriege noch nicht berührt worden war, stagnierte die Bevölkerung bis 1798, wo die neue Bodenkultur eingeführt wurde; von da an stieg sie rasch, in 6 Jahren von 308 341 auf 345 189 Seelen.“<sup>1)</sup>

Diese Beobachtung scheint eine glänzende Bestätigung der eigentlichen Malthus'schen Auffassung zu sein, wonach die Bevölkerung sofort „entsprechend“ nachwächst, sobald ihr Spielraum sich erweitert; und Malthus selbst hätte gewiss nicht gezögert, sie als einen Beweis seiner Theorie in Anspruch zu nehmen. Es liegt aber hier auch nur ein Fall jener „rein formalen“ Übereinstimmung vor, die wir oben kennzeichneten, denn die Lebenshaltung jener Landleute ist seither gestiegen. Sie sind also nicht „entsprechend“ an Zahl gewachsen.

\* \* \*

Wir möchten übrigens nicht missverstanden werden. Wir haben die oben angeführten Thatsachen nicht angeführt, um den prophetischen Malthusianismus zweiter Abart zu widerlegen. Ob der Wohlstand die Geburtsfrequenz noch stärker hinabdrücken wird, als die Todesfälle, oder nicht, das ist eine Doktorfrage für sich. Ihre Entscheidung im positiven oder negativen Sinne hätte nur dann einen Wert, wenn der stärkste bekannte Zuwachs die Bevölkerung der Welt in irgend einer für uns in Betracht kommenden Zukunft soweit vermehren könnte, um eine „absolute Übervölkerung“ zu erzeugen. Diese letzte Frage wollen wir noch beantworten.

---

<sup>1)</sup> Jentsch, die Agrarkrisis. Besteht eine solche und worin besteht sie? Leipzig 1899. S. 5/6.

Der englische Geograph Ravenstein hat in einem Vortrage<sup>1)</sup> vor den vereinigten geographischen und nationalökonomischen Sektionen der „British Association“: „Lands of the globe still available for European settlement“ eine Schätzung unternommen, wie viel Einwohner die Erde zu ernähren im stande sei.

Er unterscheidet drei Regionen. Erstens die „fruchtbare“: „aber sie ist fruchtbar nur insofern, als in ihr das meiste Land „enthalten ist, das die Bebauung lohnt. Es kann nicht einen „Augenblick angenommen werden, dass das ganze oder auch nur „der grössere Teil jemals in tragende Fruchtfelder verwandelt „werden könnte. Es sind darin Gebirge, die den Landwirt niemals anlocken werden, Sandstrecken, die nur Wald tragen „können, und sogar Steppen und arme Savannen, die nur für „einige Viehzucht geeignet sind. In Europa (ausser Russland und „der Türkei), wo der Anbau seine äusserste Grenze nahezu erreicht hat, sind nicht ganz 40 % der gesamten Fläche unter „dem Pfluge, 18 % werden als Wiesen und Weiden bezeichnet, „und 23 % sind mit Wald bestanden. Der Rest (20 %) ist mit „Wasser bedeckt, bebaut, oder besteht aus wüsten Strecken. „Einige dieser Ödländereien könnten gewiss fruchtbar gemacht „werden, und es sind dahingehende Bestrebungen in Europa vielfach aufgetreten, aber eine Beschränkung der Waldfläche scheint „unangebracht.

„Die zweite Region umschliesst die Steppen und armen Grasländer; und wie sich in der „fruchtbaren“ Region verhältnismässig arme Strecken finden, so existieren in diesen Steppen „weite Strecken, die zu hohem Ertrage gebracht werden können, „besonders da, wo künstliche Bewässerung möglich ist.“

Die dritte Kategorie umfasst die Wüsten. Die Polarregionen mit ihrer unbedeutenden Bevölkerung sind ausser Ansatz gelassen.

Danach kommt Ravenstein zu folgender Schätzung. Es sind vorhanden in englischen Quadratmeilen:

a) fruchtbares Land	: 28 269 000 square-miles,
b) Steppen	: 13 901 000 „ „
c) Wüsten	: 4 180 000 „ „
	<hr/>
Summa	: 46 350 000 square-miles.

<sup>1)</sup> Proceedings of the Royal Geographical Society. 1891 S. 27 ff.

Wie viel Köpfe können nun auf dieser Gesamtfläche existieren? Unser Geograph giebt uns die Methode an, nach der er vorgegangen ist:

„Natürlich machte ich, als ich an meine Schätzung der möglichen Volkszahl auf diesem Weltkörper herantrat, die Voraussetzung, dass die vorhandene Fläche rationell bewirtschaftet werde, und ich nahm sogar eine geringe Vermehrung der Erträge pro acre an. Dass eine solche Verbesserung selbst in unserem hochkultivierten Europa möglich ist, beweisen die neuesten statistischen Feststellungen zweifellos. Solche Verbesserungen sollten aber dazu dienen, die Lebenshaltung zu erhöhen; denn es kann nicht bestritten werden, dass Millionen zu schlecht ernährt werden, um die Gesundheit zu erhalten oder gar alle Kräfte des Körpers zur Entfaltung zu bringen.

„Von diesen Gesichtspunkten ausgehend bin ich in der Lage, als Basis für meine Schätzung den Lebensstandard zu wählen, wie wir ihn in verschiedenen Klimaten und unter verschiedenen Völkern finden. Ich wähle für diesen Zweck gewisse charakteristische Länder der alten Kultur, die ihre gegenwärtige Bevölkerung erhalten, ohne auswärtige Nahrungsmittel heranziehen zu müssen.“ Das ganze kontinentale Europa bis zum Schwarzen Meere ernährt durchschnittlich 156 Einwohner per Quadratmeile; wenn Frankreich und Deutschland stark Nahrung importieren, so liefern doch andere Länder dieses Bezirks, namentlich Ungarn, Rumänien und Bulgarien, einen bedeutenden Überschuss, der im Augenblick für die Gesamtzahl der Einwohner ausreicht. Ein Defizit mag bestehen, aber das könnte durch bessere Kultur im Südosten mit Sicherheit ausgeglichen werden.

In Asien kann Indien, mit 175 Einwohnern auf die Quadratmeile, noch exportieren, während China mit 295, Japan mit 264 Einwohnern sich im Gleichgewicht befinden. Ravenstein hält nach diesen Grundlagen im Durchschnitt der ganzen Welt in seiner „fruchtbaren“ Region 207 Köpfe pro engl. Quadratmeile für möglich, in den „Steppen“ nur 10, und in den „Wüsten“ nur 1.

Demnach würde eine Bevölkerung von 5 994 000 000 Menschen auf der Erde möglich sein.<sup>1)</sup>

Wann wird diese verhängnisvolle Zahl erreicht sein?

<sup>1)</sup> a. a. o. S. 30/1.

Ravenstein schätzt den durchschnittlichen Zuwachs der gesamten Menschheit auf 8% pro Dekade. Wenn das so fortgeht, haben wir im Jahre 1900: 1587 Millionen, 1950: 2332; 2000: 3426; und 2072: 5977 Millionen Menschen, haben also das Maximum erreicht!

„Das soll keine Prophezeiung sein. Ich habe bereits auf „freiwillige Hemmungen der Bevölkerung hingewiesen, die ins Spiel kommen werden in dem Masse wie die „Kultur wächst, und die Ansprüche an die Lebensbehaglichkeit „sich steigern.“

In der anschliessenden Diskussion fand der Redner keinen grundsätzlichen, d. h. antimalthusianischen Widerspruch. Nur der Vorsitzende der ökonomischen Sektion, der berühmte Alfred Marshall, scheint sich, soweit sich aus der kurzen Wiedergabe seiner Worte erkennen lässt, über den Vortragenden in feiner Weise lustig gemacht zu haben. Wenigstens wies er darauf hin, dass ein Mangel an Feuerungsmaterial vielleicht in noch früherer Zeit zu befürchten sei, als ein solcher an Nahrung; und dass alle „moral restraint“ der vorgeschrittenen Völker nichts helfen könne, wenn die weniger kultivierten nicht ebenso vorsichtig würden.

v. Fircks<sup>1)</sup> nimmt die Ravenstein'schen Zahlen als Grundlage einer etwas abweichenden Schätzung. Zunächst scheint ihm, was die Fläche anlangt, ein Rechenfehler untergelaufen zu sein, denn eine Division ergibt, dass er die „square mile“ des Engländers zu ca. 3 qkm rechnet, während sie in der That = 2,59 qkm ist.<sup>2)</sup> Nach seiner Rechnung umfasst der Planet:

- a) 84,1 Millionen Quadratkilometer fruchtbaren Landes,
- b) 39,8 „ „ „ „ Steppe,
- c) 13,2 „ „ „ „ Wüste (Oasen).

Dagegen ergibt eine korrekte Umrechnung der Ravenstein'schen Ziffern:

- a) 73,2 Millionen Quadratkilometer fruchtbaren Landes,
- b) 36,0 „ „ „ „ Steppe,
- b) 10,8 „ „ „ „ Wüste.

<sup>1)</sup> Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Leipzig 1898. S. 295.

<sup>2)</sup> Nach Hübner. Geographisch - statistische Tabellen. 1897. S. 59. Ebenso nach Noback. Münz- und Gewichtsbuch. 2. Aufl. Leipzig 1877. (Eine Mile of land = 640 acres à 40,47 acres = 2,5900 qkm).

Davon abgesehen erscheinen Fircks die von Ravenstein angenommenen Zahlen für die Maximaldichtigkeit zu niedrig. Er schätzt folgendermassen: „Wenn allgemein die Ernährung nach den „Grundsätzen der Vegetarier stattfände, was allerdings schwerlich „in naher Aussicht steht, so könnten wohl, wie bereits in vielen „Teilen von China, Japan, Indien, Egypten u. s. w. geschieht, durchschnittlich hundert Menschen auf 1 qkm fruchtbaren Landes ernährt werden. Die Steppe enthält anbaufähige Striche und gestattet „ausgedehnte Viehzucht, so dass sie wohl zwanzig Menschen auf „den qkm zu ernähren vermag, wogegen in den Oasen der „Wüste . . . höchstens fünf Bewohner auf den qkm Wüste erhalten „werden können. Alles in allem würde die Bevölkerung der Erde „hiernach höchstens die Zahl von 9,272,000,000 erreichen können, „wobei vorausgesetzt ist, dass alles fruchtbare Land in „intensivster Weise<sup>1)</sup> angebaut und ausschliesslich zur „Erzeugung von Nahrungsmitteln verwertet wird, und die Steppengebiete zur Viehzucht, sowie das Meer und die Binnengewässer „durch Fischerei nach Möglichkeit ausgenutzt werden.“

Wenn man die v. Fircks'schen Flächenzahlen richtig stellt, so muss man ungefähr 1,2 Milliarden von seiner obigen Endsumme abziehen, so dass ungefähr 8,1 Milliarden Menschen als höchstmögliche Volkszahl der Erde herauskommen.

Aber auch dann noch ist, wie wir bemerken wollen, die im Jahre 1898 erfolgte Schätzung des deutschen Statistikers um 38,3% höher, als die 1890 erfolgte Schätzung des englischen Geographen. Es scheint also beinahe, dass „die Schätzung sehr viel stärker wächst als die Bevölkerung.“

Auch in der Schätzung des Zeitpunktes, wann die verhängnisvolle Endzahl erreicht sein wird, weicht v. Fircks von Ravenstein etwas ab; während jener einen Zuwachs von 8% pro Dekade schätzt, hält Ravenstein einen solchen von 0,5% pro Jahr für die richtige Grundlage einer Zukunftsberechnung, allerdings auch für das Mindestmass des zu erwartenden Zuwachses: „Eine durchschnittliche Bevölkerungsvermehrung um „jährlich fünf aufs Tausend darf daher für die Bevölkerung Europas „gegenwärtig als mässig bezeichnet werden und bei gesunden volkswirtschaftlichen Zuständen als Mindestwert gelten. Bei fünf pro „Mille Bevölkerungsvermehrung müsste sich die Volkszahl in 139,4

<sup>1)</sup> Die gesperrte Stelle ist im Original nicht gesperrt.  
Oppenheimer, Bevölkerungsgesetz.

„Jahren verdoppeln, in 923,3 Jahren verhundertfachen und in  
„1366,3 Jahren vertausendfachen. Die aus Beobachtungen der  
„Gegenwart bestimmte natürliche Bevölkerungsvermehrung von  
„jährlich fünf pro Mille lässt sich, wie ersichtlich, mit den aus  
„dem Altertum und Mittelalter bekannten Volkszahlen nicht in  
„Einklang bringen. Sie ist viel zu hoch. In den europäischen  
„Provinzen des römischen Reichs haben im zweiten Jahrhundert  
„45 Millionen Menschen gewohnt. Die Volkszahl dieser von der  
„Natur begünstigten Länder ist nach siebzehnhundert Jahren auf  
„160 Millionen, also im Durchschnitt jährlich um 0,75 aufs Tausend,  
„angewachsen, und sie mögen ausserdem noch rund 20 Millionen  
„an andere, namentlich ausser-europäische Länder, durch Aus-  
„wanderung abgegeben haben, so dass die wirkliche Volksver-  
„mehrung der in jenen Gebieten wohnenden Völker auf höchstens  
„0,82 aufs Tausend zu schätzen ist. Aber auch für die Zukunft  
„ist die aus den Beobachtungen der zweiten Hälfte des 19. Jahr-  
„hunderts auf fünf pro Mille bestimmte Mindestzunahme der euro-  
„päischen Bevölkerung auf die Dauer unmöglich; denn im Jahre  
„2400 würden die Staaten Europas bereits 4687 Millionen Ein-  
„wohner zählen, zu deren Erhaltung die Mittel schwerlich auf-  
„gebracht werden könnten.“

Man sieht, v. Fircks lässt sich durch das äusserst lang-  
same Wachstum der Bevölkerung in der Vergangenheit eben-  
sowenig wie seine Genossen im „prophetischen Malthusianismus,  
der mit Zahlen jongliert“ davon abhalten, ein äusserst schnelles  
Wachstum für die Zukunft anzunehmen. Er lässt im übrigen  
ein wenig mit sich reden, denn er fährt an der zitierten Stelle  
fort: „Selbst die Zahl von 9272 Millionen bezeichnet vielleicht  
„noch nicht die äusserste Grenze der auf der Erde erhaltbaren  
„menschlichen Bevölkerung, denn bisher sind noch nirgend alle  
„für die Ernährung der Menschen verwertbaren Stoffe der Tier-  
„und Pflanzenwelt vollständig für diesen Zweck verwendet worden.  
„Tiere und Pflanzen sterben ab und fallen der Verwesung anheim,  
„viele brauchbare Nahrungsmittel bleiben unbenützt, weil sie  
„minderwertig oder weniger wohlschmeckend sind. Auch ver-  
„zehren viele Menschen mehr, als sie zu ihrer Erhaltung bedürfen.  
„Die Gefahr einer Übervölkerung der ganzen Erde liegt hiernach  
„noch fern, wohl aber besteht diese Gefahr für einen Teil der  
„europäischen Staaten.“

Wenn jene Rechnungen auf soliden Grundlagen aufgebaut sind, so haben wir also allerdings in einer Zukunft, die die Wissenschaft durchaus in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen hat, eine „absolute Übervölkerung“ zu erwarten. Namentlich wir Deutschen, deren Zahl ja mehr als doppelt so stark zunimmt, wie in der Fircks'schen Schätzung, hätten schon in sehr naher Zeit die unangenehme Alternative, zwischen dem Hungertode und dem Ausrottungskriege gegen zunächst alle nicht-kaukasischen Rassen und später gegen die weissen Brüder zu wählen. Und wir müssten eigentlich sehr froh über die Aussicht sein, dass unsere eigenen wimmelnden Heerscharen durch diese Kriege wohlthätig dezimiert werden würden.

Es fragt sich also, ob wir in der Lage sind, die Grundlage jener Schätzungen als solide anzuerkennen? Und da müssen wir sagen, dass wir kaum ein schöneres Beispiel von dem munteren „Jonglieren mit Zahlen“ kennen, als es in den eben dargestellten Ausführungen geschieht.

Der Geograph ist unschuldig; er hat sich gutgläubig der Theorie bedient, die ihm die Volkswirtschaftslehre an die Hand gegeben hat, und es ist nicht seine Schuld, wenn diese Theorie grundfalsch ist. Er hat, um es kurz zu sagen, den thörichten Irrtum acceptiert, dass die Völker hoher Kultur, die Nahrungsmittel importieren, dies aus Not thun, um ein Defizit zu decken, ohne dessen Deckung die Jahresdurchschnittsquote unter das Existenzminimum herabsinken würde; . . . und dass die Völker niederer Kultur, die Nahrungsstoffe exportieren, dies thun, weil sie für den Überschuss daheim keine Verwendung haben. Wir wissen aus der oben angeführten Statistik, dass diese Auffassung ebenso falsch ist, wie sie plausibel erscheint: die Völker hoher Kultur importieren Nahrungsstoffe, trotzdem ihre eigene Erzeugung pro Kopf der Bevölkerung ganz wesentlich grösser ist, als die der Völker niederer Kultur; sie importieren, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, „weil sie es sich leisten können“, weil sie sich reichlicher und besser ernähren können, weil sie namentlich einen grossen Teil der Kornimporte in die „Luxusnahrungsmittel“ feiner Fleischwaren und geistiger Getränke umwandeln können. Die Völker niederer Kultur aber exportieren nicht, weil ihre Nahrungsüberschüsse für sie schlechterdings un verwendbar sind, sondern weil sie arm und verschuldet sind, weil

sie darben müssen, um ihre Schuldzinsen aufzubringen; weil sie den Schmachtriemen fester ziehen müssen, um wenigstens etwas von höheren Produktiv- und Kulturgütern ins Land zu bekommen.

Von dieser Erkenntnis aus kann es gar keinem Zweifel unterliegen, dass die Grundlage sowohl der Ravenstein'schen, wie auch der Fircks'schen Schätzung durchaus nicht tragfähig ist. Wir haben nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, wo die Grenze der Bevölkerungsdichtigkeit in einem einzelnen Lande des Kulturkreises, geschweige denn auf dem ganzen Planeten, liegt, weil wir eben noch garnicht wissen, was ein Land trägt, das „in intensivster Weise angebaut wird“, wie v. Fircks sich oben ausdrückte. Keinesfalls aber besteht unter Fachmännern irgend eine Meinungsverschiedenheit darüber, dass die heutige Bevölkerungsdichtigkeit der dichtest besetzten Kulturländer Europas noch ganz bedeutend gesteigert werden kann, ohne dass es nötig wäre, die Ernteüberschüsse auswärtiger Länder für ihre Ernährung in Anspruch zu nehmen.

Wir führen mehrere Deutschland betreffende Stimmen an: Rümker in der oben zitierten Abhandlung behauptet glaubhaft, dass ohne weitere Vermehrung der Produktionskosten allein durch sorgfältige, individualisierende, dem Acker angepasste Auswahl des Saatgutes Deutschland noch auf lange Jahre hinaus auch bei weiter im selben Massstabe wachsender Bevölkerung sein Getreide selbst produzieren könnte. Wir selbst haben auf die mögliche enorme Steigerung der Roherträge durch eine vernünftige Wasserwirtschaft an Stelle unserer geradezu barbarischen Vergeudung aufmerksam gemacht und können uns dabei auch auf Max Delbrück berufen, der „von der Kulturtechnik grosses erwartet; in umfassendster Weise sind die Wasserkräfte dem Landbau dienstbar zu machen.“<sup>1)</sup> V. d. Goltz behauptet, im Einverständnis mit allen praktischen Landwirten zu sprechen, wenn er sage, „dass man im stande ist, durch bessere Kultur die Getreideerträge um 4 bis 8 Zentner pro Hektar durchschnittlich zu steigern.“ Er berechnet daraus einen möglichen Mehrertrag von  $54\frac{1}{2}$  resp. 109 Millionen Zentnern Getreide, wodurch das

---

<sup>1)</sup> „Die königliche landwirtschaftliche Hochschule der Zukunft“, Festrede u. s. w. Im Anhang: „Die deutsche Landwirtschaft an der Jahrhundertwende“, Berlin 1900, Seite 12.

deutsche Reich nicht nur seinen Bedarf selbst decken, sondern auch noch beträchtlich exportieren könnte.<sup>1)</sup>

Das sei zu erreichen „vor allem durch Verwendung einer grösseren Menge von Arbeit auf die Bodenproduktion.“ Genau derselben Ansicht ist Buchenberger, und, wie er zitiert, Geh. Rat Thiel.<sup>2)</sup>

Professor Max Delbrück, der Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, schreibt folgendes<sup>3)</sup>: „Man wird kaum fehlen, „die Volkszunahme im neuen Jahrhundert auf eine Verdoppelung „zu schätzen: das Ende des 20. Jahrhunderts wird Deutschland „mit einer Seelenzahl von erheblich über 100 Millionen sehen.“ Er legt sich dem gegenüber die Frage vor, ob die landwirtschaftliche Produktion ausreichen wird, um diese riesige Bevölkerung zu ernähren; oder „ob Deutschland in seiner Nahrung alsbald „völlig vom Auslande — von der Einfuhr — abhängig, und das „Wort vom Industriestaat zur Wahrheit geworden sein wird?“ Er beantwortet diese Frage dahin,<sup>3)</sup> dass die Nahrungsmittelproduktion im 19. Jahrhundert bei weitem stärker zugenommen habe, als die Volkszahl; und er nimmt keinen Anstand, ohne weiteres auszusprechen, dass sie auch im 20. Jahrhundert noch einmal verdoppelt werden kann: „Ich wage es auszusprechen, „dass für die Körnerfrüchte im Durchschnitt eine Verdoppelung der „Erträge in Aussicht gestellt werden kann und muss, und dass „eine Verdreifachung der Kartoffelerträge keinesfalls ausser dem „Bereich der Möglichkeit liegt. Vorrat an Kali und Phosphorsäure haben wir im eigenen Lande, und so weit der Stickstoff aus „der Einfuhr an Salpeter nicht geliefert werden kann, wird er mit „Sicherheit bereit gestellt werden können durch Ausnutzung der „Stickstoff sammelnden Eigenschaften der Pflanzen, durch die Kunst „der Konservierung des Stickstoffes im Dünger, welche, sagen wir „es gerade heraus, noch in den Kinderschuhen steckt. Das 20. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Agrikultur-Bakteriologie sein, „aus ihr wird die Düngkraft gewonnen werden, welche zur Verdoppelung der Erträge führen wird — — —.

<sup>1)</sup> v. d. Goltz. Die ländliche Arbeiterklasse und der preussische Staat. S. 66.

<sup>2)</sup> Buchenberger a. a. O. Bd. I, S. 75.

<sup>3)</sup> a. a. O. S. 31 ff.

„Man hat davon gesprochen, dass das vergangene Jahrhundert  
„ein Jahrhundert der Entwicklung der Technik gewesen ist, dass  
„das neue Jahrhundert neue Erfolge auf diesem Gebiete zeitigen  
„wird. Ich stelle die Behauptung auf, dass die Leistung der  
„deutschen Landwirtschaft sich getrost an die Seite stellen könne  
„den Leistungen der Industrie. Der Grund und Boden ist eine  
„gegebene, unveränderliche Grösse; aus dieser Grösse ist  
„das vierfache erreicht worden in einem Jahr-  
„hundert, und für das Ende des 20. Jahrhunderts,  
„mit dem Anfange des 19. verglichen, werden  
„wir eine Verachtfachung der Produktion voraus-  
„sagen können.“

Derartige Anschauungen, wie ebenso die erstaunlichen That-  
sachen, die über die Ertragssteigerung der Äcker in allen anderen  
Kulturstaaten jedermann vorliegen, existieren für den Fanatiker  
des Malthusianismus nicht, wie es den Anschein hat. Er gleicht  
jenem „sächsischen Landwirt“, den Jentsch anführte (s. o.), der  
es nicht glauben wollte, dass rationelle Landwirte das sechste (!)  
Korn zu ernten verstünden. Für ihn existiert das Weiswort des  
ältesten und erfahrensten Ackerbauvolkes, der Chinesen, nicht,  
„dass wohl die Ausdehnung des Ackers sich begrenzen lasse,  
„nicht aber seine Ertragsfähigkeit.“<sup>1)</sup> Wir möchten ihm eine Bemerkung von Moreau de Jonnés<sup>2)</sup> entgegenhalten: „Il semble,  
„au premier instant, impossible, que la production de froment  
„soit doublée, et cependant c'est précisément ce qui est arrivé  
„dans les quatre-vingt ans qui viennent de s'écouler. Si, lorsque  
„nos guérets ne rapportaient annuellement que 34 à 35 hl de  
„blé, on avait dit à Mirabeau et à Beausobre, qu'ils devaient en  
„produire 70, sans occuper une surface plus grande, ces écono-  
„mistes n'eussent point ajouté foi à ce prodige, dont  
„cependant nous sommes aujourd'hui témoins.“

Das wurde 1843 geschrieben! Seitdem hat sich der Durch-  
schnittsertrag des französischen Weizenlandes wieder enorm ge-  
hoben, von ca. 13 auf ca. 16 hl per ha.<sup>3)</sup>

Aber das hilft alles nichts! „Das muss doch einmal ein  
Ende nehmen!“ Wenn dieser „Ökonomist“ nach hundert Jahren

<sup>1)</sup> Samson-Himmelstjerna a. a. O. S. 13.

<sup>2)</sup> l. c. S. 25.

<sup>3)</sup> Statistique agricole de la France. l. c. S. 108.

sehen könnte, wie viel dann die Felder tragen, er würde ebenso wenig an „das Wunder glauben“, wie Mirabeau und Beaumont-Labrousse, und vielleicht wie Moreau de Jonnés selbst das glauben würde, was heute doch Thatsache ist. „Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, stellt es sich gleich das Ende vor,“ sagt Gustav Rümelin<sup>1)</sup> und — „spottet seiner selbst und weiss nicht wie.“

Wir wollen aber durchaus keine Zukunftsprophezeiungen wagen auf künftige Mehrerträge der Ackerwirtschaft hin. Uns erscheint das Prophezeien auf lange Zeit hinaus mit reinen Vermutungen nicht zu den eigentlichen Aufgaben der Wissenschaft zu gehören.

Wenn trotzdem das Folgende vielleicht den Eindruck des übertriebensten phantastischen Utopismus machen wird, so kann das niemand mehr bedauern, als wir. Nichts ist uns unangenehmer als „Zukunftsbilder“. Aber wir stehen hier unter dem Zwang, den gänzlich übertriebenen phantastischen Pessimismus der prophetischen Malthusianer zweiter Abart zurückweisen zu müssen, indem wir zeigen, welche Folgen sich in der That einstellen müssten, wenn ihre Voraussetzungen gegeben wären, die durchaus nicht die unseren sind. Aber, wenn wir denn schon einmal prophezeien müssen, so wollen wir uns wenigstens nur an das halten, was wir als Gegenwarts-thatsachen kennen und wissen. Es handelt sich nicht darum, wieviel der Mensch in irgend einer Form der Ackerwirtschaft an Nahrungsmitteln wird in Zukunft produzieren können, sondern nur darum, wieviel er heute schon in der intensivsten Art der Urproduktion erwirtschaftet. Das ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Die intensivste Art der Urproduktion, die wir bisher kennen, ist die Kultur in geheizten Treibhäusern.

Man wende uns nicht ein, die Vorstellung sei lächerlich, die ganze Erde, soweit sie fruchtbar sei, könne mit Glasdächern bedeckt werden. Gewiss ist sie das — für unsere Verhältnisse! Denn erstens rentierte es nicht und zweitens wäre nicht Dünger genug für diese Hochkultur vorhanden. Aber diese Voraussetzungen entfallen, wenn einmal jener von den Malthusianern

---

<sup>1)</sup> Reden u. s. w. 1875. S. 329.

prophesezeitige Zustand der „absoluten Übervölkerung“ eingetreten ist. Dann rentiert es, Treibhauskultur im grossartigsten Massstabe zu treiben, denn Nahrung ist das primäre Bedürfnis des Menschen, und der Warenpreis der Bodenprodukte würde in dem Augenblicke hoch genug steigen, um Treibhausprodukte zu bezahlen, in dem die Ackerprodukte nicht mehr ausreichten. Und dann wäre auch Dünger genug vorhanden, da allein im natürlichen Dünger — von künstlichem ganz abgesehen, — der Boden seine Auslagen zurückerstattet erhielte. Es wäre nur ein beschleunigter Stoffwechsel zwischen Pflanzenleib und Menschenleib!

Ebensowenig ist an der technischen Ausführbarkeit zu zweifeln. Unsere Fähigkeit, Glas, Ziegel, Mörtel, Rahmen und Gartengeräte herzustellen, ist praktisch grenzenlos und unterliegt noch dazu dem „Gesetz der steigenden Erträge“.

Es ist also geradezu lächerlich, von dem Versagen der rohen Ackerproduktion das Gespenst der absoluten Übervölkerung abzuleiten. Kommt es zu einer so wimmelnden Menschenmenge auf diesem Planeten, so kommt es auch, mit mathematischer Sicherheit, zur höchsten denkbaren Intensität der Urproduktion. Daran kann Niemand ernsthaft zweifeln.

Wie viel Menschen kann nun auf den Quadratkilometer diese Art der Urproduktion ernähren?

Nach Lothar Meyer<sup>1)</sup> bringt in Guernsey ein einfaches, primitiv konstruiertes Glashaus mit Heizung, das pro Quadratmeter etwa 11 Mark Herstellungskosten machte, pro Quadratmeter in einem Jahre 1—2 Kilo Kartoffeln, 6—8 Kilo Tomaten und im Herbst noch Blumen. Wir dürfen ruhig das Maximum annehmen; denn wir rechnen nichts auf die Blumen; es werden ferner nach Meyers Angabe viele Früchte geerntet, ehe sie ihr volles Gewicht erhalten haben, um bei den höheren Anfangspreisen höheren Gewinn abzuwerfen; und schliesslich ist hundert Tonnen per Hektar noch bei weitem nicht das heute erreichte Maximum, wie ein unten folgendes Pariser Beispiel zeigen wird. Es produziert also hier der Quadratmeter 10 Kilo, der Hektar 100 Tonnen und der Quadratkilometer 10,000 Tonnen!

---

<sup>1)</sup> Skizzen von einer landwirtschaftlichen Reise in Nordfrankreich, Südengland und den Kanalinseln. (Sep.-Abdruck aus der „illustr. landw. Ztg.“) 1899. Schöneberg-Berlin 1899, S. 69.

Der erwachsene arbeitende Mann braucht als Mindestsatz nach Voit und Pettenkofer<sup>1)</sup> pro Tag 137 g Eiweiss, 173 g Fett und 362 g Kohlehydrate (Stärke oder Zucker). Das Fett lässt sich, wenn auch nicht gerade vorteilhaft, durch Kohlehydrate ersetzen, sodass für 100 g Fett 175 g Stärke oder Zucker gereicht wird. 137 g Eiweiss ergeben pro Jahr 50 Kilo. Genau entsprechend berechnet Keleti<sup>2)</sup> den Eiweissbedarf des Mannes mit jährlich 100, des Weibes mit 75, und des Kindes mit 50 Pfund Eiweiss in resp. 1600, 1200 und 900 Pfund Gesamtnahrung.

Da vegetabilisches Eiweiss (nach M. R u b n e r) weit schlechter ausgenützt wird als tierisches, (es gehen ca. 15—30 % verloren beim Pflanzeneiweiss, gegen ca. 2,5—4 % beim Tiereiweiss ausser Milch, die der Erwachsene auch nur gut ausnutzt, wenn er Käse dazu isst), rechnen wir einen hohen Durchschnitt von 37,5 Kilo Eiweiss pro Kopf als notwendig. Der Durchschnitt ist hoch, weil die Kinder und Weiber einen grösseren Bruchteil der Bevölkerung bilden, als je ein Drittel. (In Deutschland waren 1890/1:447 pro Mille unter 20 Jahren, und es kamen in den höheren Altersklassen weit über 1080 Weiber auf 1000 Männer.<sup>3)</sup> Ausserdem arbeiten nicht alle, und das Nahrungsbedürfnis alter Leute ist geringer.)

Kartoffeln enthalten bei einem Wassergehalt von ca. 76 % 20,2 % Stärke und 2,3 % Eiweiss.<sup>4)</sup> Da selbst Kohl 1,8 % Eiweiss enthält, so wollen wir den durchschnittlichen Eiweissgehalt der gezogenen Früchte sehr niedrig mit 1,5 % annehmen. Dann erzeugt der Quadratkilometer also 150 000 Kilo pflanzliches Eiweiss, kann also, da Stärke und Zucker in überreichem Masse in den Früchten enthalten sind, reichlich 4000 Menschen ernähren.

Nun wäre eine solche Ernährung, wie schon gesagt, sehr unzweckmässig, weil sie viel zu voluminös ist. Müsste man doch von Kartoffeln 4576 Gramm, von Weisskohl sogar 7625 Gramm zu sich nehmen, um 118 Gramm Eiweiss zu erhalten! Das verdaut kein menschlicher Darm!

<sup>1)</sup> Vgl. Artikel „Ernährung“ in der Encykl. der ges. Heilkunde, 2. Aufl. (1886), Bd. VI. S. 542. Vgl. a. Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. (Hamburg und Leipzig 1897). S. 87.

<sup>2)</sup> Mulhall S. 192.

<sup>3)</sup> Mulhall 607. 609.

<sup>4)</sup> Mulhall 1, S. 191.

Es ist aber kein Grund abzusehen, warum nicht auf einer gegebenen Bodenfläche die gleiche Quantität vegetabilischen Eiweisses in einer besser für die menschliche Ernährung geeigneten Form, d. h. in Verbindung mit weniger Wasser und mit weniger Kohlehydraten, sollte geerntet werden können. Im Gegenteil, wenn man dem Boden weniger Stärke abverlangt, wird er wahrscheinlich mehr Eiweiss hergeben können.

Für den gewöhnlichen Ackerbau steht das ausser Zweifel. Max Delbrück sagt ausdrücklich<sup>1)</sup>, dass wir dem Boden ganz dieselbe Menge Trockensubstanz entziehen, ob wir Kartoffeln oder Getreide bauen. Wir sehen keinen Grund, warum dasselbe Verhältnis nicht auch bei Gartenbau sich zeigen sollte. Versuche in dieser Hinsicht können natürlich nicht wohl existieren, da es bisher für niemanden rentabel sein konnte, Weizen oder Erbsen in intensivstem Gartenbau zu ziehen. Immerhin liegt uns wenigstens ein Zuchtversuch vor. Nach Kropotkin<sup>2)</sup> hat der bekannte Züchter Hallet aus einem einzigen Getreidekorn einen Büschel gezogen, dessen Halme mehr als 10 000 Körner trugen. Er rechnet, dass bei derartigen Resultaten eine Familie von 5 Köpfen auf einem Raum von 100 Quadratmetern leben könnte, also 50 000 Köpfe pro qkm. Das ist natürlich eine ausschweifende Kalkulation, da bei Zuchtversuchen die Körner in grossen Abständen gepflanzt zu werden pflegen, um so viel Bodenkraft und Belichtung wie nur möglich zu erhalten. Ein solches Ergebnis lässt sich also nicht ohne weiteres auf Massenproduktion übertragen. Aber es scheint nicht allzu ausschweifend, wenn man den ca. zwölften Teil der Erträge für möglich hält, wie wir, die wir 1250 Quadratmeter für eine fünfköpfige Familie annehmen.

Dabei darf nicht ausser acht gelassen werden, dass wir bisher noch nicht einmal wissen, was intensive Ackerwirtschaft in tropischem und subtropischem Klima an Erträgen liefern kann. Moreau de Jonnés<sup>3)</sup> erzählt nach Humboldt von ungeheuren Erträgen in Mexiko, wo das Korn auf den grossen Gütern 50—60faches, und von den Antillen, wo der Mais gar 300faches Korn bringt. Nach freundlichen mündlichen Mitteilungen Lothar Meyers sind die höchsten ihm aus der Litteratur bekannten

<sup>1)</sup> a. a. O.

<sup>2)</sup> Der Wohlstand für Alle. Zürich 1896. S. 296.

<sup>3)</sup> l. c. S. 13.

Kornerträge die von Mais in brasilianischen und argentinischen Wirtschaften. Hier werden Erträge bis zu 5000 Kilo per Hektar erzielt. Da Mais ca. 10% Eiweiss enthält<sup>1)</sup>, und mindestens zwei Ernten jährlich erzielbar sind, wenn die Rentabilität es erlaubt, so kämen wir schon bei Ackerwirtschaft auf 1000 Tonnen Korn und 100 Tonnen Eiweiss pro qkm, sodass es nicht ausschweifend erscheint, ein ähnliches Resultat bei Treibhauskultur zu erwarten.

Lassen sich aber Korn und Hülsenfrüchte mit annähernd demselben Erfolge in Bezug auf das produzierte Eiweiss anbauen, wie Kartoffel und Gemüse, so ist eine vegetarische Ernährung bei geschickter Anordnung durchaus möglich, wie die heutigen Vegetarianer beweisen. Enthalten doch Erbsen noch mehr Eiweiss, als sogar fettarmes Fleisch: 118 Gramm Eiweiss sind in 529 Gramm Erbsen, aber erst in 538 Gramm fettarmem Fleisch enthalten. Es müsste nur ein Teil des Areals mit Ölpflanzen bebaut werden, um den Kohlenstoff der Stärke zum Teil durch Fett zu ersetzen. Denn 100 Fett rechnen, wie gesagt, in der Ernährung gleich 175 Kohlehydrat, und sind ungemein weniger voluminös, als stärkehaltige Pflanzen.

So scheint uns die Annahme von 4000 Menschen auf dem Quadratkilometer von Ravensteins „fruchtbarem Lande“ durchaus nicht übertrieben. Jedoch ist eine weitere Reduktion nötig, denn seine erste Region umfasst ja auch ausser Ackerland, Wiesen und Weiden (ca. 58%) Wälder und Ödländereien (23 resp. 19%). Die Ödländereien würden, das darf man annehmen, sehr stark zusammenschrumpfen, wie sie in den Ländern hoher Kultur tatsächlich vor unseren Augen in immer wachsendem Umfange in die Bewirtschaftung einbezogen werden. Wiesen und Weiden produzieren nahezu dasselbe Quantum menschlicher Nahrung wie der Acker. Denn nach Delbrück erzielen wir aus 10 pflanzlicher Trockensubstanz = 1 Fleischtrockensubstanz, die aber den achtfachen Nährwert hat wie die pflanzliche. Wir werden also sehr solide rechnen, wenn wir das kulturfähige Land der ersten Ravenstein'schen Region auf 65%, die Wälder auf 23%, die Ödländereien, Wasserflächen etc. auf 12% annehmen. Da diese Region in toto nach der korrigierten Rechnung 73,2 Millionen

<sup>1)</sup> Mulhall, S. 191.

qkm umfasste, so hätten wir also 47,6 Millionen qkm ertragsfähigen Bodens, der nach sehr mässigem Anschlage unter den angenommenen Voraussetzungen 190,4 Milliarden Köpfe ernähren könnte!

Nun haben wir noch 36 Millionen qkm Steppe und 11 Millionen qkm Wüste.

Dass mindestens die erstgenannte Bodenklasse in weitem Umfange in fruchtbares Land umgewandelt werden kann durch die Zufuhr des erforderlichen Wassers, unterliegt keinem Zweifel. Die artesischen Brunnen, die die Franzosen in der Sahara angelegt haben, und die unerhörten Erfolge der mormonischen <sup>1)</sup> und profanen Bewässerungsgenossenschaften in Utah und Californien beweisen es für die Neuzeit ebenso schlagend, wie die Bevölkerungsgeschichte Mesopotamiens, des Inkastaates, Palmyras und anderer „Wüstenparadiese“ für die Vergangenheit. <sup>2)</sup> Diese selbst für unsere Begriffe grossartigen Werke sind teils zu wesentlich politischen Zwecken (Sahara), jedenfalls aber mit den Mitteln verhältnismässig kleiner Körperschaften oder relativ armer Nationen ausgeführt worden. Niemand kann zweifeln, dass, wenn die Bevölkerung wirklich einmal so dicht geworden sein sollte, wie die Malthusianer — nicht wir! — prophezeien, wenn also der Nahrungspreis enorm hoch stehen würde, dass es dann technisch und ökonomisch — vom Standpunkte der Produktivität und der Rentabilität — möglich sein würde, durch Wasserwerke sonder Gleichen Steppen und Wüsten ertragfähig zu machen.

v. Fircks rechnete oben, dass die Steppen durchschnittlich 20, und die Wüsten durchschnittlich 5 Menschen pro qkm ernähren könnten; das macht durchschnittlich 16,3, oder rund  $\frac{1}{6}$  des auf dem fruchtbaren Lande Möglichen. Nehmen wir nun an, dass mit allen Verbesserungen der durchschnittliche Ertrag nur auf  $\frac{1}{10}$  der Ertragsfähigkeit der ersten Region zu bringen sei, und rechnen wir auch hier nur 65 % der Fläche als für menschliche Nahrungserzeugung geeignet, so erhalten wir auf 30,5 Millionen qkm nutzbare Fläche noch einmal 12,2 Milliarden ernährbare Menschen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. meinen Aufsatz: Die Utopie als Thatsache, in *Ztschr. f. Sozialwissensch.* 1899. S. 190 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. dazu Samson-Himmelstjerna a. a. O. S. 35 ff. über wenig bekannte „Kulturoasen inmitten trostloser Wüsten und Steppen im russischen Kolonialgebiet“, z. B. in Grusinien, im Kurathal u. s. w.

Zu einem etwas geringeren Resultat kommen wir, wenn wir diese meliorierten Steppen und Wüsten als die Viehzüchtländer der malthusianischen Zukunft betrachten. Wir wollen diese Rechnung noch machen, um gleichzeitig festzustellen, wie viel menschliche Nahrung heute schon durch intensivste Wiesenkultur als Fleisch produziert werden kann.

Heute hält man in Deutschland, auf das ganze Jahr berechnet, bei mittlerer natürlicher Weide 1 Stück Grossvieh auf 3 ha. Auf bewässertem Boden 1 Stück auf 1 ha. Auf bewässertem und gedüngtem Boden sehr viel mehr. Ob die Gärtner der Zukunft es rentabel finden werden, einen Teil ihrer Fläche mit Viehfutter im intensivsten Gartenbau zu bestellen, wird von der Richtung der Nachfrage und dem Preise von Milch, Eiern, Fleisch und Tierfett abhängen. Davon wissen wir nichts. Aber wir können getrost in unsere hypothetische Rechnung eines der günstigsten Ergebnisse der Gegenwart einsetzen, das wir finden. Dies ist wieder die Kanalinsel Guernsey. Hier werden auf 2100 ha Wiesen 1480 Pferde, 7260 Rinder, 900 Hammel und 4200 Schweine ernährt<sup>1)</sup> (auf gedüngten Wiesen).

Rechnet man Pferde und Kühe gleich, ein Schaf oder Schwein gleich  $\frac{1}{10}$  Kuh<sup>2)</sup>, so ernähren 2100 ha = 9250 Haupt Grossvieh, also pro ha 4,4 Haupt Grossvieh. Dann kann also der Quadratmeter 440 Stück Grossvieh ernähren. Das ist noch nicht das günstigste Ergebnis, denn auf einigen Rieselwiesen bei Mailand erntet man pro ha 45 Tonnen Heu, also genug für neun Milchkühe<sup>3)</sup>, alles in heutiger Ackerwirtschaft!

Mulhall rechnet, dass 1000 Stück vorhandene Rinder jährlich 54 Tons Fleisch liefern. Major Craigie nimmt sogar 67 Tons an.<sup>3)</sup> Rechnen wir im Durchschnitt 60 Tons! Dann würden also 440 Rinder per qkm 26,400, 900 Rinder per qkm gar 54 000 Kilo Rindfleisch liefern. Um den ganzen Eiweissbedarf des erwachsenen arbeitenden Menschen (118 g) zu decken, fanden wir 538 g Fleisch erforderlich. Nehmen wir an, dass diese Viehzüchter pro Kopf (Weiber, Kinder, Greise in eins gerechnet),

<sup>1)</sup> Kropotkin l. c. S. 298.

<sup>2)</sup> Nach Sering. Innere Kolonisation im östl. Deutschland. Leipzig 1893. S. 196.

<sup>3)</sup> Mulhall S. 15, vgl. oben S. 45.

nahezu ein ganzes Pfund Fleisch täglich verzehren sollten, statt ihren Eiweissbedarf zum Teil durch Milch und Pflanzenkost zu decken. Rechnen wir 350 deutsche Pfund = 175 Kilo pro Kopf und Jahr als Eigenverbrauch. Das würde den europäischen Durchschnittsverbrauch, der 61 engl. Pfund = 27,6 Kilo beträgt, mehr als 6 Mal übersteigen, und selbst den enormen Fleischkonsum des Viehzuchtlandes *κατ' ἐξοχήν*, Australiens, mit 276 engl. Pfunden = 125 Kilo, um 40 % übertreffen.

Rechnen wir nun ferner, dass pro Kopf noch einmal soviel Fleisch produziert werden muss, um die daneben erforderliche Pflanzenkost und die übrigen Lebensbedürfnisse zu kaufen und heranzutransportieren, so muss pro Kopf 350 Kilo produziert werden.

Dann wären pro qkm 75,4 resp. 154,3 Menschen möglich, je nachdem man die Zahlen von Guernsey oder diejenigen von Mailand zu Grunde legt. Das ergäbe eine von den Wüsten und Steppen zu erhaltende Menschenzahl von 2,3 resp. 4,74 Milliarden.

Wenn diese Zahl erheblich hinter der ersten Schätzung zurückbleibt, so hat das seine Ursache darin, dass wir bei jener von Gartenbaukultur, und hier nur von intensiver Wiesenkultur ausgegangen sind. Würde man dahin gedrängt werden, auch Viehfutter unter Glas zu bauen, so würde die Fleischproduktion pro qkm eine ganz andere Höhe erreichen, da nach Delbrücks oben zitierter Schätzung aus 10 Pflanzen-Trockensubstanz: 1 Fleischtrockensubstanz gewonnen wird. Und dahin würde man natürlich gedrängt werden, wenn die Voraussetzung der Malthusianer einträte!

Aber wir wollen hier nicht weiter in subtile Rechnungen eintreten, da das Endresultat dadurch nicht wesentlich verändert werden würde, ob wir die Bevölkerung der Steppen und Wüsten Ravensteins mit einigen Milliarden höher oder niedriger einschätzen.

Jedenfalls wird die Erde nach diesen Schätzungen unter Hinzurechnung der heute als Steppen und Wüsten fast ertraglosen Ländereien, und unter Einrechnung dessen, was die Flüsse und Seen bei wirtschaftlich-produktiver Ausnützung, und was die Ozeane an Nahrungsmitteln liefern können, stark über 200 000 000 000 Menschen ernähren können, fast eine viertel Billion!

Um einen naheliegenden Einwand vorwegzunehmen, müssen wir

in Rechnung ziehen, wo der „Wohnboden“ für eine so ungeheure Menschenmasse zu schaffen sei. Nun, es giebt Unland und Fels genug, die zu landwirtschaftlichen und gärtnerischen Zwecken nicht geeignet sind. Hier würden sich also die industriellen Ansiedlungen zusammendrängen. Im übrigen kamen in Berlin schon am 1./1. 1893 auf ein Gesamtweichbild von 63,37 qkm, wovon 1,91 qkm Wasser und 27,07 qkm., die noch landwirtschaftlich genützt wurden, rund 1 600 000 Einwohner. Auf jeden der 34,39 qkm, die von Häusern, Strassen und Eisenbahnen besetzt waren, kamen also 48 270 Menschen. Im Pariser Quartier La bonne nouvelle leben sogar 102 500 Einwohner, berechnet auf den Quadratmeter des Gesamtweichbildes.<sup>1)</sup> Überflüssig zu sagen, dass wir in einer solchen Zusammenpferchung nicht ein Ideal erblicken. Aber von einer „Wohnungsnot“ wären wir doch bei einer durchschnittlichen Dichtigkeit von höchstens 1850 Seelen pro qkm noch sehr weit entfernt.

Mit unserer Schätzung ist aber einer weiteren Steigerung durchaus nicht präjudiziert. Es ist uns unmöglich, die Tragweite künftiger technischer Fortschritte zu taxieren. Schon heute hat sich uns eine Reihe von Methoden erschlossen, um den Ertrag des Bodens zu vermehren, deren Effekt noch nicht abzusehen ist: die Beleuchtung der Treibhäuser mit elektrischem Lichte, die Leitung elektrischer Ströme durch den Boden, die Impfung des Bodens mit Bakterien, die den Stickstoff der Atmosphäre assimilieren und so den Boden düngen u. s. w. Schon heute können wir mit chemischen Methoden Cellulose in assimilierbare Verbindungen überleiten; damit wäre der Ertrag der Felder stark vermehrt, da wir ungefähr so viel Stroh ernten wie Körner.

Aber heute ist das ein wissenschaftlicher Versuch, der nicht praktisch wird, weil er nicht rentiert. Sobald er rentiert, und das würde er bei weiter wachsender Dichtigkeit, würden hier für neue Milliarden Nahrungsquellen erschlossen werden.

Brechen wir ab! Mag unsere Schätzung noch so phantastisch klingen, mag man ihre ja freilich ziemlich schwankende Grundlage bemängeln: das eine wird niemand bestreiten können, dass sie keinesfalls das heute schon berechenbare in dem lächerlichen Masse übertaxiert, wie die Ravenstein'sche Schätzung es unter-

---

<sup>1)</sup> Die Daten aus Brockhaus, Konv.-Lex. 14. Aufl.

taxiert. Es ist unter allen Umständen sicher, dass jedes noch so mühsame, noch so viel Arbeit verschlingende, noch so durch Werkzeuge und Hilfsstoffe kostspielige Verfahren der Landwirtschaft zu allgemeiner Anwendung kommen wird, sobald es rentiert, und dass es rentieren wird, sobald die Bevölkerung gross genug geworden ist, um durch eine einfachere und billigere Landwirtschaft nicht mehr genügend ernährt werden zu können.

Nun könnte man sagen, dass eine so riesige Zahl von Menschen nur ernährt werden könnte unter Verzicht auf alle höheren Güter der Kultur. Dieser wimmelnde Ameisenhaufen, der alles irgendwie ertragsfähige Land des ganzen Planeten unter Glas gelegt haben würde und seine Behausungen überall auf Fels und absolutem Unland zusammendrängen müsste, um den kostbaren Ackerboden nicht mit unproduktiven Häusern zu besetzen: dieser wimmelnde Ameisenhaufen hätte seine ganze Lebenszeit hindurch für nichts anderes Zeit, als für die Futtermittelversorgung.

Sehen wir zu, in wie weit dies zutrifft.

Kropotkin<sup>1)</sup> berichtet von einem Etablissement für Gemüsekultur des Mr. Ponce bei Paris. Er erntet jährlich: 10 000 Kilo Karotten, 10 000 Kilo Zwiebeln, Rettige und andere kleine Gemüsesorten, 6000 Köpfe Kohl, 3000 Köpfe Blumenkohl, 5000 Körbe Tomaten, 5000 Dutzend ausgewählte Früchte, 154 000 Köpfe Salat, kurz ein Gesamtertrag von 125 000 Kilo Gemüse und Früchte auf einem Raum von 1,1 ha. (Diese Zahlen übertreffen noch die oben unserer Rechnung zu Grunde gelegten Maximalergebnisse von Guernsey um 11,3<sup>0</sup>/<sub>10</sub>.)

Die Bearbeitung dieses Bodens wird von 8 erwachsenen Personen vollzogen; es bestellt also jede durchschnittlich 1375 qm, es braucht also für den qkm 727 derartige Produzenten. Rechnen wir zu ihnen den üblichen Durchschnitt der von ihnen zu versorgenden Familienmitglieder, so kommen wir auf 2000—2500 Urproduzenten, und es bleibt noch Nahrung genug übrig, um 1500—2000 Industrielle und Angehörige freier Berufe zu ernähren. Diese Annahme ist sicherlich noch zu ungünstig; denn in einer so dicht gesäten Gesellschaft, und namentlich, wenn der standard of life mit der Dichtigkeit so weiter wächst, wie es bisher geschehen, sind arbeitssparende Produktionseinrichtungen von einem

---

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 300/301.

Umfang technisch herstellbar und ökonomisch rentabel, von denen wir uns heute ebensowenig einen Begriff machen können, wie der Eisenarbeiter des mittelalterlichen Nürnberg von den Krupp'schen Werken in Essen. Um nicht dem Vorwurf utopischer Phantasterei zu verfallen, sei hier nur daran erinnert, dass das Problem der Erzeugung elektrischer Kraft aus dem Stromgefälle der Alpen und Skandinaviens und aus Ebbe und Flut an unsern Küsten technisch längst gelöst ist; jeder Kalkulator kann heute ausrechnen, wie hoch der gewöhnliche Arbeitslohn steigen muss, bis solche Werke auch ökonomisch möglich werden. Denn je höher der Lohn, um so rentabler sind mächtige Maschinerien, weil es dem Unternehmer ja nicht im mindesten auf Arbeitersparnis, sondern lediglich auf Lohnersparnis ankommt.

Bleiben wir aber bei unserer sehr ungünstigen Berechnung, so würden immer noch gegen  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  der Menschheit für die Gewinnung industrieller Rohstoffe und ihre Veredelung, für den internationalen und interlokalen Transport der geschaffenen Güter, und für alle „höheren Dienste“ übrig bleiben, unvergleichlich mehr als in der heutigen Gesamtwirtschaft. Aber dieses Prozentualverhältnis giebt kein Bild von der technischen Leistungsfähigkeit. Da muss man sich die absoluten Zahlen vorstellen! Nur auf die 540 658 qkm des deutschen Reiches kämen nach dieser Berechnung allein an Nichturproduzenten zwischen 525 bis 700 Millionen Menschen (mit Angehörigen). Und dass für derartige Scharen industrieller Produzenten alle jene Werke, die zur Vermehrung und Sicherung der Nahrungsmittelversorgung erforderlich wären, ein Kinderspiel sein würden, (Wasserwerke, Kanäle u. s. w.), das kann doch nicht wohl bezweifelt werden, denn sie unterliegen ja dem Gesetz der steigenden Erträge bei zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung und zunehmender Arbeitsteilung.

Wir haben jedoch keine Neigung, noch weiter ins Detail dieses sonderbaren Zukunftsbildes einzugehen, das wir, wir wiederholen es ausdrücklich, durchaus nicht auf eigenen Antrieb entworfen haben, sondern nur als eine Konsequenz, die aus Voraussetzungen folgte, die durchaus nicht die unsern sind! Das bitten wir unsere Kritiker zu beachten!

Mögen also die Völker in dem bisherigen Tempo weiter wachsen oder nicht, mag unsere Rechnung das mögliche sogar

stark überschätzen: jedenfalls ist der Zeitpunkt, in dem die höchste mögliche Produktion erreicht und die „absolute Übervölkerung“ eingetreten ist, selbst bei Zugrundelegung nur der heutigen Roherträge so fern, dass für eine ernsthafte Wissenschaft die ganze Erörterung ohne jedes Interesse ist. Würde sich doch nach v. Fircks<sup>1)</sup> selbst bei einer Zuwachsrate von 0,5% die heutige Volkszahl erst in 929,3 Jahren ver Hundertfachen, also mit ca. 150 Milliarden noch stark hinter unserer mässigen Berechnung zurückbleiben!

„Gewiss ist, dass von solchen allgemeinen Zukunfts-betrachtungen kein Weg zu praktischen Schlussfolgerungen für die Gegenwart führt“, sagt Gustav Rümelin<sup>2)</sup>. „Es ist namentlich ein überaus fern liegender Gedanke, wie der Erdkreis im ganzen je unheilbar überfüllt werden könnte“, bemerkt Roscher.<sup>3)</sup> Und Elster schreibt: „Bezüglich der Vermehrung der Unterhaltungsmittel lassen sich zuverlässige Angaben überhaupt noch nicht beibringen. Wir kennen noch nicht einmal den höchstmöglichen Grad der Intensität des Ackerbaus. Ausserdem sind grosse Gebiete der Erdoberfläche noch unbebaut. Von einem objektiven Mangel an Nahrungsmitteln wird man in absehbarer Zeit kaum sprechen können.“<sup>4)</sup>

Es ist das also eine Sorge, die wir mit Vertrauen den Nationalökonomien und Politikern des xten Jahrtausends überlassen dürfen.

Wenn nämlich die Prophezeiung der Malthusianischen Pessimisten richtig ist, wenn wirklich sich die ersten Zeichen einer absoluten Übervölkerung auf dem in ein Treibhaus verwandelten Planeten zeigen sollten: dann werden die ersten Symptome davon nicht etwa „positive Checks“, Vermehrung der Sterblichkeit etc. oder gar absolute Hungersnot sein, sondern das erste Zeichen wird sein ein auffälliger Knick in einer bisher regelmässig verlaufenden statistischen Kurve. Die Prozentzahl der Urproduzenten, die bisher regelmässig gesunken ist, wird zu steigen beginnen;<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> l. c. S. 294.

<sup>2)</sup> Reden und Aufsätze 1875. S. 330.

<sup>3)</sup> l. c. S. 612.

<sup>4)</sup> l. c. S. 768.

<sup>5)</sup> Anm.: Unseres Wissens hat zuerst Th. Hertzka diese Konsequenz gezogen. Leider können wir die Stelle nicht angeben, wollen aber nicht versäumen, seine Priorität anzuerkennen.

und dann mögen die Politiker und Staatsökonomien des xten Jahrtausends sich die Köpfe zerbrechen, wie sie der „überquellenden Geburtenfrequenz“ Herr werden können. Für uns hat die ganze Angelegenheit nicht das mindeste Interesse. Wir fühlen uns lebhaft an die „kluge Else“ der Grimm'schen Volksmärchen erinnert: Malthus fing an zu jammern weil ein ebenso schreckliches wie unwahrscheinliches Zukunftsbild vor seinem geistigen Auge erschien; und Alle, die ihm nachgesandt wurden, sahen dasselbe schreckliche Zukunftsbild, stimmten in das Jammergeschrei mit ein und riefen bewundernd: „Was haben wir für eine kluge Else!“

Der prophetische Malthusianismus der zweiten Abart, der mit Zahlen jongliert, hat keine logische und materielle Grundlage, er kann deshalb auch nicht mit logischen und materiellen Gründen widerlegt werden. Er gehört in die Klasse der Glaubensartikel: *credo quia absurdum*.

Aber selbst wenn man daran festhalten will, ist dieses Dogma für den Historiker, der sich mit vergangenen Dingen beschäftigt, sicherlich; — und für den Nationalökonom, der sich mit Vergangenheit, Gegenwart und allernächster Zukunft beschäftigt, ebenfalls ohne jede Bedeutung. „So wenig wie der „Einzelmensch sich dadurch von seiner Arbeit für morgen zurückhalten lässt, dass er einmal wird sterben müssen; so wenig wie die Menschheit sich um die verwandten pessimistischen Ausblicke kümmert (Erkaltung der Sonne, Rückkehr der Erde zur „Sonne in einer Spiralbahn, Zusammenstoss mit einem Weltkörper „etc.): so wenig hat uns der prophetische Malthusianismus zu „kümmern.“<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Mein „Grossgrundeigentum etc.“, S. 214.

## Schlusswort.

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung. Schritt für Schritt haben wir uns bemüht, die logischen Trugschlüsse und Erschleichungen nachzuweisen, die materiellen Behauptungen durch Thatsachen zu widerlegen, die die Bevölkerungslehre zusammensetzen. Wir sind sehr gründlich und weitschweifig verfahren: aber wir machen uns fast den Vorwurf, noch nicht gründlich und weitschweifig genug gewesen zu sein. Denn die Bekämpfung eines derartigen logischen Ungeheuers gleicht dem Kampfe gegen die lernäische Hydra. Man kann einem solchen Kraken nicht mit einem wohlgezielten Schlage das Rückgrat brechen; denn er hat kein Rückgrat. Und es genügt nicht, die sieben Köpfe nur abzuhauen, sondern man muss sie auch noch ausbrennen; sonst wachsen sie doppelt nach.

Wir haben, um es zusammenzufassen, uns bemüht, nachzuweisen, dass das, was man heute Bevölkerungstheorie nennt, sich zusammenwirft aus drei vollkommen verschiedenen Lehren, vollkommen verschieden, weil sie auf gänzlich verschiedenen Erwägungen aufgebaut sind, gänzlich verschiedene Thatsachen betreffen, und zu gänzlich verschiedenen Consequenzen führen. Wir haben versucht, diese Lehren logisch zu isolieren. Es sind:

1. Die eigentliche Malthus'sche Theorie! Sie enthält ein angebliches Naturgesetz, gültig für jede Stufe menschlicher Wirtschaft in **Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft**. Sie beruht auf einer groben Täuschung über den Geltungsbereich des „Gesetzes der Produktion auf Land“. Sie ist als solche niemals von der Wissenschaft anerkannt worden und dankt ihr grosses Ansehen nur Missverständnissen der beiden folgenden Lehrmeinungen.

2. Der „prophetische Malthusianismus“ erster Abart. Diese Lehrmeinung enthält Zukunftsbedürfnisse nicht

auf Grund eines Naturgesetzes, sondern auf Grund vorausgesetzter sozialer Komplikationen. Sie ist unhistorisch, weil sie in den Verhältnissen eines exportierenden Industrievolkes ein wirtschaftliches Novum mit grossen Gefahren zu sehen glaubt, obgleich es sich thatsächlich um nichts anderes handelt, als um die Manifestation einer uralten Entwicklungstendenz auf erweitertem Gebiete, und obgleich jene Gefahren zweifellos immer um so geringer werden, je grösser das unspannte Gebiet ist. — Sie ist ferner unorganisch, weil sie die wichtigsten Beziehungen zwischen der Produktion und ihrem Markt verkennt. — Für malthusianisch hält sie sich infolge eines Missverständnisses der Bedeutung, die das Wort „Übevölkerung“ bei Malthus hat. Sie setzt ihren eigenen recht unglücklich gewählten Begriff der „relativen“ Übevölkerung gleich dem der Malthus'schen „absoluten“ Übevölkerung.

3. Der „prophetische Malthusianismus“ zweiter Abart, „der mit Zahlen jongliert.“ Er enthält eine Zukunftsbefürchtung, die nicht, wie bei dem vorigen, auf der Voraussetzung einer mangelhaften Anpassung der Wirtschaftsordnung an eine gewachsene Volkszahl beruht, sondern wieder, wie bei dem ersten, auf einer vorausgesetzten Kargheit der Natur; er unterscheidet sich aber von der eigentlichen Malthus'schen Theorie dadurch, dass dieses Missverhältnis nicht die Regel jeder Wirtschaftsgemeinschaft sein, sondern erst in irgend einer Zukunft eintreten soll. Er hält diese Zukunft für nahe infolge einer grotesken Verkennung der möglichen Nahrungsmittelerzeugung und Volkszahl, und er hält sich für malthusianisch infolge eines Missverständnisses der Bedeutung, welche das Wort „Tendenz“ bei Malthus hat, indem ein streng mathematischer Ausdruck als eine vage Zukunftsdrohung gefasst wird. Diese Meinung kann man nicht widerlegen, da sie keine der Widerlegung fähigen Grundlagen besitzt. Sie kann richtig sein, oder nicht richtig sein: in keinem Falle liegt eine Notwendigkeit vor, sie zu diskutieren, da sie sich auf eine unübersehbare Zukunft bezieht.

Diese drei Theorien verschlingen und durchdringen sich, wie gesagt, zu dem, was man heute „Bevölkerungstheorie“ nennt, und bilden einen fast unentwirrbaren Knäuel von Trugschlüssen.

Ob es uns gelungen sein wird, diesen Knäuel so zu ent-

wirren, dass die Wissenschaft das Dogma aufgeben wird? Wir wagen es kaum zu hoffen. Denn „schon viele zogen vor ihm aus, zu wagen den gewaltigen Strauss“, ohne dass es gelang. Freilich hat man sich, soweit ich die antimalthusianische Litteratur zu überschauen vermag, bisher viel zu sehr auf die Prophezeiungen eingelassen. Niemand hat die Trugschlüsse der Gegner logisch aufgedeckt, und noch weniger die ganze Frage systematisch von allen Seiten her beleuchtet. Trotzdem fürchte ich, dass es noch lange währen wird, bis der letzte Anhänger des eigentlichen oder prophetischen Malthusianismus bekehrt sein wird. Was v. Jhering von der Aufhebung eines bestehenden Rechtes sagt, das gilt auch von der Zerstörung eines theologischen oder wissenschaftlichen Dogma: „Es ist, als sollte man einen Polypen losreißen, der sich mit tausend Armen anklammert.“

Aber „in magnis voluisse sat est,“ und es ist ein „magnum“ was hier zu leisten ist. Denn das Bevölkerungsprinzip ist heute geradezu der Kern- und Ausstrahlungspunkt aller wesentlichen Irrtümer der gesamten Soziologie. Jeden Weg des wissenschaftlichen und praktischen Fortschrittes sperrt heute ein Wächter, dem jene Theorie die Waffen in die Hand gegeben hat. Ist doch diese grundfalsche und höchst verderbliche Lehre fast das einzige Stück sicheren theoretischen Besitzes, über das der überwiegende und allein einflussreiche Teil der Wissenschaft noch zu verfügen glaubt. So sagt Gustav Cohn ausdrücklich:<sup>1)</sup> „Das Bevölkerungsgesetz ist nach meiner Überzeugung das unerschütterlichste und wichtigste Naturgesetz der ganzen bisherigen Nationalökonomie.“

Wer daher den Malthusianismus auf Grund der oben niedergelegten Ausführungen aufzugeben sich gedrungen fühlt, der muss sich klar machen, dass er damit die letzte tragende Säule der heutigen theoretischen Nationalökonomie umstürzt, und dass es neuer Substruktionen bedürfen wird, wenn man in Zukunft nicht mehr nur noch von einem Wissen, sondern von einer Wissenschaft der Volkswirtschaft soll sprechen dürfen.

Ich habe den Grundriss einer solchen, von dem Malthusianischen Irrtum befreiten Soziologie für die beiden Hauptgebiete, Nationalökonomie und Geschichte, in meinem „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ in den größten Zügen zu zeichnen versucht.

<sup>1)</sup> l. c. S. 530.

Hier dürften sich, so möchte ich hoffen, für die nötig gewordenen neuen theoretischen Substruktionen einige Bausteine auffinden lassen. —

Insbesondere muss man sich klar sein, dass nach Preisgebung der Malthusschen Theorie das Problem des Sozialismus<sup>1)</sup> sich wieder in voller Grösse aufrollt. Wenn nämlich Not, Elend und Laster in der Welt nicht bedingt sind durch ein ehernes Gesetz der Natur, das nur die Weisheit der gereiften Menschheit dereinst wird überwinden können, dann muss für Not, Elend und Laster der Vergangenheit und Gegenwart ein anderer Erklärungsgrund ausfindig gemacht werden. Und es möchte schwer sein, diesen Erklärungsgrund in etwas anderem zu finden als in der Organisation des Staates und der Gesellschaft. Somit behielte Godwin also gegen Malthus recht.

Wenn ferner das Bevölkerungsprinzip nicht richtig ist, so ist auch der Malthussche Beweis für die Unmöglichkeit einer Gesellschaft der wirtschaftlichen Gleichheit und für die immanente Notwendigkeit derjenigen, sogenannten „bürgerlichen“, Wirtschaftsverfassung, die er in Grossbritannien seiner Zeit um sich sah, widerlegt. Wer den sozialen Staat heute bekämpfen will, der muss es aus andern Gründen als aus populationistischen thun, aus technischen und namentlich psychologischen, wie das z. B. auch Adolf Wagner korrekterweise versucht. Aber das hat Malthus nicht gethan; er hat im Gegenteil ausdrücklich ausgesprochen, dass der Staat der Gleichheit als unbedingt psychologisch unmöglich nicht betrachtet werden kann; er sei nur wahrscheinlich nicht möglich.<sup>2)</sup>

Somit ist das ganze Knäuel der sozialen Fragen, das Alexander-Malthus mit dem Schwerte seines Prinzips zerhauen wollte, wieder unentwirrt vor unsern Augen; und es erwächst jetzt der Wissenschaft die Aufgabe, die Lösung dieser gewaltigsten aller Fragen von neuem in die Hand zu nehmen.

---

<sup>1)</sup> Um Missverständnissen vorzubeugen sei hier bemerkt, dass Sozialismus nicht etwa gleichbedeutend ist mit Kommunismus oder Kollektivismus. Ich verstehe darunter eine Wirtschaftsordnung ohne Grundrente, Unternehmerprofit und Kapitalzins. In dieser Bedeutung ist der Sozialismus ein Ziel; der Kommunismus oder Kollektivismus nur ein angeblich zu diesem Ziele führender Weg, den ich mit der geltenden Wissenschaft für ungangbar halte.

<sup>2)</sup> L. c. S. 444.

Für Malthus waren politische Verfassung, Grundbesitz-Verteilung, wirtschaftliche Bevormundung durchaus Dinge untergeordneten Ranges.<sup>1)</sup> Eine schlechte Verfassung konnte die Leiden des Volkes vermehren, eine gute sie mildern: aber an die Wurzel des Übels reichte keine menschliche Macht; ja die meisten der politischen Übel erschienen ihm sogar als notwendige Folgen seines Prinzips.

Mit der Widerlegung dieses Prinzips für Vergangenheit und Gegenwart treten aber jene „sekundären“ Ursachen für uns wieder in die Rolle von Ursachen erster Ordnung ein; und jetzt ist von neuem zu untersuchen, ob nicht doch die menschliche Macht an die Wurzel des Übels reichen kann, ob eine Organisation der Gesellschaft technisch und psychologisch undenkbar ist, in der Not, Elend und Laster als Massenerscheinungen verschwunden sein werden.

Ob eine solche Gesellschaft denkbar ist, darüber kann freilich an dieser Stelle nicht gehandelt werden: wir haben hier nur mit aller Bestimmtheit festzustellen, dass nach dem Fall der Malthus'schen Theorie es wieder wissenschaftlich erlaubt ist, diese Dinge zu untersuchen. Der Weg war verschüttet, jetzt ist er wieder frei. Ob er zum Ziele führen wird, das muss eben untersucht werden.

---

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. S. 424, 680/1 und oben zitierte Stellen.